Princeton University Library
32101 067519387

Die Herrlichkeit des Cyriakus Kopp

und andere Erzählungen

von

Carl Friedrich Wiegand

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Die Herrlichkeit des Cyriakus Kopp
und andere Erzählungen

Von Carl Friedrich Wiegand ist ferner erschienen:

Bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart:

„Stille und Sturm“, Neue Gedichte. Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—.

Bei Huber & Co. in Frauenfeld:

Niederländische Balladen.

Winternacht. Drama in drei Akten.

Der Korse. Tragödie in einem Akte.

Bei Rascher & Co. in Zürich:

Marignano, Ein Schweizer Volksdrama in fünf Aufzügen.

Die Herrlichkeit des Cyriakus Kopp

und andere Erzählungen

Von

Carl Friedrich Wiegand

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin 1913

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1913
by Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Druck
der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in
Salach, Württemberg

Inhalt

	Seite
Die Herrlichkeit des Cyriakus Kopp	7
Der alte Schabert	221
Mein Freund, der Herr Professor	279
Adinda	295
Die Synkope	337
Wrack	351
Alla Finestra	377

3496
.953
.345
(RECAP)

552118

Die Herrlichkeit des Cyriakus Kopp

Eine Dorfgeschichte aus dem Jahre 1813

Es war im Frühjahr des Jahres 1812, als die unheilvolle Verkündigung, Napoleon rüſte zum Kampfe gegen Rußland, in die Umgebung von Leuba drang.

Es war kein Brief und kein Bote, der dieſen Bericht brachte; das Gerücht kam herein, wie eine böſe Krankheit ſich einſchleicht. Furcht begann den Atem zu beſchweren, und die Schläge der Kirchenglocke ſchütterten am Abend tiefer in den Bauernherzen.

Es erwachte wieder die ſchwärende Erinnerung an das Jahr 1806, an die kaum vernarbten Mißhandlungen, Plünderungen und Verwüſtungen. Es ging wieder durch die Gehöre das klirrende Gedröhn fahrender Geſchütze, das metalliſche Klingen der Kanonenrohre, wie es der achtzigjährige Jba, ein Veteran aus dem Siebenjährigen Kriege, von Jena her noch in der Bruſt verſpürte, der damals mit einem Häuflein Bauern an der großen Straße, die von Weißenfels nach Leipzig führt, geſtanden hatte, die Kappe in der Hand, die ſpärliche Locke dem Winde der Landſtraße preisgegeben: ſcheltend und fluchend,

mit fackelnden Augen rasten französische Reiter, Kürassiere, vorüber; rasselnde Geschütze donnerten über die Brücke; unter steilen Pelzmützen und staubigen Brauen drohten die finsteren Blicke der napoleonischen Gardisten.

Und wie würde es nun wieder werden, da die Aasvögel über Deutschland schon kreisten?

Tatsächliches wußte man freilich nur wenig. Um so dunkler und ängstlicher wurden die Vermutungen, pochender die Erwartungen.

Große Magazine wurden in den umliegenden Dörfern angelegt. Napoleon hatte es befohlen, und es wurde ihm bitter gehorcht. Fuhren und Vorspann wurden verlangt, Vorräte aufgehäuft, Hafer und Heu, Roggen, Weizen und Kartoffeln requiriert, mit schlechten Preisen oder gar nicht bezahlt.

Anfangs März kamen die ersten Truppen durch.

Der Schloßherr des Dorfes, der Amtmann und Gerichtsherr des Kreises und Patron des Kirchspiels, Freiherr von Leuba, brachte wie im Jahre 1806 seine Familie nach Leipzig in Sicherheit, ließ nur einen halbtauben verheirateten Knecht zurück und übergab die Schlüssel des Herrenhauses dem Pfarrer. Einquartierungen lagen bereits rings in allen Ortschaften, und der alte Jammer über die Roheit der Stückknechte, über die Anmaßung der Fouriere, über die Erpressungen der Portugiesen, die Tierquälereien der Italiener,

die Gewalttätigkeiten der Franzoſen ertönte aus allen Hütten und Bauernhäuſern.

Nur Leuba war bis zur Stunde verſchont geblieben.

Es war ſpät abends, am 19. März 1812, als der junge Eibenberg, der Müller aus der Obermühle, mit den Worten in den „Lindenkrug“ trat: „Die Franzoſen ſind da!“

Augenblicklich verſtummte der Wirtshauslärm. Von draußen aber klapperte der Hufſchlag von Roſſen, und als Peter Abendroth, der ſtiernackige Wirt, den Kopf durch das niedrige Fenſter ſchob, ſah er im unſicheren Lichte des abnehmenden Mondes die Säbelſcheiden und den Meſſingzierat zweier Reiter aufblitzen, die, dem Galopp ihrer Pferde nachgebend, geradeaus ſtrebten, ohne links und rechts zu ſehen. Zu gleicher Zeit aber vernahm man das Gebrüll und Stöhnen von Ochſen, die einen ſchweren Wagen aus dem Unterdorfe nach der Linde führten.

„Wir wollen das Licht ausmachen,“ ſagte das Weib Abendroths zitternd, dagegen aber erhob ſich der alte Jba: „Nichts da!“

Die übrigen hatten ſich erhoben, ſtanden in Erwartung, riſſen die Fenſter auf, lauſchten auf die Peitſchenhiebe und fremdartigen Scheltworte, die von draußen hereinklangen. Ein Reiter überholte das Ochſengeſpann, rief den Soldaten ein Wort zu und fragte, an der Wirtſchaft ſein Pferd parierend,

in gebrochenem Deutſch: „Iſt das der Weg nach Leipzig?“ Da trat Iba vor das Haus auf den Treppenpodeſt und beſchrieb ihm den Weg: daß er über den Höhenkranz, der das ganze Dorf einſchloß, nach Norden vorſtoßend, auf die Straße von Altenburg nach Leipzig träfe.

Da ſchwang ſich der Reiter aus dem Sattel, band das Roß am Holzgeländer an und ſtieg die Treppe empor. Er bot in der rauchigen Wirtsſtube höflich „Guten Abend“, leuchtete mit ſeinem geröteten Geſichte etwas mißtrauiſch den Kreis der Bauern an und befahl, daß ſofort einige Bund Heu und zwei Schüttel Stroh herangebracht würden.

Der Dorfſchulze von Leuba, Johannes Bohn, verließ mit einem Knecht den Krug, das Gewünſchte herbeizuſchaffen, während hinter dem Leutnant vier franzöſiſche Soldaten eintraten, die ſelbſt in Gegenwart des Offiziers ſich wenig reſpektvoll benahmen, für ihr beſtelltes Bier wohl einige Kupfermünzen hinwarfen, im Augenblick aber, als dieſer die Stube verließ, zwei Schinken und eine angeſchnittene Speckſeite, die über dem Schenktiſch hingen, herunterriſſen und in ihre Mäntel zu wickeln verſuchten. Da ſchrie die Wirtin laut auf. Es entſtand ein Tumult, den die Franzoſen mit rohem Gelächter beantworteten. Als ſie aber dreiſt nach dem Biere der Bauern griffen und einem rothaarigen Leubaer, der im blauen

Kittel halb angetrunken daſaß, das Glas vom Munde wegnahmen, fielen zwei Stühle um, die im Gedränge zur Seite geworfen wurden, und an der Tür ſtand, die Hände an den beiden Pfoſten, der Rothaarige, ſich breit aufpflanzend: „Keiner geht hinaus, erſt wird bezahlt!“

Niemand wußte, was der nächſte Augenblick bringen konnte. Der alte Iba rief warnend den Rothaarigen an, ſchon aber hatte dieſem ein Franzoſe mit einem unterdrückten Wutlaut in den roten Vollbart gefaßt, und es wäre jetzt ſchon Blut gefloſſen, wenn der junge Offizier nicht dazwiſchengetreten wäre.

Der Leutnant, der die Schinken in den Händen ſeiner Soldaten ſah, verfinſterte die Stirn, ſagte aber nichts. Er knöpfte, äußerlich gelaſſen, ſeinen Mantel auf, der inwendig mit Seide gefüttert und in viereckigen Feldern geſteppt war, nahm das Taſchenmeſſer, das der Rothaarige krampfhaft in der Rechten hielt, mit einem freundlichen Wort aus deſſen Hand und ſchnitt zwei kleine viereckige Felder ſeines Mantelfutters auf, worauf zwei Goldſtücke zum Vorſchein kamen. Er klaubte die Goldſtücke aus dem Seidenfutter heraus, legte ſie auf den Tiſch und befahl zwei Soldaten, das mittlerweile durch den Schulzen herbeigebrachte Heu auf das Ochſenfuhrwerk zu legen. Dann wandte er ſich höflich an den alten Iba, bat ihn, mitzukommen, um dem Fuhrwerk den Weg zu weiſen.

In diesem Augenblick ergriff der älteste der französischen Soldaten, ein Graubart, der noch im Zimmer stand, die beiden Goldstücke, die sein Vorgesetzter auf den Tisch gelegt hatte, steckte sie in die Hosentasche, nahm eine drohende Haltung ein und begann auf Französisch laut zu schimpfen. Der junge Leutnant, dessen Auftreten von Anfang an den Eindruck gemacht hatte, als ob er seiner Leute nicht sicher sei, fuhr nach der Waffe, besann sich aber nochmals. Er biß sich zornig auf die Unterlippe und schrie in bebendem Ton den alten Soldaten an, das Goldstück herauszugeben. Als dieser aber keine Anstalten machte und mit geringschätzigen Bewegungen weiter polterte, flüsterte er dem alten Iba auf Deutsch zu: „Helfen Sie mir! Sie haben starke Leute. Es wird Ihnen nichts geschehen. Diese Menschen sind nicht zu bändigen."

Da bewegte sich der Franzose, gereizt — obwohl er der deutschen Sprache zwar nicht mächtig war, den Ton seines Vorgesetzten aber wohl verstanden haben mochte — langsam auf den Offizier zu, spie ihm ein Schimpfwort ins Gesicht und wollte hinausstolpern. Da faßte der Rothaarige, dem niemand dies zugetraut hätte, den Franzosen von rückwärts im Genick, hielt ihn einen Augenblick, aber nur einen Augenblick. Ehe man einen Atemzug tun konnte, war der Pallasch des Küraſſiers frei, sauste in einem blinkenden Spitzbogen hinauf nach der Decke, herab nach dem Kopf des Offiziers,

traf aber klirrend die trübschwelende Öllampe, die an einer eisernen Kette am Stubenbalken hing, so daß augenblicklich Dunkelheit eintrat. Von einem aus allen Kehlen gleichzeitig ausgestoßenen Schreien erzitterte ununterbrochen betäubend die Luft. Es begann ein Treten, Stöhnen und Würgen in der dicken Finsternis: französische und deutsche Flüche, unterdrückte Kehllaute, halb Wiehern, halb Triumph und Gelächter, heisere Schreie, wie von verbissenen Hunden. Gläser brachen und Fenster splitterten. Dazwischen hörte man in kurzen Pausen den spitzen Notruf: „Licht! Licht! Licht!“

Als man endlich ein Gutlicht angezündet hatte, sah man den graubärtigen Soldaten im Blute liegen, eine Klinge war durch seine Kehle gefahren. Er röchelte leise.

In den seltsamsten verzerrten Stellungen, wie sie Schreck, Furcht, Zorn und Abwehr hervorbringen, krümmten sich die entsetzten Bauern hinweg; auch der Rothaarige taumelte rückwärts, mit den Händen weit ausgreifend, als er den Franzosen, um den ein Kreis sich gebildet hatte, sterben sah. Nur der junge Offizier, der an der linken Schläfe blutete, stand aufrecht und brachte mit einem kurzen Ruck seinen Mantel in Ordnung. An den Türpfosten lehnten, bleich und gelähmt, die drei anderen französischen Soldaten. Der Offizier kehrte sich um, stieß seine Waffe klatschend

in die Scheide, ſah die Soldaten an, als wollte er ſagen: So halte ich Gericht! und befahl: „Mais emportez-le donc!“ Die Soldaten traten ſofort herzu, wollten den blutigen Pallaſch zuerſt aufheben, aber der Rothaarige hatte den Fuß auf der Klinge ſtehen und wich nicht. Sie ſchleppten den Toten hinaus und hinunter und legten ihn, während die ſcheuen Bauern mit hochgehobenen Stalllampen herumſtanden, auf den Wagen und warfen Heu und Stroh über ihn hin.

Die Ochſen, die aus den Hufen bluteten und ſich kaum emporraffen konnten, legten ſich mit Mühſal in die Stricke.

Der alte Iba und Johannes Bohn gingen, als das Fuhrwerk ſich in Bewegung ſetzte, neben dem Leutnant, der ſein Pferd am Zügel führte, dem Wagen voraus. Das Herz ſchlug den beiden Männern. Sie ſtöhnten, klagten und ſprachen in unterdrückten Lauten, ohne daß ſie ſelbſt wußten, was ſie ſagten.

Als ſie das Dorf weit hinter ſich hatten und in den hohen Fichtenwald traten, der ſchwarz in der Nachtſtille auf dem Höhenzug ſtand, dankte der Leutnant und bat, daß ſie nun umkehren möchten.

Johannes Bohn, der noch eine Weile dem Fuhrwerk, über deſſen Leiter ein Bein des Getöteten herabhing, nachgeſehen hatte, wandte ſich ſchließlich um und holte auf halbem Wege den alten

Iba ein, der in gebückter Stellung mitten auf dem Fahrweg ſtand. Ein dunkler Fleck auf dem Wege, der in der unſicheren Beleuchtung in einiger Entfernung ſichtbar war, ſah ſo aus, als ob ein Menſch auf der Straße läge. Beide Männer, die ſonſt nicht unbeherzt waren, gingen langſam darauf zu und hoben ſchließlich einen Soldatenmantel auf. Es beſtand für ſie kein Zweifel, daß die Franzoſen ihn verloren hatten, aber ſie verſpürten keine Luſt, dem Fuhrwerk nachzugehen. Der Mantel war ſo ſchwer, als berge er Bleigewichte, und Bohn forſchte ſchon, aber er fand nichts in den Taſchen. So gingen die Alten ins Dorf und brachten den Mantel, den ſie abwechſelnd trugen, nach der Wirtſchaft.

Der Pfarrer von Leuba, Erhard Feuerſtein, ſtand über dem friſch aufgeputzten Blutfleck, machte große Augen hinter der Brille und predigte. Frauen ſaßen verſchüchtert bei der Wirtin in der Ecke, und die Bauern ſtanden ſchweigend umher.

„Wenn ihr gute Patrioten ſeid, ſo laßt euch aus allen Händeln. In dieſer ſchweren Zeit iſt dem Wehrloſen größte Vorſicht geboten. Wir wollen Gott danken, wenn uns wegen dieſer Tat nicht das Dorf über dem Haupt angezündet wird.“

„Wehrlos ſind wir nicht,“ ſagte ruhig der Schmied Ziegel.

„Laßt ſie nur kommen,“ prahlte der Rothaarige, „ich werde ſchon mit ihnen fertig.“ — „Gerade

Ihr, Cyriakus Kopp," entgegnete der Pfarrer, „ſolltet Euch ſtille verhalten, endlich auf meine häufigen Ermahnungen hören und ein ehrbares Leben beginnen. Ihr habt Leuba noch keinen Segen gebracht. Ihr ſeid im Trunke ein Unhold, der aufrühreriſche Reden führt und die Jugend verwirrt!"

„Oho!" fuhr Cyriakus Kopp auf. Der Pfarrer aber blieb unbeirrt: „Wenn das Schlimmſte zum Schlimmen kommt, ſeid Ihr, Cyriakus Kopp, ja doch niemals zu finden. Man hat Beiſpiele genug". Und dann wendete er ſich an die übrigen: „Bleibt in euren Familien, in euren Häuſern, damit ein Mann vor den Schwachen ſteht, wenn der Feind an das Haus pocht, und ihr, Mütter, betet mit euren Kindern, daß er Leuba verſchont!"

„Herr Pfarrer," ſagte der Wirt Abendroth, „wir ſind ſo ängſtlich nicht. Vor ſechs Jahren haben wir's ausgehalten, ſchlimmer wird's diesmal auch nicht werden."

„Vor ſechs Jahren," ereiferte ſich Erhard Feuerſtein. „Vor ſechs Jahren! Beruft es nicht! Leuba iſt freilich damals gut weggekommen. Wir blieben, wenn wir auch den letzten Gulden für die Kriegsſteuer hergeben mußten, vor Gewalttat, Mord und Brand verſchont. Habt ihr vergeſſen, wie in der Umgegend die Welſchen hauſten!" Und er ſchloß mit erhobener Stimme: „Beruft es nicht! Es war ein Wunder, daß der Feind an

unſeren Türen vorüberging, während rings das ganze Land ſeufzte. Gebt Gott die Ehre, weil über Leuba ſeine Gnade ſo ſichtbar gewaltet!“

Schon wollte er gehen, befriedigt über die Wirkung ſeiner Worte, denn in der Wirtsſtube war man ganz andächtig geworden, als des Rothaarigen Stimme erſcholl: „Abendroth, Leipziger Bier, wir trinken noch einen, weil's damals ſo gut ging!“ Die Jungburſchen lachten heimlich. Pfarrer Feuerſtein kehrte aber auf der Stelle zornig um: „Cyriakus Kopp, Ihr ſeid ein gottloſer Menſch! Ihr habt drei unverſorgte Kinder und ein ſchwaches Weib daheim. Ihr brauchtet nicht das teure Lagerbier zu trinken, während Eure armen Kinder froh wären, einen Schluck Milch zu haben.“

„Rach—ha,“ lachte Kopp, ſchlug ein Goldſtück auf den Tiſch, und indem er die verquollenen Augen zukniff und den wirren Schädel nach vorn hangen ließ, ſchaute er den Pfarrer von unten herauf an und grunzte wie ein Tier: „Abendroth, Leipziger Bier, da iſt Geld!“ Während der Wirt einen Krug ſchaumigen Lagerbiers brachte, verließ der Pfarrer, bebend vor Erregung, die Stube. Die Bauern ſetzten wieder ihre Kappen auf und ſchauten neugierig auf den Eichentiſch, auf dem die Goldmünze lag. Sie waren ſonſt nur Silbergeld gewöhnt.

„Weiß Gott, das iſt ja franzöſiſch Gold, ein Napoleon,“ ſagte der Wirt. Und alle ſtanden

nun um den Tiſch. „Und da iſt noch einer,“ ſagte Kopp, „und der gehört Euch, Abendroth, von Rechts wegen, ich hab' ihn dem Franzoſen abgenommen.“ Und als ihn nun die Bauern ſcheu und ungläubig anſchauten, laut lachten oder ihn verhöhnten, ſtürzte Kopp das Bier hinunter und rief mit ſchaumigem Barte: „Meint Ihr, ich fürcht' mich vor dem Pack? Ich hab's ihnen gezeigt, ſie ſollen nur kommen, einem nach dem anderen raſier' ich den Hals ab.“

„Du hätteſt den Franzos —?“ fragte der alte Iba, „du hätteſt — du Schandmaul? Und rühmſt dich noch? Kein Menſch iſt in der ganzen Wirtſchaft, der dir das glaubt.“

Da zog Kopp die Waffe des Franzoſen hervor, die er zwiſchen den Knien gehalten, fuchtelte in der Luft herum, ſo daß die Köpfe ausbogen, und ſchrie Iba an: „Wer denn, du vielleicht? Siehſt du das Blut da an der Klinge?“ An ſeiner Prahlerei ſich berauſchend und wütend, weil keiner ihm glaubte, zeigte er dem Wirt den Pallaſch. „Das iſt Franzoſenblut, ſiehſt du das?“ Auch Iba bückte ſich nach der Klinge: „Ein paar Spritzer, jawohl,“ ſagte er, „ſchlimm genug, aber noch ſchlimmer, Kopp, wenn du's geweſen wärſt.“

„Das iſt all ſchon möglich,“ meinte der Wirt, eines der beiden Goldſtücke wie zufällig in der Hand wägend. Da meldete ſich der Bauer Hornung. Auf die zertrümmerte Lampe weiſend,

polterte er heraus: „Wie der Franzos den Schlag getan hat, bin ich ihm in den Arm gefahren.“

„Jawohl,“ ſchrie Kopp, „und ich, eins, zwei, drei, hab' ihm den Säbel aus der Hand herausgedreht.“

„Nur der Leutnant hat, wie's Licht kam, einen Degen in der Hand gehabt, und der Pallaſch des Soldaten hat auf dem Fußboden gelegen,“ rief Johannes Bohn. „Ich könnt' drauf ſchwören,“ warf der Wirt dazwiſchen, „daß an dem Degen des Leutnants kein Blut war.“

„Das hat kein Menſch geſehen,“ ſagte Iba. „Flipp, flupp war das Ding in der Scheide. Wirt, was willſt du und was verſtehſt du? Hättſt deine Freude dran, aus dem Kopp einen Herrgott zu machen. Wenn er's getan hat, iſt er ein Mordbub'. Jawohl, Kerl,“ ſprach er zu dem Rothaarigen, „jetzt ſperrſt du das Maul auf, weil du beſoffen biſt! Dank Gott, Mann, daß dir das Meſſer noch nicht am Halstuch ſitzt. Wenn's auskommt, wirſt du morgen ſchon dich verfluchen und Stein und Bein ſchwören —“

Iba hatte einen Augenblick zu den Bauern geſprochen; als er ſich nun umwendete, hatte Kopp den franzöſiſchen Soldatenmantel, den jener auf der Straße gefunden, von einem Stuhl aufgenommen und angezogen. „Schwiegervater,“ ſagte er zum Dorfweibel, „gib mir die Schildmütze her,“ und ſtolzierte, den blutigen Säbel präſentierend,

durch die Stube. „Zieh den Mantel aus, auf der Stelle!“ befahl Iba. „Den Mantel hab' ich gefunden, und ich bin dafür verantwortlich.“ Und da Kopp als Antwort ihm eine gemeine Bewegung machte, rief der alte Mann den Schulzen an: „Bohn, du warst dabei, du weißt's! Der Mantel gehört aufs Schulzengericht. Stecken wir in Leuba Fundgut ein? Der Leutnant war ein ehrlicher Mann; er hat Euch, Abendroth, bezahlt und die Goldstücke aus dem Mantel herausgeschnitten.“

Weil Kopp betrunken war, wagte sich niemand an ihn heran. Während man links und rechts Partei nahm, fühlte der Rothaarige durch die Manteltaschen nach dem Futter, stieß mit dem Finger auf harte runde Dinge, spürte heiß das übermäßige Gewicht des Mantels, wurde atemlos und ließ die Augen links und rechts wandern, wie einer, der nach innen schaut, überlegt und sich Mühe gibt, ruhig zu bleiben. In diesem Augenblick trat, von der Straße kommend, mit einem Schurzfell angetan, ein Fuhrmann ein, stellte die Peitsche in die Ecke und berichtete, daß er einem von Franzosen bewachten Fuhrwerk auf der Höhe begegnet sei, es halte am Walde. Man habe dort oben zwei große Feuer angezündet, um wahrscheinlich einen Toten zu begraben, der auf dem Gesicht abseits im Grase liege. „Was haben denn die Franzosen auf dem Fuhrwerk gehabt?“ fragte Iba. „Ich glaub', es waren Monturen,“ sagte der Fuhrmann.

Nun erzählte man dem Angekommenen, der Branntwein in Fässern von Leipzig aufs Land führte, was vor kurzem vorgefallen. Darüber hatte sich Cyriakus Kopp, der indessen knurrend auf einem Stuhl saß und mit der Kappe spielte, gefaßt. Er trat ganz brav, den Treuherzigen spielend, auf Jba zu und sagte, als der Wirt seine Erzählung beendigt hatte: „Spaß beiseit, Jba, also der Mantel ist den Franzosen. Mäntel stehlen tu' ich nicht. Nehmt mir's aber nicht ungrad, wenn ich dahier von keinem Franzos uns auf der Nase tanzen lasse. Ich bring' den Franzosen den Mantel hinauf."

„Gut," erwiderte Jba, der sich freute, daß der Rohling einlenkte.

„Dann geht auch dein Sturm aus dem Kopf heraus," höhnte der Fuhrmann. Johannes Bohn aber faßte den Ortsweibel, der in der Ecke schlief, an der Schulter und befahl: „Auf, Uhde, du gehst mit! Du sorgst, daß alles in Ordnung kommt!"

Auf stöckerigen Beinen, sein weißes Bandelier über die Schulter hängend, ermunterte sich dieser, legte zum Gruße drollig die Hand an die Mütze und stolperte hinter Kopp zur Türe hinaus.

Am Dorfeingang sagte Cyriakus Kopp zu dem hinfälligen Weibel: „Geh, Schwiegervater, schlaf dich aus; ich bring' den Mantel allein hin, und wenn dich einer fragt, sagst du: alles in Ordnung!"

„Alles in Ordnung," lallte Uhde, der während des Sprechens ſchlaftrunken wider Kopps Bruſt fiel. „Das Frühjahr macht halt müd, aber ſchlafen darf ich nicht, der Bohn iſt eben ſehr ſtreng." Damit ſetzte er ſich auf einen Treppenſtein, ſchaute ein Weilchen nach dem gegenüberliegenden Dache und ließ dann den Kopf zwiſchen die Knie fallen. Kopp ging in rüſtigen Schritten die leicht anſteigende Landſtraße hinauf, ſah ſich nach dem Dorfe um, und als er merkte, daß niemand ihm folgte, ſchlug er, vom Weg abbiegend, einen Haken über die Felder und ging wieder in das Dorf hinein.

Er wohnte in der Struth, im Armenviertel Leubas, wo kein einziger Bauer ſeinen Hof hatte, nur verheiratete Knechte und geringe Leute in ihren kleinen Häuschen die Späne brannten, die vom Holze der Bauern abfielen.

Ungeſehen betrat er ſein Haus, riegelte ab und ſtolperte ins Zimmer. Sein Weib lag in einem hochgetürmten Bette. Sie war noch wach, hüſtelte, ließ aber kein Wort heraus. Kopp trieb ein wenig Schuſterei und pfuſchte in allen Handwerken. Es ſah wüſt in dem dunkeln, niedrigen Zimmer aus. Die Vögel in den Käfigen, denn er war, wenn er ein paar Kreuzer verdient hatte, ein Nichtstuer und Vogelfänger, regten ſich, und die Gans mit der jungen Brut, die ſein Weib vorſorglich jeden Abend in die Stube mit hineinnahm, damit die Ratten den Jungen nicht gefährlich wurden, ſchnatterte und

beruhigte ihre Jungen, bis dieſe leiſe ſingend und ſpielend ihre Köpfchen wieder bargen.

Kopp nahm das Öllämpchen, das ſein Weib die Nacht über auf einem Stuhle vor dem Bette ſtehen hatte und das mit ſeinem ſüßen und rauchigen Geſtank die Luft erſtickend erfüllte, behutſam auf und ging zu ſeinem Werktiſch, der mit Rumpelkram aller Art bedeckt war. Er ſchob die Unordnung zurück, daß das Werkzeug auf die Erde fiel, und warf den Mantel aus. Und nun ſaß er, das rote, aufgedunſene Geſicht nahe an das ſpärliche Licht der Ölfunzel drängend, über dem Mantel, mit fliegendem Finger am Futter hantierend. Seine Vermutung hatte ſich beſtätigt. So oft er ein genähtes Viereck aufſchnitt, blinkte ein Goldſtück. Es ging nur langſam vorwärts; eine Aufregung, die ihm die Halsadern ſchwellen ließ, bemächtigte ſich ſeiner, ja er fuhr ſich beim Auftrennen mit dem Taſchenknicker zweimal in die Hand, aber er achtete nicht darauf. Schon lag ein Häufchen Gold vor ihm, eine aufgetrennte Längsreihe hatte fünfundzwanzig Goldſtücke ergeben, und zwanzig Reihen waren es im ganzen. Nun ſaß er und rechnete. Es mußten wohl fünfhundert Goldſtücke im Mantel ſein, aber er hatte jetzt keine Ruhe, weiter aufzutrennen. Er ſchob die Tiſchplatte zurück, legte das Geld leiſe in den Tiſch, nahm den Mantel auf und ging in den Hof. Er taſtete im Dunkeln nach dem Ziegenſtällchen, über

dem ein kleiner Heuboden war, ſtellte ein Leiterchen an und ſteckte den Mantel unter das Heu. Dann trat er wieder aus dem Hauſe, hob den Kopf in das Mondlicht, ſog den Atem des jungen Jahres ein, ſchnobernd wie ein wollüſtiges Tier, und ſchlich ohne Kopfbedeckung, vorſichtig wie ein Fuchs, die Struth hinab. Seine Finger ſtreckten ſich nach dem Gelde.

Den Feldrain erreichend, eilte er über die Felder, ein dunkles Gefühl und den Wunſch kaum bewältigend, daß er den vorausfahrenden Wagen der Franzoſen noch einholen möge. Glühenden Auges ſuchte er, über die Äcker raſend, ſtürzend und fallend, fluchend ſich erhebend, den Weg. Das flackernde Feuer am Waldrand, das nur manchmal noch aufzüngelte, gab ihm die Richtung. Auf die Landſtraße traute er ſich nicht.

Das Feuer täuſchte ihn unabläſſig. Als er eine Viertelſtunde gerannt war, glaubte er ſo nahe zu ſein, daß er ſich zur Erde warf, um kriechend vorwärts zu kommen. Von einem plötzlich aufflammenden Lichte im Geſichte getroffen, wähnte er ſich jedesmal ganz in der Nähe, und jedesmal durchfuhr ihn der Schreck, erkannt zu ſein. Schon atmete er den Brandgeruch, glaubte den Wagen in der Dunkelheit zu erkennen und ſpie wütend aus, als es nur ein Holzſtoß war. „Wahrſcheinlich ſchlafen jetzt die Franzoſen,“ ſagte er ſich, war es ihm doch, als ob er laute Atemzüge höre. Und

er lauſchte, bis ihm die Ohren ſauſten. Es konnten keine vierzig Schritt mehr ſein. Ganz nahegekommen, erhob er den Kopf, ſpürte aber eine rauhe Hand plötzlich an ſeinem Genick. Er ſchrie auf, wollte ſich erheben, ward aber in den Graben geworfen. Er ſchlug mit den Händen um ſich und ſtammelte: „Ich will ja nichts, ich will ja nichts!“ Mit weitem Munde und aufgeriſſenen Augen lag er da, durchbohrte mit blöden Augen die Finſternis; aber es geſchah gar nichts.

Der Fichtenwald ſtand reglos wie eine eiſerne Wacht. Die letzten Funken der beiden Feuer kniſterten; kleine blaue Flämmchen, die aufflackernd wieder erſtarben, ſpielten im dünnen Reiſig. Von den Franzoſen war keine Spur mehr zu ſehen als die ſtillen, verlaſſenen Feuerplätze.

Nur wenn der Wind über die Höhe ſtrich, führte er einen glühenden Hauch dem Schleicher ins Geſicht. Die Hand, die ihn im Nacken gepackt, war ein Zweig geweſen, an dem er angeſtoßen, und der Franzos, der ihn in den Graben geworfen hatte, war ein Steinhaufen, über den er geſtolpert war. Langſam gewann Cyriakus Kopp ſeine Frechheit wieder. Aber auch die Ernüchterung machte ſich in ihm breit. Er ſtampfte auf das erlöſchende Feuer, warf Funken und Aſche mit dem Schuh auseinander, ſuchte ſeinen Ärger niederzukämpfen und ſich zu tröſten. Was er zu Hauſe hatte, war ja auch ein ſchönes Stück Geld. Aber

die Enttäuschung wogen die fünfhundert Goldstücke doch nicht ganz auf. Mißmutig kehrte er um.

Auch diesmal betrat er nicht die Landstraße, er hielt sich etwas abseits in den Wiesen. Noch war er keine tausend Schritte gegangen, da gewahrte er einen Menschen auf der Straße, der etwas suchte, für sich hinsprach und ärgerlich schien. Als nun Kopp unvorsichtigerweise ein Geräusch machte, bekam es der andere mit der Furcht zu tun. Atemlos verhielt Kopp den Schritt, aber auch jener stand mit angedrückten Ohren und schlich sich, nach allen Seiten horchend, mit schlechtem Gewissen vorüber. Der Mond, der hinter den Wolken hervortrat, machte den Weg weiß, so daß Kopp deutlich die französische Uniform des Suchenden erkennen konnte. „Spitzbub', du warst hinter dem Mantel her!" stieß er zwischen den Zähnen hervor, hob einen Stein auf, warf ihn hinter dem enteilenden Franzosen her und floh darauf selbst mit großen Sätzen dem Dorfe zu.

Im Schatten der Häuser wurde er wieder der Alte. Er weckte Uhde, der noch dröselnd auf dem Steine saß, und ging mit ihm zusammen nach dem Wirtshaus hinunter. Da die Tür verschlossen war, ließ er den Weibel am Fenster pochen und meldete, als Johannes Bohn einen Fensterladen aufstieß: „Alles in Ordnung!" — „Was haben die Franzosen gesagt?" fragte der Wirt, der mit zwei anderen Köpfen sich zeigte. Da stieß Kopp den

alten Uhde in die Seite. „A—lles in Ordnung,“ ſtotterte Uhde. Mit Gelächter warf man den Fenſterladen wieder zu. Kopp ſtapfte mit lauten Schritten, ein Lied vor ſich hinpfeifend, zur Struth hinauf und ſprang ſchließlich einem Mädchen nach, das vom Spinnen kam. Uhde pfiff die Stunde ab und legte ſich, in ſeinen Mantel gehüllt, auf der Bank unter der Linde zum Schlafe nieder.

*

Pfarrer Erhard Feuerſtein, der am anderen Morgen um ſieben Uhr nach ſeinem Filialdorf Weißenbach ging, ſah, als er die Höhe überſtiegen hatte und in der Sonntagsfrühe das blache Feld überblickte, aus dem Kirchlein und Dorf aufragten, einen blau angeſtrichenen fremden Leiterwagen am Waldrande ſtehen, der mit grünen Tannenreiſern überdeckt war. Das ſchwergebaute Fuhrwerk war in das Gebüſch hineingefahren und ſtand da in einem Verſteck. Er ging hinzu, hob die Reiſer auf und wankte zurück. Auf feſt zuſammengeſchnallten Militärmänteln lag ein graubärtiger toter franzöſiſcher Soldat.

Es beſtand kein Zweifel, daß er den Wagen vor ſich hatte, von dem man geſtern in der Wirtſchaft geſprochen. Was konnte die Franzoſen veranlaßt haben, das Geſchirr im Stich zu laſſen? Es fiel ihm ein, wie unbotmäßig ſelbſt die franzöſiſchen Garden ſchon im Jahre 1806 geweſen waren. Er

hatte bereits damals darin das erſte Zeichen der Demoraliſierung einer durch fortgeſetzte Siege verwöhnten und durch mancherlei Auszeichnungen übermütig gewordenen Soldateska geſehen, die ſogar Fahrhabe und Militärgut, wenn es ihr einfiel, ſchnöde im Stich ließ, ſich bereicherte, wo ſie konnte, und ſelbſt den eigenen Offizieren die Stirn zu bieten wagte.

Der Pfarrer entſchloß ſich, Johannes Bohn ſeine Beobachtung mitzuteilen, denn der Wagen ſtand noch auf Leubaer Gebiet, und er hielt es für beſſer, den Wagen freiwillig bewachen zu laſſen, damit, falls etwas abhanden käme, die Gemeinde es nicht verantworten müſſe. Während er noch eine Zeitlang ratlos ſtand, ob er nicht beſſer gleich umkehren ſolle, vernahm er Trommeln und Trompeten von dem Dorfe Weißenbach her.

Welche Überraſchung bot ſich ihm aber, als er Weißenbach ſelbſt betrat! An die Abhaltung eines Gottesdienſtes war nicht zu denken, nicht einmal für ein kurzes Gebet konnte er die Leute zuſammenbringen. Er ſah, wie ein Franzoſe einem alten Bauern Hemd und Weſte aufriß, um nach deſſen Geldtäſchchen zu greifen, empörte ſich, daß die Italiener die Hühner auf der Straße aufgriffen und ihnen die Köpfe abriſſen.

Er wagte nichts zu ſagen. Er konnte nur die Hände ringen. Überall verfahrene Wagen, ſchreiende Soldaten und ſcheltende Offiziere.

Auf dem Heimweg nach Leuba, den er wie ein Verstörter ging, überzeugte er sich, daß der Wagen, den er vorher entdeckt hatte, noch unberührt geblieben war, und schritt bleich und erschüttert, weil er schon in aller Herrgottsfrühe einem Toten ins Gesicht gesehen und viel Menschenelend, das er nicht ändern konnte, wahrgenommen hatte, zur Wirtschaft, in der es ebenfalls wie Krieg aussah.

Der Vorfall mit dem getöteten Franzosen war, soweit er sich am Abend noch nicht herumgesprochen hatte, nun in jedem Bauernhaus bekannt geworden. Jeder wollte vom Wirt selbst hören, jeder den Fleck sehen, wo der Soldat im Blut gelegen, den Franzosensäbel, der an der Wand hing, und jedes Weib machte sich einen Gang in die Wirtschaft, denn die Wirtin war eine Butikerin und verkaufte in einem dunkeln Anbau der Schankstelle Spezereien, Essig, Öl und dergleichen.

Cyriakus Kopp hatte über Nacht ein Ansehen gewonnen. Er rühmte sich, daß er sich freue, den Franzosen den Weg gewiesen zu haben, hatte in aller Frühe schon eine Flamme auf der Stirn und stand in einem Kreis gaffender und fragender Gäste.

Zwei Bauern, Vater und Sohn, die von Weißenbach geflohen und ihr Geld um den Leib geschnallt hatten, begehrten im Dorfe Unterkunft.

Gegen franzöſiſche Schandtat aufbegehrend, hatten ſie, Weib und Kinder zu ſchützen, einen Reiter derb vor die Tür geworfen. Nun man ſie am Leben bedroht, waren ſie auf und davon gegangen, da in Leuba, dem abſeits liegenden größeren Dorfe, die Gefahr der Entdeckung geringer war. Der Mutter Eibenberg hatten ſie die Frauen und Kinder anvertraut, und ſie freuten ſich, in Cyriakus Kopp, der ihnen Hilfe verſprach, einen Gleichgeſinnten gefunden zu haben.

Bis heute hatte der armſelige Schuſter, der keinen rechten Stiefel machen konnte, weil er nichts Rechtes gelernt hatte, nur mit Flickſchuſtereien ſich ernährt, getagelöhnert, den Hilfspoliziſten und Ausrufer geſpielt, wenn es etwas auszuſchellen galt, und Sonntags die Bauern, die es ſich leiſten konnten, in der Wirtſchaft raſiert. Als uneheliches Kind einer Magd, die in Leipzig gedient hatte, frühzeitig hin und her geworfen, ein Vagabund und Spaßmacher, der in vier oder fünf fremden Sprachen das Fluchen gelernt hatte, ein bißchen Franzöſiſch verſtand, Gott wußte woher, und auch ſelbſt radebrechen konnte, war er, geduldet und gemieden, einer jener Menſchen, den jeder Knecht für einen Schoppen ſich kaufen konnte, um einen Spaß zu haben, um über Narretei und Trunkenheit, Flegelei und Unband lachen zu können, wenn die Winterabende im Dorf zu lang ſich dehnten oder der Landregen Bauern und höriges Volk

ſchon am Tage in die Wirtsſtube trieb. Der alte Jba hatte ihn, nachdem er nach einem Vagabunden- und Landfahrerleben heimgekehrt war, zuerſt bei der Schafſchur beſchäftigt, voriges Jahr ihn aber zum Henker gejagt. Johannes Bohn, der Schulze, gebrauchte ihn nur zum Miſtfahren, weil er billig war und ſtatt Bezahlung mit Branntwein ſich abfertigen ließ. Selbſt die Knechte, denen er gelegentlich Kegel aufſetzte, wollten ihn nicht mehr, weil er unberechenbar war, heute verträglich wie ein im Kot ſich wälzendes Hausſchwein, morgen ſcharf wie ein Kettenhund, der in der Sommerhitze blind und verrückt geworden iſt und ſchließlich den eigenen Herrn nicht mehr erkennt. Nur Faſtnacht brauchte man ihn noch, Faſtnacht war er unentbehrlich, denn er tat, was man wollte, obwohl er das vierzigſte Lebensjahr ſchon hinter ſich hatte. Man umwickelte ihn dann dick mit Bohnenſtroh, machte einen Bären aus ihm und führte ihn an einer Kette von Haus zu Haus, wo er Tänze und Kunſtſtücke aufführte und allerhand unbändige Allotria trieb.

Mit Cyriakus Kopp war über Nacht eine Veränderung vorgegangen; er ließ heute nicht mit ſich ſpaßen. Wohl war er auch dieſen Morgen pünktlich in die Wirtſchaft gekommen, und der Wirt hatte ein weißes Tuch über eine Tiſchkante gelegt, Seife und Becken, Riemen und Streichzeug dazu — denn der Wirt ſorgte dafür, daß Kopp in ſeiner Wirtſchaft barbierte, und ſtellte das Handwerkszeug um-

ſonſt zur Verfügung — nicht aus Opfermut, ſondern weil jeder echte Leubaer nach dem Raſieren einen auszugeben pflegte.

Jba trat ein, ſetzte ſich und rief Kopp zu: „Voran, ich hab' kein' Zeit!“ Kopp, der ihm den Rücken zuwandte, erwiderte über die linke Schulter: „Von heut ab raſierſt du dich ſelbſt, Jba!“

„Du Landſtreicher, ſagſt „du“ zu mir?“ fuhr der Alte auf.

„Wenn ich mit dir ſprech,“ entgegnete Kopp unbeweglich, „ſage ich du, damit du es weißt, daß du gemeint biſt.“

„Da hört ſich aber alles auf.“

Aber Kopp ſtand da und wankte nicht. Er hub ſogar von neuem an: „Vorig' Jahr haſt du bei der Schafſchur mich fortgejagt; ich ſcher' keine Schaf' mehr und einen Hammel erſt recht nicht.“ Und dem Schulzen Bohn ging es nicht beſſer. Hätte man nur an den wüſten Kerl hinauflangen können, er wäre am heiligen Sonntagmorgen geprügelt worden. Als aber der Schmied Ziegel die ſchwarzen Finger ausſpreizte, deutete Cyriakus nach dem Fleck auf der Diele: „Mit deinen grauen Haarborſten, Schmied, mach' ich die Diele blank, wenn du noch einmal drohſt,“ und zu den anderen gewendet, fügte er hinzu: „Ich hab' die acht Jahre, die ich wieder in Leuba bin, immer ſtudiert, wie weit werden ſie's mit dir treiben? Ich hab' euch alle Arbeit getan, hab' mit mir Schindluder ſpielen

laſſen, weil ich wiſſen wollt', was hinter euch ſteckt; heut iſt es aus!" Und einen Schnaps nach dem anderen hinunterſtürzend, ſuchte er eine Stellung zu gewinnen, warf ſich auf die Bank, während die anderen ſtanden, ſtreckte die Äſte aus, und die Bauern mußten unraſiert wieder heimgehen.

„Seit geſtern weiß ich, wer ich bin," brummte er, in den Tiſch ſtierend, und begann den Weißenbachern ſeine Heldentat von neuem zu erzählen, wie er den Franzoſen gepackt, wie er ihn an die Erde geworfen, wie er — „ſchlupp, und dann war er fertig."

Hornung und Bohn gingen höhnend hinaus, kamen ingrimmig wieder herein, ſteckten die Fäuſte in die Taſchen und traten von einem Beine auf das andere. Manche, die nicht am Abend dabei geweſen waren, glaubten ſchon ein wenig, ſtaunten ihn an und verwunderten ſich, daß hinter Cyriakus Kopp doch mehr ſtecke, als man gemeint habe.

„Macht's wie ich," ſagte er zu den Weißenbachern, „ſchlupp —"

Aus Mißtrauen, Bedenken, Widerſpruch und Herzklopfen wuchs ein Kräutlein, das noch keine Achtung bedeutete, aber immerhin ſchon etwas war. Schließlich war Kopp doch einer, der ein Wort zu ſagen wagte, und ein Hund iſt ſchon gut, wenn er ordentlich bellen kann.

„Wenn ich hier Herr wäre, sie sollten kommen!“ Kopp schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Weis es, da kommen sie ja,“ rief der Schmied Ziegel. Die Dorfstraße herauf ritten im Schritt zwei französische Offiziere. „Heijoh! heijo!“ scholl es in der Wirtschaft. Kopp stürzte ans Fenster. „Ich werd' dir's weisen, Schmied,“ sagte er, stand auf, ging hinaus und den Reitern entgegen. Am Lindenplatz stellte er sich auf, allein, während alle anderen scheu sich drückten, ließ die Offiziere herankommen und steckte patzig die Hände in die Hosentaschen, weil er die Blicke der Wirtshausgäste im Rücken spürte. Der ältere von den beiden Franzosen zügelte seinen Fuchs und fragte in gebrochenem Deutsch: „Ist das die Straß für Lepsik?“ Kopp machte dreimal, den rechten Arm von unten auf in die Luft werfend, energische Handbewegungen die Dorfstraße hinauf und sagte: „Gradaus! Gradaus!“

Die beiden Offiziere setzten, ohne zu danken, ihre Pferde zum Galopp an, um den kleinen Buckel der Dorfstraße an der Schenke besser nehmen zu können. Kopp ging langsam hinter ihnen mit finsterer Miene drein, zur Wirtschaft zurück und stieg gelassen die Treppe empor. Die beiden Weißenbacher rissen ihm die Tür auf; sie brannten zu wissen, was er gesagt habe. „Was werd' ich gesagt haben, hä? Aus dem Dorf 'raus, hab' ich kommandiert, 'raus! 'raus! das war genug,“ und damit setzte er sich.

Iba blieb ſtumm. Er muſterte Kopp mit gekniffenen Augen. Der Bauer Hornung brummelte in ſich hinein: „Das iſt ihm noch diesmal geglückt, die Franzoſen werden ihn nicht verſtanden haben.“

„Der Kopp kann Franzöſiſch,“ ſagte der Wirt. Cyriakus ſpie verächtlich aus und erwiderte: „Hornung, das nächſtemal ſchicken wir dich naus!“

Der Pfarrer Erhard Feuerſtein war in die Wirtſchaft getreten und fragte nach Johannes Bohn. Derweil die Kirchenglocke erklang, einige alsbald das Geſangbuch ergriffen und die Stube verließen, erzählte er dem Schulzen mit tiefem Atemſchöpfen von dem Aufruhr in Weißenbach und bat ſchließlich, auf den geheimnisvollen Wagen zu ſprechen kommend, daß man einige Jungburſchen mit der Bewachung beauftragen möge. Obwohl er nichts Böſes dächte, wäre es ihm doch ſo vorgekommen, als enthielte der Wagen auf die Seite geſchafftes Gut. Sei dem, wie ihm wolle, es läge ihm auch daran, daß der in Leuba erſchlagene Soldat ehrlich begraben würde. Bohn erkundigte ſich genau nach dem Standort des Wagens und verſprach, ſofort nach der Kirchzeit den Wunſch des Pfarrers zu erfüllen.

Auf einen hatte Erhard Feuerſtein keine Acht gehabt, das war Cyriakus Kopp, der mit zuckenden Wimpern gleichgültig zum Fenſter hinausſah, während ſeine Ohren jedes Wort des Pfarrers aufſaugten, wie dürres Land einen Mairegen. Ohne

ſich umzuſehen, vor dem Geiſtlichen die Kappe rückend, ſchob er ſich zur Tür hinaus, und derweil die Gemeinde Leuba zur Kirche ging, lief er heim, eine Hacke zu holen, ſtahl ſich zum Dorf hinaus und lief dem Wieſengrund entlang nach Weißenbach zu.

Jetzt konnte noch etwas aus ihm werden, wenn er nur den anderen zuvorkam. Auf das Geld kam es ihm weniger an. Aber es regte ſich etwas in ihm wie in allen Unterdrückten, einmal ſelbſt die Rute ſchwingen zu können. Er ſchmunzelte, wenn er an den Morgen dachte. Nur weil ein paar tauſend Gulden ſein eigen waren, hatte er doppelte und dreifache Kraft gefühlt und den Bauern zu trotzen gewagt. Er ſpürte, wie das Geld ihm Stärke gab, und er ahnte die Zeit, daß auch er nun befehlen könne. Was für ein Gefühl war es ſchon, nicht immer einfaches Bier, zu fünf Heller den Schoppen, trinken zu müſſen, und dafür hatte er nicht einmal immer Geld. Nun wollte er den Bauern den Schaum des Leipziger Bieres auf die Stiefel blaſen, ſich an den Bauerntiſch ſetzen, nicht in die Ecke, wo die geringen Leute ſaßen.

Das Höllentälchen, das den Weg nach Weißenbach abkürzte, klomm er empor, durch die Büſche ſich ſchlagend. Es war keine Zeit zu verlieren. Schon hatte es in Leuba ausgeläutet, und wenn er auf die Predigtzeit eine kleine halbe Stunde rechnete, ſo war ſein Vorſprung kein beſonders großer. Und wer wußte, ob der Schulze nicht

etwa vor dem Kirchgang ſchon einen vorausgeſandt hatte? Wer wußte, ob er ungeſtört zugreifen konnte, ob nicht irgendwo Augen lauerten? Wer wußte, ob die Franzoſen nicht ſelbſt eine Wache geſtellt hatten, ob der Wagen überhaupt noch da war? Nein, das würde unſer Herrgott ihm nicht antun.

Während der Schweiß ihm in den Rinnen der Stirn ſtand, faltete er, vorwärtsſtürzend, über der Hacke die Hände: „Herrgott, ſei mir armem Teufel gnädig! Herrgott, mach doch, daß der Wagen noch daſteht; mach doch, daß lauter Geld in den Mänteln iſt! Es iſt mir ja nicht ums Geld, nur dem Bohn und dem Jba will ich's weiſen, und dem Hornung will ich's eintränken.“ Dann betete er laut das Vaterunſer, und weil er nie zu Ende kam, verwirrt von allen Spukgeiſtern ſeiner aufgeregten Einbildungskraft und Betrunkenheit, begann er immer wieder von neuem. Er gehörte zu den guten Chriſten, die da glauben, mit drei Vaterunſer den Herrgott ſo tief in Schuld verſetzt zu haben, daß er Mord und Totſchlag vergeben und alles bewilligen müſſe, nur aus reiner himmliſcher Freude über die betende Menſchheit.

Und diesmal nahm es Cyriakus Kopp mit dem Beten genau. Wenn das Vaterunſer Geltung haben ſollte, ſagte er ſich, muß es fehlerlos heruntergebracht werden. Und als er nun endlich einmal ohne Stocken durchgekommen war, öffnete

er die Finger und ſagte laut: „So, jetzt gilt's!“ ſchnickte den Schweiß von der Stirn, wiſchte die Naſe mit dem Handrücken ab und ſagte zwei-, dreimal: „Das ſitzt!“

Der Buchenwald lichtete ſich. Oben lag in der Sonne das Feld von Weißenbach. Der Pfarrer hatte geſagt, der Wagen ſtände in den jungen Fichten, die der Mittelmüller vor fünf Jahren gepflanzt hätte.

Und ſo war es auch.

Niemand war weit und breit zu ſehen. Von Weißenbach klang dumpfes Getös, das in der Frühlingsluft verwehte.

Noch zitterte dem Vagabunden das Herz. Er verfolgte die tiefen Spuren, die der Wagen in die Winterſaat geriſſen, begriff nicht, wie die beiden Ochſen das Fuhrwerk bis hierher hatten ziehen können. Dreimal näherte er ſich dem Wagen, wich aber immer wieder ſcheu zurück. Er ſpähte umher, pfiff ſich eins, ſah teilnahmlos zum Himmel auf, wie einer, der den Harmloſen ſpielt, machte Sperenzien wie einer, dem das Eiſen zu heiß, wie ein Hungernder, der genötigt ſein will.

In der Ferne ertönte die Leubaer Gebetsglocke. In einer halben Stunde konnten die Burſchen da ſein. Nun hieß es gehandelt. Er ging von der dem freien Feld abgewendeten Seite an den Wagen heran, hob das Fichtenreiſig auf und erblickte zwei ſchmutzige Stiefel. „Bleib nur ruhig

liegen," ſagte er, ſich Mut machend, und hob das Schlußbrett des Wagens ab. Ohne die Stricke der Ballen löſen zu können, zerrte er mit großer Anſtrengung einen Mantel heraus, befühlte ihn, und als er ſich nicht getäuſcht ſah, nickte er vergnügt vor ſich hin. Es ſchienen viel größere Münzen zu ſein, die abgeſteppten Vierecke waren viermal ſo groß, und als er nun eines geöffnet hatte, ging ein breites Frohlocken über ſein Spitzbubengeſicht: Deutſche Taler waren eingenäht. Schade, daß er nicht alles mitnehmen konnte!

Acht Mäntel hatte er mit großer Mühe freigemacht. „Vorläufig genug," meinte er. Kurzerhand ſetzte er das Schlußbrett wieder ein, legte noch ein paar Zweige über die Wagenrunge und lud ſich die Mäntel auf. Es war eine große Laſt. Weit konnte er ſie nicht ſchleppen, und er kam auch nicht weit. In einem Gebüſch warf er die Mäntel ab und eilte, wankend und zitternd, zum Wagen zurück, um die Hacke zu holen.

Kaum aber war er oben, als ihn die Todesangſt faſt umwarf. Ein ſpitzer Trompetenruf durchſchnitt die Luft. Über das freie Feld von Weißenbach kamen in ſcharfem Galopp franzöſiſche Reiter heran, daß der Grund unter den Hufen donnerte. Kopp winſelte vor Angſt. Die Beine verſagten ihm den Dienſt. Er wußte nicht, ob man ihn geſehen hatte. Nur eins war ihm klar: er mußte die Mäntel im Stiche laſſen, eine andere

Richtung wählen. Aber nur wenige Schritte trugen ihn die Füße. Er fiel in die Knie und betete laut: „Herrgott, laß mich nicht erwischen, Herrgott, laß mich nicht erwischen!“ Und diese Worte wiederholte er wie ein Verzweifelnder, Unsinniger, an allen Gliedern fliegend. Er wühlte das Laub auseinander, streute es über sich, griff nach Halmen, Reisern und drückte den Mund in die Erde. So lag er, jeden Augenblick einen Stich im Rücken fühlend, wie ein hundertfach Durchstochener, die Hände in die Erde grabend, als könne er wie ein Maulwurf sich unsichtbar machen. Er war keine hundert Schritt von dem Wagen entfernt, lag blind und taub, und es dauerte geraume Zeit, bis ihm die Sinne wiederkamen.

Er vernahm kurze Befehle, das Pusten, Schnauben und Getrampel der Pferde und sah, als er, vorsichtig wie ein Igel, sich aufrollte, genau, was vorging. Die Franzosen, etwa fünfzig Reiter, waren abgesessen; die einen hoben mit Hacke und Spaten am Waldrand Erde aus und legten den toten Soldaten in die Grube; andere öffneten die Ballen, breiteten die Mäntel nebeneinander, schön ausgerichtet in Reih und Glied, während zwei Offiziere von Gruppe zu Gruppe gingen und abzählten. Auf ein kurzes Kommandowort nahm hierauf bei jedem Mantel ein Soldat Aufstellung, nach einem zweiten bückten sie sich kurz, hoben die Kleidungsstücke auf, warfen sie um und fuhren in

die Ärmel hinein. Dann redete ein Alter, ein Oberſt oder General, der, während die Soldaten gearbeitet hatten, im Sattel geblieben, hier und dorthin geritten war und, den Säbel kreiſend, geſcholten hatte, weil keiner es ihm recht zu machen ſchien. Er redete und erboſte dabei derart, daß ſeine Stimme, in Zürnen und Schreien übergehend, den ganzen Wald erfüllte. Als er geendet hatte, ſpritzten auf ſeinen Wink die Soldaten auseinander, liefen nach den Pferden, die von einigen Reitern an den Zügeln gehalten worden waren, ſchwangen ſich flott hinauf, tummelten die ungebärdigen Tiere einen Augenblick im Kreiſe, ſetzten ſich darauf, den Wirrwarr löſend, in eine geſchloſſene Kolonne — und wie ein Sturmwind brauſten ſie zurück nach Weißenbach zu, ohne daß auch nur ein einziger Gaul mit dem Schwanze ſchlug.

Das alles war das Werk weniger Minuten. Als Kopp, im Rücken wie gebrochen, ſich erhob und zu dem Wagen ſich ſchleppte, ſah er das friſche Grab, in dem kreuzweiſe zwei Tannenreiſer ſteckten, er ſah das ausgehauſte verlaſſene Fuhrwerk, fand ein liegengebliebenes Grabſcheit, deſſen Stil noch warm war, aber weit und breit keine Menſchenſeele.

Ein Buntſpecht warf ſich in Anläufen durch die Luft, dem Waldrand entlang, ein Windſtoß ſtrich über die dünne Winterſaat, bewegte leiſe die jungen Buchenreiſer, an denen es ſchon knoſpete, und eine Droſſel ſpottete irgendwo.

Da dehnte ſich Cyriakus Kopp und atmete die reine Luft wie ein Begnadigter. Er nahm das Grabſcheit, das er nun gut gebrauchen konnte, und humpelte zu ſeinen Mänteln. Der Angſtteufel, der aus ſeinem Herzen für einmal ausgefahren war, lähmte ihm noch die Knie, und auch ſonſt ſpürte er genug die Überanſtrengung der letzten Stunden.

Als Pfarrer Erhard Feuerſtein mit Johannes Bohn und deſſen beiden älteſten Söhnen auf dem Weißenbacher Feld erſchien, fand er zu ſeinem Erſtaunen den Wagen leer. Er machte manch ein „Tja — tja“ der Ratloſigkeit, konnte aber nichts anderes feſtſtellen, was auch die Söhne Bohns vermuteten, als daß die Franzoſen wohl ſelbſt den Wagen geräumt hätten. Wenigſtens fand man eine franzöſiſche Kokarde im Gras.

Der Pfarrer ging zu dem friſchen Grab, ſegnete den Hügel und ſchritt, ſichtlich erleichtert, mit den Leubaern wieder heim.

Cyriakus aber benutzte den Mittagsfrieden des Wäldchens, ſeine Mäntel zwei Schuh tief einzugraben. Damit man die Narbe des friſch aufgewühlten Waldbodens nicht ſah, wälzte er gelbes Buchenlaub darüber, verſteckte das Grabſcheit in einem hohlen Baum und pilgerte dem Dorfe zu. Am ſelben Abend noch brachte er die erſten beiden Mäntel und in den Regennächten der folgenden Woche das letzte Beuteſtück in Sicherheit. Alle acht Mäntel waren mit deutſchen Talern geſpickt.

Cyriakus Kopp war über Nacht, nach Leubaer Begriffen, ein vermögender Mann geworden, und er dachte mit Stolz daran, daß dieſes von den Franzoſen irgendwo in Deutſchland erpreßte Geld wieder einen deutſchen Eigentümer gefunden hatte.

*

Von der großen Armee Napoleons war das, was man bis jetzt geſehen hatte, nur die Staubwolke geweſen, die einem Gewitter voranzieht. Der Gewalthaufe war im Anmarſch, und die Nachrichten über ihn flogen, wie die Sturmvögel dem Unwetter, drohend voraus.

Die nach den Durchmärſchen der Vortruppen eingetretene ruhigere Zeit, die zwar beileibe keinen Frieden bedeutete, ſondern nur ein weniger an Beunruhigung brachte, benutzte Cyriakus Kopp und gewann in Tagen und Wochen dadurch, daß er nichts arbeitete, herumbummelte und den Großmajor herauskehrte, beſonders aber durch ſeine Lebenshaltung, die den geringen Leuten herrenmäßig erſchien und Eindruck machte, mehr Anſehen als ein Rechtſchaffener durch ehrliche Arbeit in Monaten und Jahren.

Es gab zwar immer einmal einen Knecht, der, ſolange das große Stück Geld des ausbezahlten Jahreslohnes vorhielt, den Geldausgeber, Tunichtgut und Wirtshausbruder machte; immer einmal einen unter den Tagewerkern, der nicht eher aus

dem Rausche kam, bis ihm Elend, Ernüchterung, neuer Durst und neuer Hunger das fortgeworfene Arbeitsgerät wieder mißmutig aufheben ließen.

Cyriakus Kopp stellte einen besonderen Fall dar. Der zog weder Kittel noch Schürze mehr an, hängte die Kappe an den Nagel, ging nur noch im hausgemachten Rock am Werktag einher wie einer, der all dies von früher her gewöhnt ist. Er betrank sich auch nicht mehr täglich; er aß in der Wirtschaft rohen Schinken und forderte sogar Butter dazu, genau wie die Stadtherren, die mit breiter Halskrause und Stulpenstiefeln dem Reisewagen entstiegen, um im „Lindenkrug" einen Imbiß zu kosten.

Das alles galt zwar den Bauern, die sich nur schwer bequemten, nichts. Sie wandten den Kopf ab, wenn der Haderlump, wie sie ihn nannten, daherkam; sie riefen ihm Hohnworte von dem Wagen zu, wenn er zu Fuß vorüberging, oder sie knallten überlaut mit den Peitschen, wie sie sonst nur angesichts eines auswärtigen Freiersmanns taten, der zum Freiding in Leuba eingekehrt war, um eine schöne reiche Bauerntochter, deren Gut man keinem Auswärtigen gönnte, den Leubaern wegzuschnappen.

Die Überraschung, daß Kopp in der Wirtschaft Taler um Taler auf den Tisch warf, für andere bezahlte, ja schon kleine Leute und verschmitzte Bauernfilze fand, die sich's an seiner Seite wohl

ſein ließen, erregte bei den einen Ärger, bei den anderen Verdacht. Und wiewohl man keinerlei Vermutung haben konnte oder auszuſprechen wagte, zählten die vorſichtigen Bauern, bei denen er früher gearbeitet hatte, doch abends ihr Silbergeld, das im Strohſack oder in der Leinenlade verborgen lag, nach, und man revidierte heimlich die Stellen, wo man Münzen und teures Gut, wie im Jahre 1806, vergraben oder in Sicherheit gebracht hatte.

Kopp, dem daran lag, eine glaubhafte Erklärung für ſeinen unvermuteten Reichtum zu geben, machte ſich das Dunkel, das ſeine Geburt einhüllte und von niemand aufgehellt werden konnte, da ſeine Mutter ſchon längſt geſtorben war, zunutze. Er war in der letzten Zeit wiederholt nach Leipzig gefahren, hatte Bilder, Zeitungen, Bücher und allerhand bunten Kram, Eßwaren und Kleidungsſtücke eingekauft und ließ nun nach ſeiner jeweiligen Rückkehr regelmäßig ein paar kurze Andeutungen fallen, wie dieſe: „Dem Alten hat ſich endlich das Gewiſſen geregt. Jetzt rückt er heraus. Es war aber auch höchſte Zeit.“

Ein anderes Mal ſagte er: „Wirt, was wäre aus mir geworden, wenn mein Vater recht an mir gehandelt hätt'. Was nützt es mir, wenn er jetzt mit Geld um ſich wirft. Ich kann's ja doch nicht gebrauchen. Ausgeben kann ich's, ja, aber was Rechtes damit anfangen, das kann ich nicht.“ Und

als der Wirt ihn damit tröſtete, daß man das rechte Geldausgeben ſchon lerne, ſchrie er: „Wirt, das Geld muß hin, eh' das Jahr aus iſt; Ludergeld muß der Menſch verludern!“

„Iſt es denn ſo viel?“ forſchte die Wirtin.

„Viel? Es iſt weiß Gott genug, um ſich das ſchönſte Haus in Leuba hinzuſtellen. Aber bei all dem ſchönen Geld bin ich ein armer Teufel, ſchaut, ich bin nun einmal unehrlich geboren.“ Jetzt ließ ſich gar Kopp bedauern, daß er Geld habe und ein unglücklicher Mann ſei.

Eines Abends ſchloß er ſeine Litanei mit dem Wort: „Mein Leben iſt verpfuſcht, Kreuzhagel, wen geht das was an? Ich habe meine Freude dran. Dem Alten in Leipzig ſein Leben iſt auch verpfuſcht. Und das freut mich am meiſten. Er macht nicht mehr lang, er hat's an der Leber, das Geſchäft hat er ſchon aufgeben müſſen. Ich gönn's ihm. Wirt, es gibt keinen Menſchen, keinen, den ich ſo haß' wie den, und wenn er mir auch ſein ganzes Vermögen vermachte.“ Kopp hatte das ſo grimmig geſagt, daß man faſt glauben konnte, er tue eines Tages dem Alten in Leipzig, der nur in der Phantaſie des Gauners lebte, ein Leid an. Die Wirtin beſchwichtigte ihn: „Kopp, Ihr habt ein unverkühlt Blut, das iſt ſchlimm in Euren Jahren. Das Herz verträgt das nicht. Eure Mutter ſelig hat's auch am Herzen gehabt und iſt daran geſtorben. Glaubt

mir, Kopp, der Haß hat noch keinen in die Höhe gebracht."

„An mir wirst du's erleben," entgegnete er, „grad weil meine arme Mutter selig, der das Geld gut getan hätte, zugrund gegangen ist!" Man hörte den fuchsschlauen Komödianten zum erstenmal von seiner Mutter reden, ja, er wischte sich die Augen und begann umständlich seine Nase zu schneuzen. Ein Glas Branntwein brachte ihn jedoch schnell wieder in Ordnung.

Kopp hatte seinen Wohnsitz nun in der Wirtschaft aufgeschlagen. Zu seiner Familie gehörte er nicht mehr. Das wußte er. Er war es sich schuldig. Er fragte weder nach Frau noch Kind, die in ihrer Armut sich kümmerlich durchschlugen, spacheriges Brot und elende Suppen weiter aßen.

Er ging nur nach der Struth, wenn er Geld holte, das er dort gut verwahrt hielt. Dem Weibe gab er, wie früher, nie eine Antwort, stolperte im Haus herum, stieß die Kinder beiseite und warf höchstens ein paar Groschen und Kupferheller auf den Tisch. Dafür trank er, wenn er in den Hühnerstall kam, die rohen Eier aus, nannte sich, wenn die gedrückte Frau einen Klageton hören ließ, einen unglücklichen Mann, fuhr sich mit beiden Händen in das Haar, schalt das Weib eine Nichtsnutzerin, weil sie die Familie nicht vorwärts brächte, und empfahl ihr, daß sie sich, in drei Teufels Namen, an ihm ein Beispiel nehmen solle.

So oft sie an ihm vorüberging, schluchzend und scharwerkend, ahmte er ihr Stöhnen und Ächzen nach, bedachte sie mit kränkenden, wegwerfenden Redensarten und bewies ihr durch Worte und Bewegungen seinen Ekel und seine Mißachtung. Und als ein Nachbar, ein braver Maurer, ein Wort für die arme Frau einlegte, zog er mit der Hand aus. Das Volk in der Struth ging ihn überhaupt nichts an.

Den liebevollen Vater kehrte er dagegen in der Wirtschaft vor den Leuten gern heraus. Die Frau taugte, nach seinen Reden, freilich keinen Schuß Pulver, aber er habe ein Herz für die Kinder, das beteuerte er tagtäglich. Was wäre das jetzt ein Leben, wenn er jemand hätte, der zu ihm paßte! Dem jüngsten Buben, der der Mutter zuweilen einen Gang zu der Wirtin tat, um Kleinigkeiten in der Budike zu holen, nahm er auf den Schoß, ließ ihn vor allen Leuten auf den Knien reiten, aus seinem Glase trinken und steckte ihm die Tabakspfeife, die er sich aus Leipzig mitgebracht hatte, in den Mund, bis dem kleinen Kerlchen das Husten kam.

Wenn er von auswärts heimkehrte und den Magen sich gefüllt hatte, holte er in der Wirtschaft auch wohl gelegentlich einen letztjährigen Apfel, Rosinen und Nüsse aus der Tasche, pfiff seinen beiden Mädchen, die mit verhärmten, früh gealterten Gesichtchen draußen vorüberschlichen, be-

ſchenkte ſie und ſagte: „Das iſt für euch, ihr lumpige Heckenbrut, damit ihr nicht verkommt.“

Die Weißenbacher waren in Leuba geblieben und hatten ſich häuslich niedergelaſſen. Ihr Aufenthalt koſtete nichts. Kopp bezahlte. Wenn die Leubaer an ihre Arbeit gingen, ſaßen ſie bei ihm in der Wirtſchaft, kartenſpielend oder Pläne machend; Zeitungen breitete er vor ihnen aus, ſprach über die Weltläufte, wies ihnen Bilder vor aus einer Mappe, die er in Leipzig erſtanden hatte: den Kaiſer Napoleon, deſſen Vater und Mutter, den Papſt Pius und Napoleons Generäle und Marſchälle. Abends ſtiegen ſie wohl auch mit ihm und einigen Burſchen die Treppe hinauf, um in der Oberſtube, wo Kopps Bett ſtand, zu politiſieren, über die Geſchicke Leubas zu ratſchlagen oder um einen dicken Tabakrauch zu machen. Denn Kopp hatte große Dinge vor. Vor allem ſollte in Leuba Ordnung geſchaffen werden. Der Schulze, der ſowieſo nicht viel wert ſei, ſolle erſetzt und namentlich ein ordentlicher Ortsweibel angeſtellt werden. Das Weibelamt ſei einem ehrenwerten, ſtarken Manne anzuvertrauen, und es wäre gut, wenn in dieſen Zeiten eine freiwillige Dorfwehr gebildet würde. Die Weißenbacher gaben ihm recht, verteidigten ſeine Pläne, wenn er auf Gelächter oder ernſten Widerſpruch ſtieß, und bildeten als handfeſte Männer eine Wand gegen ſeine Widerſacher.

*

Als Kopp eines Tages von Leipzig zurückkam, ſtieg er in einem grünen Jägeranzug, ähnlich dem, wie ihn der Forſtlaufer des Freiherrn von Leuba trug, aus einem Gefährt, deſſen Fuhrmann ihn mitgenommen hatte.

In der Wirtſchaft ſaß zu dieſer Zeit ein Gerichtsbeamter, mit braunem Herrenrock und einer gelben hohen Halsbinde angetan, im Kreiſe der wohlhabenden Bauern. Am anderen Tiſche wiſchte ein Leipziger Jude namens Levi, ein berüchtigter Bauernſchlächter, ſeine Naſe mit einem bunten Sacktuche. Wie nun Cyriakus Kopp vom Wagen ſtieg und dem Fuhrmann — man ſah es deutlich — ein Trinkgeld gab, fragte der Jude: „Wer iſt der hohe Herr?“ Da lachten die Bauern aus ihrem Haſſe heraus, und Levi, der das brandrote Geſicht des „hohen Herrn“ mittlerweile erblickt hatte, lächelte: „Gott, der Mann hat Geld, das ſieht man ihm auf fünfzig Ellen an. Wer Geld hat, iſt immer ein Herr. So einen ſchönen Anzug hat noch kein Bauersmann in ganz Leuba getragen, echtes Londoner Tuch, ich kenn's, das iſt heut teuer.“

Kopp trat ein und legte die Hand zum Gruße an ſeine Jägermütze. Vor ein paar Wochen hätte ihn der Schulze kurz hinausgewieſen. Aber die Welt kehrt ſich alle Tage um, und das Wetter ändert ſchneller, als man denkt, geſchweige denn die Meinung der Bauern von Leuba. Heute gab es

im Dorfe ſchon Menſchen, die Kopp anhörten und zu ihm hielten. Freilich waren's nur Beſenbinder, Tagewerker und Fröner aus der Struth, denen er die Mäuler ſchwenkte. Aber einen Menſchen, der einen grünen Jägeranzug trug, wie einen Haderlumpen behandeln, das ging nicht mehr an. Kopp ſetzte ſich neben den Händler, der ihm zuerſt höflich zunickte, beſtellte und verhielt ſich ſtill.

Der Bauer Lobeda war fertig geworden. Er hatte in den letzten drei Jahren ſchon das Getreide auf dem Halm verkauft, Frühjahrs jeweilen keinen Kern mehr auf dem Boden gehabt und im vergangenen Jahr nur dadurch die Ausſaat beſtellen können, daß er den Samenhafer auf Borg nahm. In dieſem Februar aber — man mußte in Leuba den Hafer frühe ſäen, damit er zeitig reif wurde — nichts mehr geliehen bekommen, weil die Bauern, ja ſelbſt ſeine Verwandten, des Krieges wegen auf den Säcken ſaßen.

Als nun der Gerichtsbeamte die am Tiſche Sitzenden fragte, ob ein freihändiger Verkauf ohne Aufteilung des Gutes nicht etwa möglich gemacht werden könnte, meldete ſich keine Stimme. Während die Leubaer unbeweglich und hart auf ihren Stühlen ſaßen, ging Kopp zum Wirt in die dunkle Schankſtelle und hörte, was zu wiſſen nötig war.

Auf dies und jenes Stück ihres Nachbars hatte mancher Leubaer, wie es ſeinem Vorteil gerade entſprach, ſchon früher im ſtillen ein Auge ge-

worfen, und wie man daran ging, das Werk Lobedas einzeln auszubieten, waren die Äcker und Wieſen, Stallungen und Scheunen im Hin und Her des Angebots bald an den Mann gekommen. Nur das große ſteinerne Wohnhaus, das noch aus jener Zeit ſtammte, da die Freiherren von Leuba im Dorfe wohnten, fand keinen Abnehmer. Levi, der durch den Schachzug des Gerichtsbeamten, ſtückweiſe auszubieten, in ſeiner Rechnung ſich betrogen ſah, blickte halb ſpöttiſch, halb trüb in eine Ecke. Da trat Kopp an den Tiſch und ſagte wie einer, der ſolche Geſchäfte gewöhnt iſt: „Ich kauf' das Haus."

Ohne auf die Bauern zu achten, die den Unterkiefer hängen ließen, antwortete er auf die Frage des Beamten, ob er die Anzahlung in barem Geld erlegen könne, daß er das ganze Kaufgeld, wenn es ſein müſſe, in wenigen Tagen zu beſchaffen in der Lage ſei. So ſaß Cyriakus Kopp zum erſtenmal mit den reichen Bauern zuſammen an einem Tiſch, blickte ſich triumphierend um, als dieſe ihre ſchweren Gurten öffneten, knauſerig Taler um Taler herausholten und einzeln auf den Tiſch hinknappten. Dann kam er an die Reihe. Seine Taler hatten denſelben Wert, ſie tanzten auf der Tiſchplatte wie die Soloburſchen beim Spiegeltanz, der in Leuba bei jeder Kirchweih noch im Schwunge war.

*

Pfarrer Erhard Feuerſtein ſah das Heranrücken der großen Armee als eine göttliche Prüfung an. Vor jeder Mahlzeit betete er mit ſeinen vier Töchtern um Abwendung der Gefahr. Am letzten Sonntag im März berief er die Kirchenälteſten zu ſich und eröffnete ihnen, daß er von nun an jeden Abend um acht Uhr eine Kriegsbetſtunde in der Kirche abhalten werde. Und ſo geſchah's.

Anfangs ſchauten die Bauern verwundert ſich um, als nach dem Abendläuten um acht Uhr noch einmal die Glocken dröhnten. Kopp behauptete, es wäre ein Unfug, weil das Gebimmel nur den Feind anzöge. Die Frauen gingen aber doch aus Neugier hinauf, denn es war ein neuartiger und feierlicher Eindruck, die erleuchtete kleine Dorfkirche zu ſehen. Später ſchloſſen ſich den Frauen die alten Männer an, und zuletzt brachten es auch die Jungen über ſich, ſoweit ſie in Stall, Küche und Spinnſtuben nicht feſtgehalten wurden.

Zwei ſilberne Leuchter, die der Pfarrer ſelber aus ſeiner Wohnung hinaufgetragen und auf die ſchwarze Altardecke geſtellt hatte, brannten flammenſtill zu beiden Seiten des Altars. Im übrigen Kirchenraume, auf allen Geſimſen, Vorſprüngen, Balken und Bänken hatte der Schulmeiſter, Lebrecht Kind, einzeln und in Reihen Gutlichter verteilt, ſo daß bei jedem Kopfe eine Flamme zuckte, die mit ihrer Unruhe ſeltſame Schatten und Lichter auf den Menſchengeſichtern hervorbrachte, ſo daß

die ganze Gemeinde ausſah, als ſpiele und zucke auf den Stirnen der Andächtigen eine große innere Erregung.

„Aus tiefer Not ſchrei ich zu dir,“ ſang die Gemeinde, dann pochte die tiefe Stimme Feuerſteins. Er las Klage- und Bußpſalmen, und zwiſchen je zwei Pſalmen fügte er mit markiger Stimme die Anrufung ein: „Gott erbarme dich, Chriſte, erbarme dich, Gott, Vater, Sohn und Geiſt, erbarme dich!“ Wenn er geendet hatte, kniete er in der Kanzel nieder, ſo daß nur eine große weiße Locke von ihm ſichtbar war, und am Zittern dieſer Locke konnten die Leubaer erkennen, wie gewaltig Erhard Feuerſtein betete. Manch ein Wort von ihm machte tiefen Eindruck. Ganze Sätze trugen die Bauern beim Tagewerk mit ſich und ſagten ſie ſtille vor ſich hin. „Alle Heiden umgeben mich, aber im Namen des Herrn will ich ſie zerhauen!“

Auch Kopp, der in dem Pfarrer ſtets ſeinen Feind erblickt hatte, ging einmal hinauf, ſchlief während der Predigt, bis er bei einem Worte wach wurde: „Das Geſetz deines Mundes iſt mir lieber, denn tauſend Stück Gold und Silber.“

Er zog den Kopf ein, ließ ſich nichts merken, aber der Verdacht erhob ſich in ihm, daß der Pfarrer gegen ihn predige, und als Feuerſtein nun gegen Völlerei, Hoffart, Anmaßung und gottmißgefälliges Weſen auftrat und Demut, beſonders in dieſer Zeit, empfahl, ſtand es bei ihm feſt, daß

er ganz allein ihn meine. Er ſaß, obwohl niemand ihn anſah, im Kreuzfeuer der Blicke, ein ſeltſamer Heiliger, verſchwor ſich im ſtillen gegen den Pfarrer und wartete von nun an die Gelegenheit ab.

Vor dem Hauſe „Zum Stein," in das Cyriakus Kopp nun eingezogen war, lagen große ausgetretene Treppenſteine, und über der ſchönen Rundbogentür trug die Hauswand ein ſteinernes Schild mit der ſeltſamen Inſchrift:

Dies Haus iſt mein,
Und doch nicht mein —
Und wär' ich meiner Lebtag froh,
Die Menſchen gehen aus und ein
Und ſpeien auf den Treppenſtein,
Wer nach mir kommt, hat's gradeſo.

Kopp ließ dieſe gehauene Inſchrift mit Lehm zuſchmieren, aber am folgenden Morgen war der Lehm wieder ausgekratzt. So oft Kopp mit lautem Schimpfen den Lehm erneuerte, wenn die Sonne aufging, war die Schrift wieder zu leſen. Da ergab er ſich in das Schickſal und machte böſe Miene zum luſtigen Spiel. Er hatte jetzt anderes zu denken und zu tun. Es galt Hilfe und Rat zu ſchaffen. Der gefräßige Heuſchreckenſchwarm der franzöſiſchen Armee war ins Land eingebrochen.

Das Haus „Zum Stein" hatte Kopp weißen laſſen, für die Arbeit, um ſie zu beſchleunigen, doppelten Lohn bezahlt, zu ebener Erde links das „Bureau", wie er es nannte, eingerichtet, und

rechts die „Wachtſtube“, in der er mit den Weißenbachern ſchlief. Die oberen Räume waren noch leer, aber Betten, Tiſche, Stühle und Bänke beſtellt. Oben ſollte die „Wehr“ hineinkommen, die er aus Burſchen zu bilden gedachte, die geſonnen waren, unter ſeiner Führung ſich den marodierenden Franzoſen entgegenzuſtellen. Die Handwerker lieferten prompt, weil er immer Geld in der Taſche hatte, ſchimpften wohl heimlich und lachten über ihn, allein beim Anblick ſeiner Taler wurden ſie mit Kopp gut Freund und taten ſchön.

Nachrichten über das heranrückende Heer erhielt man am eheſten durch ihn. Er lag qualmend im Fenſter, rief die Vorübergehenden an, ließ dieſen und jenen, der ſchon halbwegs mit ihm ſtand, in das Bureau eintreten, ſchwafelte, bot Branntwein an und entließ die Beſucher mit einem bedeutungsvollen: „Jetzt gilt's!“

Morgens in aller Frühe machte er einen Rundgang durchs Dorf, ſtand breitbeinig an den Straßenkreuzungen und legte zuweilen mit Hü und Hott Hand an, wenn ein Fuhrwerk ſtecken geblieben oder ein Gaul über die Stränge getreten war. Wenn die Männer aufs Feld gingen, ſprach er mit den Frauen und Töchtern über die Gartenzäune hinweg oder in die Fenſter hinein, ſpaßte, half wohl hier ein Waſchſeil ſpannen, wenn der Pfoſten für Weiberarme zu hoch war, oder dort eine allzuſchwere Kiepe umhängen.

Am liebſten ſtand er ſtundenlang bei dem rüſtigen Weibe und den zwei lebfriſchen Töchtern Hornungs, die mit hochgebundenen Röcken im Gartenland harkten und die Beete umgruben. Beſonders die ältere der beiden Töchter, die auf jedes Wort einen Streich ſetzen konnte, der das Fleiſch unter dem Kleide zitterte, die ſo ſtarke Bewegungen hatte, daß ihr die Röcke um die Beine flogen, hatte es ihm beſonders angetan. Er paßte die Zeit ab und legte ſich ins Fenſter, wenn ſie morgens, mittags und abends mit der Waſſertrage die vollen Eimer an ſeinem Hauſe vorübertrug. Er pfiff ihr leiſe, lachte ſie an und ſagte regelmäßig zwiſchen den Zähnen: „Eliſe, aus uns kann noch was werden!“ Doch die allzeit Schlagfertige antwortete nicht. Sie bekam braunrote Wangen und ſah ihn zornig an.

Einzelne Soldaten oder verſprengte kleine Reitertrupps überſchritten die Elſter, kamen wohl auch durch Leuba, aber ſie blieben niemals liegen. Kopp ſtürzte an ſolchen Tagen mit den Weißenbachern aus dem Haus, eilig, wie wenn eine herausgerufene Wache in Stellung geht, patrouillierte die Dorfſtraße auf und nieder, machte ſich wichtig, gab den Weißenbachern Anordnungen wie Untergebenen, vermaß ſich auch, andere zu kommandieren, zog Burſchen, die gern am Wege ſtanden, an ſich und begleitete jeden Trupp bis zum Dorf hinaus. Er faßte wohl auch Poſto unter der Linde, erklärte

den Burſchen und denen, die es hören wollten, Uniformabzeichen und Waffen, kurz alles, was ſie wiſſen wollten und er ſelbſt nicht verſtand. Da fanden ſich immer einige, die ihm zuhörten und das ungereimte Zeug ſchluckten. Zum Glanz der Waffen und zu den Farben der Uniformen klangen die Geſchichten Kopps wie luſtige Trompeterſtücklein, und ſchließlich glaubte man, wenn er gar von Frankreich erzählte, daß er in Paris geweſen ſei und den Kaiſer Napoleon wiederholt, ja tagtäglich geſehen habe. Und wer dazu den Kopf ſchüttelte, wagte nicht mehr zu widerſprechen, wenn er die Namen franzöſiſcher Generäle und Marſchälle auswendig dahernannte.

Eines Tages kam er von Großzſchocher hoch zu Roß heim. Er hatte ein ſchönes Pferd gekauft und rief von Haus zu Haus: „Es marſchiert, es marſchiert!“ und abends in der Wirtſchaft ſaß man an dieſem Tage mit roten Köpfen um ihn herum und hörte ſeinen Erzählungen zu bis nach Mitternacht. Er brachte es ſo weit, daß der Bauer Hornung eines Tages zuſagte und den großen Leiterwagen morgens um fünf Uhr anſpannte, Bretter über die Leitern legte, mit Frau und Kind und anderen Leubaern nach der Leipziger Heerſtraße zu fahren, auf der die Armee ſeit elf Tagen in unabſehbaren Zügen von Weißenfels her anmarſchierte.

Kopp hatte verſichert, daß es keine Gefahr habe, das Dorf im Stiche zu laſſen. Es ſei ihm

nichts Verdächtiges gemeldet worden. Und wenn bei ihrer Rückkehr doch ein Franzoſe im Dorfe ſich finden ließe, wolle er ſchon auskehren. Wohl ein Dutzend kleine Bauern und geringe Leute, junges Volk mit krauſem gelbem Haar, und alte Gebrechliche ſtiegen auf den Wagen und fuhren dem Walde zu.

Es war ein ſtahlkühler Frühlingsmorgen, in den man hineinfuhr, der froſtig und ſchweigſam machte, und Kopp, der vom Abend her noch heiſer war, dem die Nachtgeiſter noch unter der Stirn wühlten, war noch nicht wach genug, ſich zur Geltung zu bringen. Erſt als der gelbe Wolkenſtreifen im Oſten grün, mattblau und ſchließlich rot geworden war, wandelte ſich die Stimmung. Mit den erſten vereinzelten Vogelſtimmen begann man hier und da ein Wort der Unterhaltung, und als die Sonne am Himmel ſtand, war Kopp hell erwacht. Es fror ihn durch Mark und Bein, aber ein Gefühl von Stolz, mit den Bauern zuſammen fahren zu dürfen, erwärmte ihn. Täglich ſpürte er mehr an der Art, wie man ihn ertrug, gelten ließ, ja mancherlei Grobheit, die er durch hinterheriges Lächeln zu mildern verſtand, einſteckte, wie ſein Anſehen wuchs. All dies verſtärkte ſeine Laune, wandelte ſie allmählich in Übermut, der ihm in allen Eingeweiden quirlte. Er ſaß zwiſchen Hornungs Töchtern, ſchnatterte mit den Zähnen, juckte leiſe auf dem Sitzbrett und probierte, was man

dazu ſagte, hopſte dann ſtärker wie im Trab, ſchließlich wurde es ein toller Galopp, daß die Weiber Luftſprünge machten, zu lachen und zu kreiſchen begannen.

Drei Bauern, die Steinſchloßwaffen beſaßen, hatten dieſe umgehängt und auch Pulver mitgenommen — für alle Fälle, weil man ja nie wiſſen konnte, und Kopp trug den Säbel Uhdes.

„Kerl, was meint ihr dazu? Ich wär' ein Weibel, an dem ihr Freud' hättet, hä?“ rief er den hinter ihm Sitzenden zu. „Das alte Luder, der Uhde, iſt ja doch nichts mehr wert.“ Dabei griff er ſeinem alten wackelköpfigen Schwiegervater, der auf dem Boden des Wagens ſaß, in den grauen Bart, wie man einem taubhörigen Schaf ins Gewöll greift.

Kurz nach ſieben Uhr kam man über die Elſter und näherte ſich dem Weiherhofe bei dem Dorfe Lauſchwitz, und als man dort erfuhr, daß ganz Lauſchwitz voll Franzoſen läge und es nicht ratſam ſei, mit einem Fuhrwerk weiter vorzudringen, ſtiegen die Leubaer ab, brachten Pferde und Wagen unter und beſchloſſen, den Weg zu Fuß fortzuſetzen. Hornung gab, als der Aufſeher des Gutshofes fragte, ob ſie vor den Franzoſen geflohen wären, lachend eine ausweichende Antwort und verſchwieg, daß man aus Neugier gekommen ſei, das große Heer marſchieren zu ſehen.

In Lauſchwitz überkam die Leubaer die erſte große Beſtürzung. Nun konnten ſie mit eigenen Augen ſehen, was es heißt, ein faſt ungezügeltes fremdes Heer im Dorfe zu haben.

Eine Batterie Artillerie ſetzte ſich gerade in Bewegung, um auf der Leipziger Straße Anſchluß zu gewinnen, und noch wimmelte es im Dorfe in jedem Stall und Gehöft von Soldaten.

Auf einem Wagen verſtaute man dreißig geſchlachtete Schafe. Vor der Wirtſchaft lagen die Fleiſchſtücke von fünf zerlegten Ochſen, hochgeladene Wagen entführten Hafer, Heu und Stroh. „Da geht's hin," rief ein Lauſchwitzer Bauer, „voriges Jahr iſt ſowieſo nichts Rechtes gewachſen."

Die Menſchen waren verſtört, wie am Morgen nach einer Brandnacht. Kein Bauer vermochte eine richtige Antwort zu geben. Mit wirren Haaren, die Arme aufwerfend, ſtanden ſie vor den Häuſern, die Weiber wiſchten ſich mit der Schürze die Augen, weil ſie das ſchönſte Vieh für eine lächerlich geringe Bezahlung hergeben mußten. In der Wirtſchaft waren die Fenſterſcheiben zerſchlagen, und die Haustür hing nur noch in der unteren Angel. Der Schulze fiſchte fünf Laib Brot, die ein Artillerieſergeant in den Miſtpfuhl geworfen hatte, weil ſie altbacken wären, wieder heraus und machte ein Geſicht, als wollte ihm das Heulen ausbrechen. „Ich hab' mein Lebtag kein beſſeres Brot gegeſſen," ſchrie er, aber das mein-

eidige Schandvolk verlangt obendrein noch Kaffee, Zucker und Milch, Schinken, Butter und Weckbrot, Gott weiß was, und nie werden sie satt. Wenn sie fertig sind, fangen sie von vorne an, und wenn sie satt sind, fragen sie, was sie jetzt essen könnten."

Kopp hielt die Umstehenden fest, deutete und lachte, als ob er bersten wolle. Über ein altes Mütterlein, das in gebückter Stellung am Brunnen Kartoffeln wusch — denn die Franzosen wollten sie nur gewaschen mitnehmen —, hatte ein junger Artillerist das Bein geschlagen und ritt auf ihrem Rücken. Es gelang ihm auch für einen Augenblick, so daß er lachend und triumphierend sich umschaute. Ehe er sich jedoch versah, streckte sich die alte Frau mit einem Ruck in die Höhe, er wankte, suchte sich zu halten, stolperte, und da er sich mit den Sporen verfing, fiel er mit dem Rücken in die Pfütze. Im Sturze jedoch ergriff er die alte Frau, die entfliehen wollte, am Fußknöchel, daß sie ebenfalls stürzte und mit dem Hinterkopf aufschlug.

„Das sollte in Leuba einer probieren," sagte knirschend der junge Weißenbacher zu den anderen, denen das Lachen vergangen war, „lebendig käme er nicht hinaus."

Die Leubaer, die sehr ernst und blaß geworden waren, trauten sich in die Lauschwitzer Wirtschaft nicht hinein. Sie gingen durch den Lärm und die Verwirrung des Dorfes, dessen Verödung dem

lieben Worte Heimat hohnſprach, hindurch, ſpürten in ihrer Bruſt die Zeit, in der kein Kläger und kein Richter war, durchſchritten ein Wäldchen und ſtanden, nachdem ſie dies im Rücken hatten, plötzlich vor einem Schauſpiel, das durch ſeine Neuartigkeit und gewaltige Schönheit jeden Mund verſtummen ließ.

Soweit das Auge reichte, von Südweſten bis Nordoſten, ſah man auf dem großen Felde Soldaten ſtehen, in großen Vierecken und Zeilen, wie mit der Schnur ausgerichtet, in glitzerndem Gelbmetall, in leuchtenden roten, blauen und weißen Farben. Hinter dieſen geordneten Heerhaufen aber erblickte man ununterbrochen vorübertrabende Reiterſcharen mit nickenden Pferdeköpfen und toll aufgeworfenen Mähnen.

Am Waldrand, in Abſtänden verteilt, wachten mit aufgepflanztem Bajonett Fußſoldaten, die das Feld freihielten und Vordrängende zurückwieſen, denn außer den Leubaern ſtanden da und dort größere und kleinere Gruppen der Landbevölkerung, die, ohne Kopfbedeckung und Halstuch, von der Arbeit in den Gehöften und auf den Feldern weggelaufen waren, um mit offenem Munde zu ſtaunen.

Auch die Leubaer wurden von einem Poſten bis hinter die Bäume getrieben, ſo daß ihnen nur wenig Überblick blieb.

Der Bauer Hornung war wie ein Verwirrter. Er konnte kein Auge von den Soldaten abwenden.

„Da, da, da, guckt einmal, ei, ei, ei,“ ſagte er. Für Kopp aber begann ein großer Tag. Jeder richtete Fragen an ihn, und er wußte alles.

„Das wollt' ich euch zeigen,“ rief er. „Nicht wahr, Eibenberg, jetzt biſt du froh, daß du mitgefahren biſt. Ziegel, Gebhardt, Demuth, habt ihr ſchon ſo etwas geſehen? Kerl, ſchaut euch doch einmal um!“

„Herrſchaft noch einmal, Franzoſen, nichts wie Franzoſen,“ ſagte Eibenberg.

„Die haben Soldaten,“ erwiderte Kopp, „und die ſtehen wie gewachſen, Kerl, das iſt kein Stoppelfeld. Gebt mal acht, wenn die lebendig werden.“

Vor den Leubaern, keine vierzig Schritt gradaus, hielt um einen im Sattel ſich lebhaft vor- und rückwärts wiegenden Feldherrn ein Kreis Offiziere, die ſämtlich den Zweimaſter trugen. Von allen Truppenteilen jagten Offiziere heran, parierten vor dem Feldherrn das jagende Pferd, ſenkten die Degen, ſaßen einen Augenblick wie aus Erz gegoſſen und ſprengten, das Pferd wieder herumreißend, im ſcharfen Galopp zu ihren Abteilungen zurück.

„Iſt das der Kaiſer Napolium?“ fragte Hornung, auf den Feldherrn deutend.

„Nein, nein, das iſt er nicht,“ ſagte Kopp. „Der Napoleon hat keinen Bart, guck doch, er hat bis zum Ohr herunter Haar ſtehen. Der Napoleon iſt ein Mann in meiner Größe, glatt und braun im

Geſicht, und wenn er zornig iſt, quittegelb; ich ſag's ſchon, wenn er kommt."

Der franzöſiſche Soldat, der vor den Leubaern ſtand, drehte ein wenig den Kopf zurück und lächelte. Kopp trat auf ihn zu und fragte, auf den Feldherrn deutend: „Bardong, Mussiöh Franzos, käksäksü?" Der Soldat, der eben noch lächelte, wies Kopp mit der Miene zurück, behielt ſtarr den Feldherrn im Auge und erwiderte: „Maréchal Ney."

„Kerl, es iſt der Ney, heilige Menſchheit, den hätt' ich doch auch kennen müſſen, 's iſt der Michel Ney. Das iſt euch einer, Herrſchaft, da haben wir's gut getroffen. Der Ney, der war früher Hufſchmied und gewöhnlicher Huſar, ein armer Teufel; er iſt eigentlich ein Deutſcher; dann hat er ſeine Sach' gut gemacht, und dann ging's immer höher hinauf, immer höher. Ziegel," rief er dem Leubaer Schmied zu, „ſiehſt du, das kannſt du beim Kaiſer Napoleon werden. Heut heißt man den Ney Herr Marſchall. Napoleon hat eines Tages zu ihm geſagt: Freund, von jetzt ab biſt du Fürſt! Heut iſt der Mann ſchon Herzog, der wird auch noch König. Ihr glaubt's nicht? Merkt's euch, der Kopp hat's geſagt! Der wartet nur, bis Napoleon wieder irgendwo ein Land erobert hat."

Das Pferd des Marſchalls erhob ſich auf die Hinterbeine und warf ſich mit ſchlagenden Vorderhufen im Kreiſe herum, immer eine völlige Wendung beſchreibend, ſo daß der offene Mantel ſeines

Reiters hoch aufflog. Kopp geriet ganz außer ſich. Er ſetzte die Schnapsflaſche, die er aus dem Stiefelrohr gezogen hatte, wieder ab.

„Hoppla, hoppla,“ machten die Bauern bei jeder Wendung des Pferdes, angeſteckt durch Kopps Begeiſterung und hingenommen von dem feurigen Bild. „Da ſchaut hin,“ rief Kopp, „es geht doch nichts über einen Franzos, den kriegt kein Gaul herunter.“

„So ein Gewitterhund,“ murmelte Hornung. Das war die höchſte Anerkennung, deren er fähig war.

„Kein Wunder,“ erklärte Kopp, „der Ney ißt nur rohes Fleiſch. Der hat dem Napoleon ſchon dreimal das Leben gerettet. Wenn dem ein Soldat nicht gehorcht, kurze fünfzehn, ſticht er ihn gleich tot.“

Der franzöſiſche Poſten wendete ſich wieder ein wenig um und lächelte.

Nun ſetzte Marſchall Ney, von einem Schwarm buntfarbiger Reiter gefolgt, ſein Pferd in Trab, dann in Galopp und verſchwand nach Nordoſten aus dem Geſichtskreis. Der Reſt der Berittenen, die ihm nicht folgten, ſtob auseinander zu den in Paradeſtellung ſtehenden Soldaten.

Vor die Truppenteile ſprangen die Offiziere. Von Regiment zu Regiment ſcholl das Kommando: „Garde à vous — fixe!“ „Garde à vous — fixe!“ Die Oberſten, vor der Mitte der Regimenter, ſetzten ſich zäh in den Sattel, hoben ſteil die dünnen

Degen auf, und nun ertönte es ſchneidend wieder von Regiment zu Regiment: „Portez — armes! Portez — armes!“ und kurz hinterher: „Présentez — armes! Présentez — armes!“ Wie von einer Hand gehoben, als ſchlüge aus einem eiſernen Meere eine kurze ſcharfe Welle empor, zuckten von Bataillon zu Bataillon, von Oſten nach Weſten die blitzenden Bajonette in die Höhe und ſtarrten unbeweglich.

Da tauchte Marſchall Ney mit ſeinem Gefolge wieder auf, den ſpielenden Degen in der Hand, vor jedem Adler leicht ihn neigend, ſo kam er heran und vorüber. Überall, wo der Marſchall die Front paſſiert hatte, machten die Regimenter „rechts um“ und rückten mit umgehängtem Gewehr im Laufſchritt nach Süden ab.

„Dagegen iſt nichts zu machen,“ ſagte Hornung, „nichts zu machen!“

„Da kommt kein Haſ' durch, wenn die marſchieren,“ ergänzte Ziegel, auf die dichten Reihen weiſend. „Ich glaub's,“ vervollſtändigte Kopp. „Wenn die einen Angriff machen, binden ſie ſich aneinander, ein jeder hat eine Kette im Sack.“

„O mein, und was das ein Geld koſtet!“ ſagte Hornungs Weib. „Jawohl,“ beſtätigte Kopp, „die Pelzmützen und die Adler drauf, die roten, die blauen und grünen Röck' und die blauen und ſchwarzen Tuchlappen auf der Bruſt, das heißt man ein Blaſtroug, und was die Kerl für Schuh

brauchen! Jeder Soldat hat drei Paar Stiefel, ſchaut die hohen Stiefel von dem Franzos da an. Echte Bottemoll, ſo heißt man das Zeug, da brauchſt du kein Strumpf und kein Fußlappen, ſo weich iſt das graue Leder."

Marſchall Ney kam mit ſeinem glänzenden Gefolge von Südweſten her wieder das Feld herauf, während des Galopps im Sattel ſich wendend, nach der Landſtraße zurückſchauend. Und alle Offiziere taten das gleiche. Was kam dort herauf?

Das Feld bis zur Heerſtraße und dieſe ſelbſt war nun vollſtändig menſchenleer, von jenſeits der Straße drohten in Paradeaufſtellung ungezählte Kanonenrohre herüber, nach Batterien geordnet. Weit in der Ferne, wo die unüberſehbare dunkle Maſſe des Fußvolks und der Reiterei ſich in eins zuſammenſchob, tönten Kommandos, darauf Schreie als gäben Tauſende von Soldaten auf eine Frage laut Antwort, dazu erklangen Muſik, Signale und Trommelwirbel.

Der Marſchall, der in kurzer Entfernung auf freiem Felde hielt, gab einem Adjutanten einen Wink, der dem Pferde ſofort die Sporen einhakte, am Waldrande entlang flog, jedem Poſten ein Wort zurufend, das keiner der Leubaer verſtand, ſelbſt Kopp nicht, das aber die Soldaten jäh ergriff, ſo daß dieſe mit ſtarren, aber glänzenden Augen das Gewehr von der Schulter riſſen und die Bauern hinter die Bäume zurücktrieben.

Wiederum erklangen Hörner. Grelle Trompeten näherten sich rasch, Zimbeln und Pauken, harsche Geräusche, als ob Hunderte von rauhen eisernen Becken geschlagen und gerieben würden. Nun rumorte es wie ferner, leiser Donner; der Grund begann zu zittern, man sah nichts, aber jetzt, ein hoher Offizier, und dann brauste ein Regiment Chasseurs vorüber.

Auf der Landstraße kam im leichten Trab ein Trupp Husaren mit spitzen Pelzmützen heran, höchstens eine halbe Schwadron, und in geringer Entfernung folgte eine von vier Schimmeln gezogene prächtige, hochgebaute Reisekutsche, in der eine Dame zu sitzen schien.

Man sah ein bleiches Gesichtchen aus einem dunkeln Mantel leuchten, ein weißes Tuch oder einen flatternden Schleier, den sie um die Stirne trug — aber zu erkennen war nichts, weil die Entfernung zu groß war.

Hinter dem Wagen, der jetzt stillestand, hielt ebenfalls, in mäßiger Entfernung, eine halbe Schwadron Husaren.

Wieder erzitterte der Grund. Ney stürmte zwischen zwei Kolonnen auf den Wagen zu, aber die Dame oder wer es sein mochte, die den rechten Arm aufgestützt hatte, winkte, nur die Hand bewegend, daß er fortbleiben möge, worauf Ney, das Pferd wendend, dem Getöse der folgenden Reitermassen entwich und

in wenigen Galoppsprüngen auf seinem Platze hielt.

Brausendes Schreien erfüllte die Luft, laut, kurz und unverständlich, das, wie die Musik der Hörner, im Gepolter der Hufe unterging. Alle Soldaten hatten nicht nach rechts, wo Marschall Ney hielt, geblickt, sondern nach links.

„Wer ist das da drüben," schrie Ziegel. Der Posten, der vor den Leubaern stand, starrte, vor Erregung im Gesicht zuckend, geradeaus.

„Das ist eine vom Ney," sagte Kopp, „guckt, sie winkt!" Die Dame im Wagen bewegte die weiße kleine Hand.

„Ist das die Frau Ney?" fragte Hornungs älteste Tochter. Kopp mußte warten, ein drittes und viertes Regiment donnerte vorüber.

„Das ist der Oudinot," schrie Kopp dem anführenden Offizier nach.

Wieder hatten die Soldaten laut geschrien. „Was schreien sie?" rief der Bauer Gebhardt.

„Bonjour, Madame Ney," sagte Kopp.

„Ist das die Frau Ney?" fragte Elise Hornung wieder.

„Die richtige nicht," lachte Kopp, „der hat gar viele," und die blinde Aufregung der anderen benutzend, griff er Elise fest beim Oberarm, zog sie zurück und äugelte sie an. Da aber Hornung, der die Bewegung sah, einen Augenblick umschaute, fing sich der Pfiffikus, rief, als habe er das Mädchen auf-

merkſam machen wollen, auf den Oberſten deutend, der mit den blauen kaiſerlichen Lanzenreitern vorüberwuchtete: „Das iſt der Lefèbre, das iſt auch ein Marſchall, der hat eine Waſchfrau geheiratet.“

Wie betäubt ſtanden die Leubaer. Es dröhnte in ihrer Bruſt. Es ſchlug ihnen das Herz. Und Kopp ſchrie ihnen die Ohren voll. Jeder Kapitän wurde ein Oberſt, jeder Brigadier ein Marſchall, und die Marſchälle nannte er ſämtlich mit Namen und wußte Tod und Teufel von ihnen zu erzählen. Der eine war General Rapp, der nachts vor Napoleons Zimmer ſchlief, der andere Maſſéna, der ſeinen Soldaten einmal zwei Monate nichts zu eſſen gegeben habe, der dritte, der 1809 ſchon in Wien verſtorbene Lannes und der vierte Marſchall Mortier, der, wie Kopp ſchwadronierte, ſeine beiden Frauen ermordet hätte.

Der Franzoſe, der vor den Leubaern Wache ſtand und die letzten Erklärungen Kopps mit angehört hatte, biß ſich auf die Lippen.

Seltſam, alle Regimenter, Soldaten und Offiziere ſchauten nach der Marſchallin Ney.

Das ſei ſo in Frankreich, erzählte Kopp, da hätten gar viele Weiber die Hoſen an, und beſonders dem Ney ſeine wär' ein verfluchtes Frauenzimmer, die hätte unſer Herrgott aus dem Schwanz des Teufels gemacht.

Als auf zierlichen Pferden ein Regiment Voltigeurs, das im Trab ankam, vorüberzog, ſagte der

Bauer Eibenberg: „Die haben nicht „Bong schur“ gerufen, ich hab's deutlich gehört, es war was anderes.“

„Ich glaube auch,“ erwiderte Kopp, horchte beim folgenden Regiment und erklärte: „Sie rufen: Viel Bonnör, das heißt auf deutsch: Viel Glück, Madam.“

Dann kam das Fußvolk, Grenadiere und Füsiliere, es kamen Holländer, Italiener, Kroaten, Württemberger und Rheinbundstruppen, und die Zeit verging im Rausche der Aufregung, ehe man sich's versah.

Der Soldat, der vor den Leubaern stand, lächelte nicht mehr.

Er konnte sein Gewehr nicht mehr halten. Er zitterte am ganzen Körper, ja er wankte, und immer war noch kein Ende. Einmal stöhnte er laut, raffte sich aber wieder auf. Schließlich drohte er umzusinken. Alle Leubaer, Frauen und Mädchen, achteten nur noch auf den Soldaten. Da nun die dichten Reihen der Grenadiere vorüberzogen, ging der Posten mit kleinen Schritten rückwärts, indem er stets den Marschall im Auge behielt. Als er am Strauchwerk des Waldrandes angelangt war, ließ er sich rückwärts fallen, stöhnte krampfhaft und erbrach vor Erschöpfung.

Kopp sprang herzu, reichte ihm hilfsbereit die Schnapsflasche, die der Grenadier in einem Trinken aussog. Elise Hornung gab ihm Brot und Wurst.

Ausſpeiend und ſich räuſpernd fuhr er, als er die Sprache wiedergefunden, in ſeiner Mutterſprache los: „Donnerchaib, ich hab' kein Morgeneſſen gehabt!“ — „Ei, der ſpricht ja Deutſch,“ ſagte Hornung, „was ſeid Ihr für ein Landsmann?“

Da lachte der vermeintliche Franzoſe, ſo gut er konnte, und ſagte zu Kopp: „Gelt, Mann, wenn du das gewußt hättſt ... ich bin ein Schweizer ... aus Bern gebürtig.“

Damit raffte er die Eßwaren auf, ſteckte ſie in einen Sack, der an ſeinem Torniſter hing und ſprang, gedeckt durch eine vorbeimarſchierende Truppe, wieder in ſeine Stellung, ſtand wieder wie angewurzelt und gab auf keinen Zuruf Antwort. Nur als das Feld von roten Uniformen zu prangen begann, leuchtete es auch in ihm auf. Er drehte ſich ein wenig um, wie einer, der ſeine Freude los werden muß: „Das ſind lauter Schweizer!“

Hünengeſtalten, den wippenden Panache am Tſchako, mit verſchränkten Armen das ſenkrechte Gewehr haltend, mit dem Lauf nach vorn, in die linke Schulter gepreßt, kamen heran; knochige Geſellen mit kantigen, bärtigen Geſichtern, ſtapften mit ſtarken Schritten vorüber, daß die Schöße der Tunique à pans nur ſo flogen.

„Die kommen von Magdeburg,“ rief der Berner, „die hatten nichts zu lachen, bei der Kälte.“

Drüben im Wagen hatte ſich die vermeintliche Marſchallin erhoben. Nun, ſchön gewachſen war

ſie gerade nicht. Es war eine ſtarke, kurze Perſon mit hohen, wagrechten Schultern. Sie zog, während die Schweizer marſchierten, die Hand aus der Manteltaſche, winkte dreimal den Schweizern zu und dann den Marſchall zu ſich heran, der zwiſchen zwei Kolonnen hindurchgaloppierte.

Wie nun die ſchöne Reiſekutſche mit den vier prächtigen Schimmeln und der Ehreneskorte der Huſaren ſich in Bewegung ſetzte, hielt es Ziegel nicht mehr aus, er trat hinter den Grenadier und ſagte: „He, Freund Schweizermann, iſt das da drüben ein Frauenzimmer oder eine Mannsperſon?“

Der Berner, der mit den übrigen Poſten hinter der letzten Schweizerkolonne abmarſchierte und auf wenige Schritte Abſtand aufſchloß, hatte Kraft und Humor wiedergewonnen. Er lachte wie ein Dieb und rief: „Das iſt die Madam Ney, die zieht mit uns nach Rußland!“ — „Siehſt du, Schmied, hab' ich's nicht gleich geſagt,“ rief Kopp, ſich umwendend. Aber ſein Wort ſtockte, und er erbleichte, als er in die Tiefe des Waldes ſah.

Eine franzöſiſche Patrouille, die von rückwärts ungeſehen herangetreten war, hielt, ohne daß die lachenden, aufgeregten und ſich ſtreitenden Leubaer es gewahr wurden, den Bauer Gebhardt an der Bruſt feſt, deuteten auf das Gewehr, das er über der Schulter trug, viſitierten ihn und zogen ihm die Munition aus der Taſche. Da hängte Kopp den Säbel, den er noch immer umgeſchnallt hatte,

dem alten Uhde um den Hals und ſagte: „Du, Schwiegervater, ich laufe noch ein Stück den Schweizern nach,“ winkte den Leubaern und machte ſich im Laufſchritt davon.

Die ungefähr zwölf Mann ſtarke franzöſiſche Patrouille näherte ſich den übrigen Leubaern, die noch immer nach der Landſtraße ſahen, ebenſo ungeſehen und hielt auch mit dieſen eine ſcharfe Unterſuchung. Sie nahmen den Bauern, was ſie in der Taſche mit ſich trugen, fort: Munition, Eßwaren, Branntwein, Geld und dem Müller Eibenberg eine Silberuhr, ein ſchönes altes Erbſtück. Sie riſſen laut ſchimpfend, mit Säbel und Bajonett drohend, jedem Bauern Wams und Hemd auf, und als Hornung ſich empörte, weil ſie auch die Weiber ſchamlos zu unterſuchen begannen, ſtieß ihm ein Sergeant-Major derart mit dem Gewehrkolben in die Kniekehle, daß er rücklings zur Erde fiel. Schließlich zerſchlugen ſie die Steinſchloßgewehre der Leubaer an den Baumſtämmen und zogen, drohend und lachend ſich umſchauend, am Waldrand weiter. Kaum waren ſie verſchwunden, als Kopp, der im Gehen ſeine Kleider in Ordnung brachte, wieder auf der Bildfläche erſchien, ſich ſprachlos ſtellte und vor Zorn ſich nicht laſſen konnte, weil ſie ihn nicht gerufen und ſich nicht zur Wehr geſetzt hätten.

„Mit den Brüdern wären wir doch fertig geworden.“ Aber die Bauern antworteten ihm nicht.

Sie waren bleich und grau vor Erregung, und die Weiber heulten. Die Franzoſenbegeiſterung war ſchnell verraucht, und indem man jede Einzelheit der Überrumpelung wie etwas Unerklärliches immer wieder hervorholte und von neuem beſprach, ging man nach Lauſchwitz zurück. Es war unmöglich geweſen, ſich zur Wehr zu ſetzen. Tauſende von Franzoſen ſtanden ringsum. Ja, wenn man in Leuba geweſen wäre, dann wäre man mit ihnen fertig geworden.

Allein der ſchlimmen Erfahrungen war noch kein Ende. Lauſchwitz lag wie ausgeſtorben, aber ſchon waren neue Quartiermeiſter da. Bis zum Abend ſollten zweihundert Rationen Hafer, hundert Schüttel Stroh und hundert Bund Heu geliefert werden, ſo erzählte der Wirt.

Man hörte gleichgültig zu. Kopp, der allein noch Geld beſaß, beſtellte, zahlte und ſchlug den Leubaern vor, über ihr Mißgeſchick nichts verlauten zu laſſen. Man gab ihm recht, aß trübſelig und ſchweigſam Brot und Speck und brach bald wieder auf. Beim Fortgehen ſtießen ſie auf den Amtmann und den Schulzen von Lauſchwitz, denen Kopp über dies und jenes Auskunft gab.

„Wenn in Lauſchwitz Not an Mann iſt, ſo kommt nur zu uns. Wir haben eine Wehr im Dorf, und wehe der Katz, die bei uns mauſen will! Stroh und Heu gibt's bei uns, ſo viel Ihr wollt.“

Als die Leubaer den Weiherhof betraten, kam ihnen der Aufseher mit bestürztem Gesicht entgegen und sagte zu Hornung: „Eure Pferde sind fort, französische Reiter haben sie requiriert.“ Was half da Schreien, Poltern und Empörung? Fünfzig Taler hatte der französische Offizier bezahlt für zwei fünfjährige Pferde!

Hornung schlug sich mit der Faust vor die Stirn, tobte und wetterte, schalt auf die Weiber, die ihm keine Ruhe gelassen hätten, und packte schließlich Kopp an der Brust: „Du, Hund, bist an allem schuld, du hast mir's von den Franzosen in die Ohren geblasen!“

„Was kosten deine Pferde?“ schrie Kopp zurück. „Meinst du, ich laß mich wegen ein Paar Ackergäulen am Rock fassen?“

„Die Pferde waren hundertfünfzig Taler wert,“ entgegnete Hornung.

„Morgen früh holst du auf dem Bureau im Steinhaus bei mir, beim Cyriakus Kopp, hundert Taler! In Güldengossa stehen Pferde, so viel du willst, und schönere wie deine, also!“

Dagegen war nun nichts zu sagen, und die Weißenbacher traten auf Kopps Seite.

„Meinst du, Hornung, es wär' mir eine Freud, daß ein Mann wie ich jetzt zu Fuß heimlaufen muß?“ Es lachte nicht mal einer, es gab jeder im stillen Kopp recht. Nach einem solchen Ärger, Mißgeschick und Unglück noch einen weiten Weg laufen

zu müſſen, dazu hungrig und müde, das ging jedem Leubaer über die Hutſchnur.

„Auf, nach Lauſchwitz zurück!“ befahl Kopp. „Es wird gefahren. Ich ſchaff' Pferde an, und wenn's die halbe Erbſchaft koſtet!“

Die Frauen, Hornung und einige andere Bauern blieben im Weiherhofe, die übrigen ſuchten in Lauſchwitz Pferde zu bekommen. „Allein nutzt's nichts,“ meinte Kopp, „wir Leubaer müſſen zuſammen einmarſchieren.“

Nach zwei kleinen Stunden, als es ſchon einnachtete, erſchienen ſie wieder, luſtig und guter Dinge. Kopp hatte zwei Flaſchen Branntwein gekauft und gegen fünf Taler Lohn eine lendenlahme Kracke gefunden, auf der ein verrunzeltes Bäuerlein, Schritt reitend, herankam.

„Was koſtet das Roß?“ fragte Eliſe Hornung, die abſeits ſtand, „fünf Taler? Das iſt eine Herrgottsſünde, Kopp, wie Ihr mit dem Geld umgeht.“

Kopp, der ſchon halb trunken war, trat hinter ſie, ſchob ihr ſeine Hand zwiſchen Arm und Bruſt hindurch und ſagte: „Eliſe, das iſt all kein Geld, wenn's einem Weibsmenſch wie dir nur gut tut.“

Eliſe Hornung ſah ihn lange und gebannt an, holte tief Atem und ſprach etwas, was Kopp nicht im geringſten erwartet hatte. „Ihr habt gar ſo einen wüſten Bart.“

„So,“ ſagte Kopp, ſchmunzelte und machte große Augen, wie ein lächelnder Karpfen, dem

ein guter Biſſen auf das halb offene Maul zugeſchwommen kommt. Er faßte ſie noch feſter und kam ihr mit dem Geſichte nah. „Eliſe, wie einem Mannsbild der Bart wächſt, ſo hat er auch die Kraft —“ Da machte ſich Eliſe mit einem Ruck frei. Es war Zeit zum Heimfahren. Ein kalter Wind blies von den Feldern her.

Auf dem rumpelnden Wagen wurde nicht viel geſprochen. Kopp, der bei den Füßen der jungen Hornungerin ſich mit Heu und Decken einen Platz zurechtgerückt hatte, lag auf dem Wagenboden und ſchlief nach wenigen Minuten ein.

*

Pfarrer Erhard Feuerſtein hatte an dem Tage, den Cyriakus Kopp mit ſeinem Anhange zur Fahrt nach der Heerſtraße benutzte, nach dem Mittageſſen ſeinen vier Töchtern, die mit gefalteten Händen nebeneinander auf einem großen Ripsſofa ſaßen, aus der Schrift vorgeleſen und alſo geſchloſſen: „Ich habe die Länder anders geteilt, ihr Einkommen geraubt und wie ein Mächtiger die Einwohner zu Boden geworfen. Meine Hand hat die Völker gefunden wie ein Vogelneſt, ich habe alle Länder zuſammengerafft, wie man Eier aufrafft, die verlaſſen ſind.“

Als er geendet und ſeine Brille zuſammengefaltet hatte, fragte Luiſe, ſeine ſchlanke Jüngſte, eine ſchöne zarte Blondine, die geradeſo langſam

wie er ſelber ſprach: „Vater, wie erklärt Ihr uns, daß Napoleon unſer Dorf bis heute verſchonte? Dieſen Morgen ſind Frauen von Lauſchwitz hierhergekommen; ſie baten um Unterkunft, klagten und erzählten, wie ſchrecklich ihr Dorf von den durchziehenden Truppen heimgeſucht werde.“

Pfarrer Feuerſtein erhob ſich, hielt, ohne zu antworten, die Hände gefaltet und ſah, ſich beſinnend, zur Decke auf. Die älteſte ſeiner Töchter jedoch, Antonia Feuerſtein, eine ſtarke, hochgewachſene Frau, die im Nacken ſchwere braune geſchlungene Zöpfe trug und noch langſamer und deutlicher als der Pfarrer redete, antwortete der Schweſter faſt vorwurfsvoll: „Wie kommſt du auf dieſe Frage, Luischen? Vater betet doch täglich mehrmals: Gott beſchütze uns vor Krieg und Kriegsgeſchrei!“

Und Feuerſtein, der mit ſeiner Überlegung zu Ende gekommen war, fügte hinzu: „Mein Kind, wiewohl Gott auch den Waſſertropfen ſegnet, wenn er das Meer ſegnet; wiewohl er in ſeiner unerſchöpflichen Güte, die jeden Morgen neu iſt, doch auch Prüfung, Unglück und Strafe den Menſchen ſendet; wiewohl ſeine Gnade nicht lenkbar iſt und die Kraft unſeres Gebetes oft eitel: ſtehet doch geſchrieben, es fällt kein Sperling vom Dache ohne ihn.“

„Gewiß, lieber Vater,“ antwortete Luiſe, „wie kommt es aber, daß faſt alle Frauen im Dorfe

der Meinung ſind, Cyriakus Kopp ſei unſer Beſchützer?“

„Luischen, ſprich den Namen nicht aus,“ ſagte ſehr gedehnt und vorwurfsvoll Antonia, ſie kannte den Vater genau, fürchtete für Luiſe und für ihn.

Feuerſtein blieb aber ruhig, er legte den Zeigefinger auf die Schrift und antwortete: „Wehe denen, die Böſes gut und Gutes böſe heißen, die aus Finſternis Licht und aus Licht Finſternis, die aus ſauer ſüß und aus ſüß ſauer machen!“

Aber Luiſe fragte nochmals: „Lieber Vater, kann durch den Mund eines Böſen nicht auch Gott reden? Haben doch auch Heiden gute Taten verrichtet. Könnte Kopp, der Unwürdige, nicht auch ein Werkzeug Gottes ſein?“

Und Feuerſtein antwortete: „Ich höre die Worte des Propheten, als ſpräche Gottes Stimme: Wen ſoll ich ſenden, wer will mein Bote ſein? Ich aber ſprach: Hier bin ich, ſende mich!“

Nochmals erhob Luiſe ſchüchtern ihre Stimme: „Ich fragte nur, weil man mir ſagte, Cyriakus Kopp habe einen großen Anhang im Dorfe gewonnen, und er dulde nicht, daß ein Franzoſe in Leuba bleibe.“

„Kind,“ entgegnete Feuerſtein überlegen lächelnd, „glaubſt du, daß die Leubaer ſtark genug wären, daß überhaupt Menſchen es vermöchten, dieſen Heeren zu trotzen, von denen man ſagen kann, wie es im Propheten heißt: Ihre Pfeile ſind

ſcharf, und alle ihre Bogen geſpannet. Ihrer Roſſe Hufe ſind wie Felſen geachtet und ihre Wagenräder wie ein Sturmwind."

Und zur Bekräftigung ſeiner Worte ſetzte er ſich zum zweiten Male an den Tiſch, ſchlug den Pſalter auf und las wie einer, der die Erfüllung einer Bitte von der Kraft ſeiner Überzeugung, von der Stärke ſeiner Worte abhängig weiß: „Erhebe dich, Gott, über den Himmel und deine Ehre über alle Welt. Wache auf, meine Ehre, wache auf!"

Während Feuerſtein las, zeigten ſich am Fenſter Tſchakos; ein Offizier legte die Hand über die Augen und ſuchte hereinzublicken. Ein Soldat drückte Wange und Naſe an der Scheibe platt, und dann begann fremdartig und abenteuerlich, indem zu gleicher Zeit draußen am Fenſter geklopft wurde, im hohen Hausflur eine alte Hausglocke ihren Mund zu öffnen, die ſeit Jahren in einem Neſt von Spinnweben hing, vergeſſen und verſtummt, und längſt ſchon durchgeroſtet war.

Die vier Töchter des Pfarrers erhoben ſich erſchrocken, langſam ſich wendend, paarweiſe ſich anblickend. Schritte und Sporen erklangen draußen, Anklopfen und Eintreten war eins, und ein Franzoſe mit ſcharflinigem Geſichte tauchte in der Türe auf: „Ah, Monsieur le pasteur, mille fois pardon, mes dames!"

„Bonjour," ſagte Erhard Feuerſtein.

„Très bien, vous parlez français, Monsieur?"

„Un peu," ſagte der Pfarrer, „mais ... offengeſtanden, Herr Kapitän, ich bediene mich lieber der lateiniſchen Sprache. Wenn es aber Ihnen nichts ausmachen ſollte, ſo rede ich noch lieber Deutſch."

„Très bien, ça me revient au même, ich rede auch Deutſch," antwortete leicht und gewandt der Offizier.

Und nun berichtete er, während ein junger Leutnant, der erſt achtzehn oder neunzehn Maimonate hinter ſich gebracht haben mochte, mit eingebundenem Arme hervortrat, daß er für ſeinen jungen Kameraden Wohnung und Gelegenheit zur Raſt erbäte. Bei einem Sturze ſei ein Pferd derart dem Unglücklichen auf den Oberarm getreten, daß man gezwungen ſei, hier im Dorfe zu bleiben, um einmal genau nachſehen zu können.

„Sehr gern," ſagte Erhard Feuerſtein, „ſeien Sie in meinem Hauſe willkommen! Nur bitte ich um einen Augenblick Geduld, damit ich die Anordnungen treffen kann, wie ſie die Pflege eines Verletzten nötig machen," und ergänzte, nachdem er ſich ſelbſt vorgeſtellt hatte: „Das hier ſind meine Töchter: Antonia, Johanna, Maria und Luiſe."

Die Offiziere nannten gleichfalls ihre Namen — der Kapitän hieß Corbet, der Leutnant de Battiſti — ſchritten, ſich verneigend, auf die Damen zu und küßten, indem ſie die Sporen erklingen ließen, jeder galant die Hand. Antonia, die eine

sehr verschämte aber dankbare Miene machte, sprach für alle: „Seien Sie willkommen! Es ist unsere Christenpflicht, Ihnen zu helfen, und wir tun es gerne.“

„Luise,“ ließ Feuerstein sich vernehmen, „suche diese Nacht bei deiner Schwester Johanna unterzukommen. Herr Leutnant Battisti schläft in deinem Bett! Maria, für dich wird Antonia sorgen, Herr Kapitän Corbet erhält das deine.“

Der Kapitän, dem ein aufsteigendes Lächeln schnell entschwand, wollte aber hiervon durchaus nichts wissen, er fügte sich erst, als der Pfarrer bestimmt den Satz aussprach: „Meine Herren, Sie sind meine Gäste. Meine Töchter haben bis heute stets eine ungestörte Nachtruhe genossen, sie haben, wenn Besuch im Hause war, schon öfter sich eingeschränkt, und sie sind gewöhnt, sich meinen Wünschen zu fügen.“

„Gewiß, lieber Vater, gewiß,“ sagte Antonia und schickte sich an, mit den Schwestern das Zimmer zu verlassen.

„Antonia, dich brauche ich hier,“ sagte Feuerstein. „Maria, hole Waschwasser, Wundessenz und Verbandleinen; Luise und Johanna, ordnet die Zimmer und sorget auf den Abend für ein unseren Gästen würdiges Nachtmahl!“

Der junge rotwangige Leutnant, der nur mit dem einen Arm in die Uniform gefahren war, während der rechte Ärmel leer hing, löste die

Spange, die ſeinen Rock zuſammenhielt, und entledigte ſich mit Hilfe des Kapitäns ſeines Kleides und des unordentlichen Verbandes. Der Kapitän öffnete das Fenſter und rief einen Namen hinaus.

„Wir haben einen Wundpfleger bei uns," erklärte er, „einen sergeant-chirurgien."

Es war ein robuſter ſchmutziger Kerl, der nun hereinſtolperte, die Vorgeſetzten und den Pfarrer mürriſch begrüßte und ſeinen Kaſten auf den Tiſch ſtellte. Was er aber auspackte, blutige Lappen, roſtige Scheren, befleckte Binden, war ſo ekelerregend, daß Feuerſtein ſogleich eingriff.

„Fort mit dem Zeug!" ſagte er. „Meine Herren, ich habe ſelbſt Spadel und Binden im Hauſe, laſſen Sie meine Tochter Hand anlegen, ſie hat es unter meiner Anleitung gelernt, ſchon 1806 Hilfe geleiſtet und iſt in ſolchen Dingen geſchickt."

Damit war der Kapitän einverſtanden. Er wies den Pflaſterkaſten kurzerhand hinaus. Der Pfarrer ordnete jedoch an, daß für den Soldaten in der Küche geſorgt werde, und ließ, nachdem er auch drei Pferde auf der Straße erblickt hatte, das Hoftor und die Ställe öffnen.

Die Verletzung des Leutnants war in einem mißfarbigen Zuſtande. Das verſchwollene Ellbogengelenk zeigte eine Quetſchung und der Oberarm eine blutende Fleiſchwunde.

Antonia trennte den Hemdärmel heraus und begann, als Maria mit allem Nötigen eingetreten war, die Wunde vorſichtig auszuwaſchen.

Der Leutnant ſpreizte weit die Beine, hielt ſich mit der Linken krampfhaft am Stuhlſitz feſt, ſchnatterte wie ein Frierender mit den Zähnen, und als Antonia mit dem Spadel die Wunde zuſammenzog, zuckte ihm jede Muskel. Er wurde blauweiß im Geſicht, wie ein von Weißglut Verbrannter. Aber er gab keinen Ton von ſich.

Während im Zimmer Stille herrſchte, begann auf der Straße eine ungewohnte Bewegung ſich bemerkbar zu machen. In Gruppen ſtanden Männer zuſammen, deuteten nach den Vorhangfenſtern des Pfarrhauſes, andere kamen und gingen, Neugierige traten wohl auch bis an die Fenſter heran.

Antonia war über der Arbeit das ſchwere Geflecht ihrer Zöpfe vom Nacken auf die Schulter geſunken; ſie entſchuldigte ſich verſchämt lächelnd, konnte ſie aber erſt wieder hinaufſchlingen, als ſie Faden und Nadel aus der Hand gelegt hatte.

Der Leutnant war der Erſchöpfung nahe. Auf den Kapitän und Antonia geſtützt, führte man ihn die Treppe zum erſten Stockwerke hinauf in Luiſens Zimmer, wie der Pfarrer es befohlen.

Ein Lächeln ging über die Züge des Leidenden, als ſich die Türe öffnete: weiße Gardinen, Blumen an den Fenſtern und auf zwei Tiſchen, obwohl es

erſt Ende März war, roſafarbene Bettvorhänge; Englein, die auf der lichten Tapete davonſtoben, ſchienen auf dem Rande dieſes Bettes ſonſt ihr keuſches Ruhelager zu haben, und ein Duft im Raume — nach blondem Frauenhaar und reinem Leinen.

Der Kapitän zog dem jungen Kameraden die Stiefel von den Füßen, bettete ihn wie einen Bruder auf das kühle Lager und ſtieg, als der Erſchöpfte eingeſchlafen war, die knarrende Treppe leiſe wieder hinab.

„Es iſt ein ſtarker Junge," ſagte er zum Pfarrer, „er braucht nur einige Stunden Schlaf, morgen iſt er wieder marſchfähig."

Er nahm auf dem großen Sofa der Wohnſtube Platz, und auf Befragen Feuerſteins begann er zu erzählen: Er ſei ein gebürtiger Elſäſſer, ſeine Mutter eine Deutſche, der Vater Franzoſe, und der junge Leutnant ein Sohn ſeiner in Warſchau an einen Südfranzoſen verheirateten älteren Schweſter, ſein leiblicher Neffe. Er ſelbſt habe den Militärdienſt nach der Schlacht bei Wagram ſchon einmal quittiert, ſei aber durch die Militärbehörde, obwohl er zwanzigtauſend Franken Entſchädigung angeboten habe, gezwungen worden, dieſen Feldzug, den kein denkender Menſch billige, mitzumachen. Sein Neffe, der überhaupt keine militäriſche Ausbildung genoſſen habe — wenn man von einem mehrwöchigen kurzen Drill abſehen

wolle —, ſei in polniſchen Anſchauungen erzogen worden, teile den Haß der Polen gegen Rußland und die Verehrung für Napoleon. Er ſei, als man ihm zugeſichert habe, daß er als Leutnant ſofort eingeſtellt werde, per Extrapoſt nach Paris gefahren, um ſich zu ſtellen, und auf Fürſprache in ſeinem Regiment untergekommen.

Kapitän Corbet ſprach ſeine Urteile wohlgemut aus, freute ſich, das Herz lüften zu können, und richtete ſeine Zunge ſcharf gegen den Kaiſer. Als Sohn eines Kaufmanns bezeichnete er die Kontinentalſperre als einen Unſinn, empörte ſich über die Gewaltmaßregeln, unter denen nicht nur Deutſchland, ſondern auch ganz Frankreich ſeufze, die Napoleon ſelbſt, wenn es ihm paſſe, umging, beklagte die Menſchenopfer, die Blindheit und die aller Überlegung baren Anſtrengungen des Kaiſers, die an Starrſinn grenzten und ganz Europa wirtſchaftlich ruinierten.

Er ſprach mit Ekel von den zuſammengewürfelten Truppen, die gegenwärtig unter den Waffen ſtänden, die, in aller Herren Ländern zum Dienſte gepreßt, ziel- und heimatlos, weder einer Aufgabe nachſtrebten noch dem Vaterlande nutzten, nur, vom Götzenbild Napoleon angezogen, einem Phantome dienten, und in ihrer Selbſt- und Großmannſucht, ohne Pietät und Reſpekt, Tiere und Menſchen brutaliſierten. Er ſelbſt habe in ſeiner Schwadron mit Mühe Ordnung geſchaffen, aber

es erfordere Strenge und ungemeſſene Tatkraft, auf dem Marſche und im Quartiere den Ausſchreitungen Einhalt zu tun.

Der Pfarrer ließ, weniger aus innerer Überzeugung als aus chriſtlichem Billigkeitsgefühl, ein anerkennendes Wort über Napoleon fallen. Aber Kapitän Corbet wehrte ab: „Mein Herr, wir haben unſeren Kaiſer von einer Inſel geholt, von der die Römer nicht einmal Sklaven wollten!“

Als es Abend wurde, ſchickte Feuerſtein zum Schulmeiſter hinauf und ließ die allabendliche Kriegsbetſtunde abbeſtellen. Maria legte ein neues Leinentuch über den großen runden Tiſch und ſtellte fünf brennende Kerzen in Kreuzform auf die Decke, und der Pfarrer, der ſich keinen Augenblick geſetzt hatte, ſagte: „Herr Kapitän, ich freue mich, ſo chriſtlich geſinnte und edeldenkende Herren behauſen zu können. Als Zeichen meines Zutrauens und meiner Achtung will ich etwas Beſonderes tun. Antonia, nimm das ſilberne Eßgerät, das zum letztenmal auf Luiſens Konfirmation unſeren einfachen Tiſch zierte, und lege es vor.“

„Vater, es liegt oben im Linnenſchranke, in Luiſens Zimmer,“ flüſterte Antonia leiſe. Feuerſtein, der ſie wohl verſtand, entgegnete laut: „In ein Zimmer, in dem ein Kranker liegt, darf jede Frauensperſon ohne Scheu eintreten.“

Mit ſchwererem Atem ſtieg Antonia die Treppe empor, trat nach ſchüchternem Klopfen leiſe ein

und entnahm dem Schranke, obwohl es völlig dunkel geworden war, mit ſicherer Hand Löffel, Meſſer und Gabeln. Leutnant de Battiſti war wach. Als er eine hohe Frauengeſtalt im Zimmer ſich bewegen ſah, legte er, wie in einer Bitte, die geſunde linke Hand aus dem Bette heraus. Antonia, in der Meinung, daß der Kranke etwas begehre, verließ das Zimmer und kam mit einem brennenden Fidibus wieder, um ein Gutlicht zu entzünden. Da lächelte der junge dunkelhaarige Franzoſe, dem kaum der Flaum auf der Oberlippe ſproßte, der ſchönen ſtarken Frau zu, die mit ſo viel Liebe und mütterlicher Fürſorge ſich ſeiner angenommen hatte. Und da wohl kaum eine Frau lebt, die einem leidenden ſchönen Manne ihr Mitleid gänzlich verſagte, beſonders einem Kranken, dem ſie ſelbſt körperlichen Schmerz bereiten mußte, näherte ſich Antonia dem Lager des jungen Offiziers und rückte ihm die Kiſſen zurecht. Während ſie ſich über ihn neigte, legte er die linke Hand um ihren ſchönen Nacken und küßte ſie ſanft auf die Wange. Und da Antonia ſich nicht erſchrocken aufrichtete, nur, mit unendlicher Güte ſich wehrend, ihn liebevoll anſah, legte er den ganzen Arm um ihren Hals und küßte ſie heiß auf Stirne, Mund und Augen.

„Es iſt beſſer, Ihren Herrn Neffen liegen zu laſſen, Herr Kapitän,“ ſagte Feuerſtein, als Antonia dunkelrot wieder ins Wohnzimmer trat. „Meine Töchter werden ihm das Eſſen hinauftragen.“

Man ſetzte ſich zu Tiſch, und Feuerſtein reichte die Schüſſeln herum. Der Kapitän wunderte ſich, daß kein Gebet geſprochen wurde; es fiel ihm auf, daß die ſchönen, unnahbar ausſehenden Frauen, die, leiſe ſprechend, mit ihm zu Tiſche ſaßen, ein wenig lächelten, und er freute ſich, daß der Bann, den ſeine Gegenwart auferlegte, nun gebrochen ſchien. Er gab dem Gefühl dieſer Freude freien Ausdruck, ſo daß Feuerſtein erwiderte: „Meine Töchter ſind im Grunde heitere Geſchöpfe. Sie wiſſen das Ernſte ernſt zu nehmen, aber ſie haben auch den Schalk im Nacken, ihr angeborener natürlicher Frohſinn hilft ihnen über manchen langen Tag glücklich hinweg.“

Nachdem jedermann Fleiſch, Kartoffeln und eingemachtes Gemüſe genommen hatte, ſagte Antonia, bis in den Nacken erglühend: „Herr Kapitän, bitte, nehmen Sie die Hände vom Tiſch!“

„Pardon!“ ſagte der Offizier und legte ſeine Hände in den Schoß, denn er glaubte, jetzt komme das verſäumte Tiſchgebet. Zu ſeinem Erſtaunen aber begann die runde Tiſchplatte mit den wehenden Kerzen ſich im Kreiſe zu drehen. Alle vier Töchter des Pfarrers hielten die Hand vor den Mund und lachten mit ihren glänzenden Augen. Der Pfarrer, der auch ein wenig lächelte, erklärte, nachdem die Tiſchplatte ſtillſtand und feſtgemacht war: „Das iſt eine Sitte in unſerem Hauſe, Herr Kapitän, die meine ſelige Gattin einführte, um

jeden Streit über den Anteil am Essen, der zuweilen unter den Kindern ausbricht, zu beseitigen, aber auch eine übermäßige Wertschätzung des Essens zu verhindern. Wie Sie sehen, nahm jedes von uns einen Teil. Wie Sie jetzt feststellen können, sind alle Teller ausgetauscht. Ich habe diese schöne Sitte beibehalten, da bei süßer Zukost auch jetzt noch meine lieben Töchter zuweilen —"

Da empörten sich alle, widersprachen respektvoll: „Es ist nicht zutreffend, Herr Kapitän, was Vater sagt." — „Er spaßt nur." — „Aber Vater! Aber Vater!"

Der Kapitän begann laut zu lachen, denn vor Fräulein Luise, der schönen Blondine, stand die große Portion, die er, weil er rechtschaffen hungrig war, sich selbst aufgeladen hatte, und auf seinem eigenen Teller war so gut wie nichts. Und abermals freute man sich laut, so daß Kapitän Corbet wohl kaum einen lieberen Aufenthalt sich hätte wünschen können. Jetzt erst erhob sich der Pfarrer und sprach das Tischgebet.

Danach, während man sich wieder niederließ und der Kapitän von neuem zugriff, füllte Antonia, nachdem sie Fleisch in kleine Stückchen geschnitten hatte, einen Teller mit Gemüse und Kartoffeln und bat leise: „Johanna, bringe das dem Patienten hinauf, wir lassen gesegnete Mahlzeit wünschen!"

Als Johanna wieder ins Zimmer trat, schaute Antonia, die in unauffälliger Weise das Antlitz

der Schweſter prüfte, einen Augenblick in die Höhe; ſie nahm die Oberlippe zwiſchen die Zähne, denn Johannas Haar war an der linken Schläfe verwirrt.

Der Pfarrer goß Wein ein. Dieſen reichte Antonia ihrer Schweſter Maria und ſagte: „Wir laſſen dem Patienten Geſundheit wünſchen!“ Der Kapitän erzählte vom öſterreichiſchen Feldzug, und auch Feuerſtein war geſprächiger geworden. Als Fräulein Maria wieder ins Zimmer trat, ſahen Antonia und Johanna gleichzeitig auf, obwohl ſie kein Wort getauſcht hatten. Marias Antlitz war blutleer, als wäre ihr ein Geſpenſt begegnet. Die ſüße Zukoſt, eingemachte Walderdbeeren, reichte Antonia der Jüngſten: „Luischen, lege dem Herrn Patienten eine Serviette über die Decke, damit es keine Fruchtflecken gibt.“ Antonia hatte, ſobald eine ihrer Schweſtern das Zimmer verließ, im ſtillen für ſich hin gezählt. Bei Johanna kam ſie auf zweihundertvierzig, bei Maria nur auf hundertfünfundachtzig. Bei Luischen, der ſchönen Blonden, zählte ſie bis auf fünfhundertzehn. Als mitten in der lebhaften Unterhaltung die Tür endlich wieder aufging, ſchauten alle drei die vierte an. Luischen kam mit groß geweiteten, glänzenden Augen herein, ſetzte ſich wie verdonnert, wiſchte ſich, ehe ſie einen Biſſen aß, an der Serviette den Mund ab, was die drei Älteren alle in einem Sinne deuteten, und ſtrich ſich das üppige, widerſpenſtige Haar auf

beiden Seiten hinter die Ohren. In diesem Augenblicke platzte Johanna, die die heiterste unter dem ansehnlichen Viergespann war, ohne es zurückdämmen zu können, mit einem glockenhellen Lachen heraus. Und da der Pfarrer ernst und verweisend aufblickte, verstärkte sich das Gelächter, steckte alle vier an, bis Luischen verwirrt und verwundert ebenfalls mitlachte, und Antonia, die am ehesten gefaßt war, sich zur Ruhe zwingend, sagte: „Entschuldigen Sie, Herr Kapitän, der liebe Vater hat ein großes Unheil angerichtet. Meine Schwester Luise bringt das reichliche Abendessen auf ihrem Teller doch nicht ganz hinunter.“

Da lächelte auch wieder der Pfarrer. Der Kapitän hob entzückt sein Glas — aber er setzte es wieder hin. Ein Stein war durch das Fenster ins Zimmer geflogen.

Feuerstein erhob sich, nahm eine Kerze vom Tisch, ging hinaus und sah sich vor einem großen Haufen Menschen, dessen Ansammlung man wegen des lauten Gesprächs nicht gewahr geworden war.

„Wer hat den Stein mir ins Fenster geworfen?“ rief er laut und wiederholte so lange seine Frage, bis der Lärm verstummte. Allein er bekam keine Antwort, und da die Hälfte aller Versammelten im Dunkeln stand und nun johlend sich davonmachte, rief er ins Haus: „Antonia, bringe mir eine Laterne!“

Das beantwortete eine Stimme in dem Menſchenhaufen: „Stehengeblieben, ein Hund, wer fortläuft!“

„Wer redet da?“ fragte Feuerſtein; „vor mir braucht niemand fortzulaufen,“ nahm die Laterne, die ihm ſeine Tochter reichte, und leuchtete in die Geſichter.

„Hornung, habt Ihr den Stein ins Zimmer geworfen?“

„Nein, Herr Pfarrer,“ ſagte der Angeredete. „Von uns hat niemand mit Steinen geworfen.“

„Es iſt unerhört!“ rief Feuerſtein, „iſt das in Leuba möglich? Was wollt ihr vor dem Pfarrhaus und ſtört mit Lärmen die Stille des heiligen Sonnabends?“

„Iſt's wahr, daß Ihr Franzoſen im Hauſe habt?“ fragte Hornung.

„Jawohl, es iſt wahr, aber ich möchte dringend gebeten haben, um des guten Eindrucks willen, den meine Gäſte von Leuba mitnehmen ſollen, daß ihr euch geſittet betragt.“

Ein rohes Gelächter antwortete.

„Wer wagt da zu lachen?“ fragte Feuerſtein, die Burſchen links und rechts zur Seite ſchiebend.

„Haltet die Laterne höher, Herr Pfarrer!“ rief Kopp, als Feuerſtein vor ihm ſtand, zeigte ſich in ſeiner Größe und Bravour und ſchrie: „Wir halten das Dorf ſauber von Franzoſen vom Morgen bis zum Abend, und der Herr Pfarrer

hält's mit den Franzoſen, ſteckt Kerzen an, ſtellt ſogar Wein auf den Tiſch, götzt und lacht vorn und hinten, und die Töchter tun ſchön mit dem Herrn Franzos! Jawohl, und die Betſtunde muß ausfallen, weil der Herr Pfarrer Feuerſtein keine Zeit mehr hat!"

Der Pfarrer faßte ſich an die Stirn und wurde atemlos. Eine ſolche unerhörte Frechheit war ihm in Leuba noch nie widerfahren. Leichenblaß und erregt, hätte er am liebſten den betrunkenen Menſchen an der Bruſt gefaßt, aber er legte ſich Ketten an.

„Liebe Leute, hört nicht auf dieſen trunkenen, haltloſen und verkommenen Menſchen! Ihr wißt, was euer Pfarrer tut, iſt wohlgetan, wir kennen uns ja länger als heute abend. Geht in Frieden nach Hauſe und ſtört die Nachtruhe nicht!"

„Warum ſchickt Ihr die Franzoſen nicht fort?" rief eine Stimme aus dem Dunkeln.

„Ich habe, wie es meine Pflicht iſt, einen verunglückten franzöſiſchen Offizier verbinden laſſen und ihm in meinem Hauſe Unterkunft gewährt. Das iſt alles. Morgen reiten die Herren, die beide liebe und gute Menſchen ſind, wieder weiter."

„Heut abend reiten ſie weiter, Herr Pfarrer! Das ſag' ich, ſonſt holen wir ſie heraus!" ſchrie Kopp, aber Hornung riß ihn zurück und gebot ihm Schweigen.

An einem ruhigeren Abend wären die begütigenden Worte des Pfarrers von Eindruck gewesen. Heute abend aber, nachdem Kopp in der Wirtschaft heillos das Wort geführt, die Erregung, in der sich seine Begleitung befand, benutzt, geschürt und mit Bier und Branntwein erhitzt hatte, wollte der Lärm nicht verstummen.

Feuerstein, der deutlich merkte, daß sein Ansehen auf dem Spiele stand, war selbst außer Fassung geraten und durch die Maßlosigkeit Kopps derart erbittert, daß er nun etwas sehr Unbedachtes sagte: „Ich hoffe nicht, daß ich den Herrn Kapitän bitten muß, sich selbst zu helfen. Seine Schwadron liegt, so viel ich hörte, in Lauschwitz, und ein Reiter ist auch zur Stelle."

„Jetzt hat er sich gezeigt, wie er ist!" schrie Kopp, und während der Pfarrer, dem die Laterne entfiel, im Dunkeln in sein Haus ging und, ehe er verschwand: „Nun, wir werden morgen uns sprechen," sagte, zog der aufgeregte Schwarm zur Wirschaft.

Im erleuchteten Hausflur des Lindenkrugs standen Johannes Bohn, der Schulze, der alte Iba, Roßbach, Hehl, Zwelle und noch andere Bauern, lauter gerade und bedächtige Männer.

Auf Bohns Anordnung wurde die Wirtschaft sofort geschlossen, der erste, der die Treppe hinaufstieg, so derb abgewiesen, daß er fast zu einem Sturz kam; und Bohn blieb fest, soviel der Wirt dagegen protestierte und die Wirtin die Hände hob.

Da zog Cyriakus Kopp mit seinem Schwarm pfeifend ab, lud alte und neue Freunde in sein Haus ein und gründete an diesem Abend nach vielem Reden und Skandalieren, in Qualm und Dampf die „Leubaer Wehr“ und nahm den Antrag, selbst der Anführer zu sein, als selbstverständlich an.

Pfarrer Feuerstein bat am anderen Morgen seine Gäste wiederholt, wegen des gestrigen Vorfalls nichts urgieren zu wollen, und der Kapitän, der dies lachend versprach, half seinem noch recht hilflosen Neffen in den Sattel, schwang sich selbst aufs Pferd und reichte dem Pfarrer die Hand. Antrabend, schauten die beiden Offiziere in den Pfarrgarten hinein, wo die vier schönen Töchter aneinandergelehnt den Reitern nachsahen und, jede in ihrer Art, mit beredten Mienen, aber ohne eine Handbewegung, nur mit einem leichten Neigen des Hauptes und trauernden Augen die zum Abschied Winkenden grüßte.

Kopp, der sich in aller Frühe ebenfalls gestiefelt und gespornt hatte, ritt die Gasse hinauf und gab mit drohenden Blicken den Franzosen bis zum Dorfausgang das Geleit.

Der Pfarrer aber setzte sich nach der Predigt, ohne das Essen angerührt zu haben, hart vor seinen Schreibtisch und schrieb einen neunseitigen Bericht an seinen Patron, den Oberamtmann Freiherrn von Leuba, drückte gewichtig das Kirchensiegel

auf den Umschlag und entsandte einen Boten nach Leipzig.

Nachmittags bestellte er Johannes Bohn und verlangte, daß sofort das Weibelamt dem alten Uhde entzogen und einem zuverlässigen, starken Manne übertragen werde. Bohn, der stets des Pfarrers Meinung war und seiner Empörung über Kopp und seinen Anhang lebhaften Ausdruck verlieh, sagte dies zu, bezeichnete den Sohn des Schmiedes Ziegel als den richtigen Mann, stellte aber fest, daß er nur eine vorläufige Bestallung vornehmen könne, da eine gültige Änderung dem Herrn Oberamtmann selbst obliege. Er brachte auch bedauernd zur Sprache, daß Kopps Familie, um die sich der Haderlump nicht kümmere, in dem alten Uhde den Menschen verliere, der nach Kräften neben der schwachen Frau für die Kinder sorge. Er schlug deshalb vor, den alten Uhde am Tag im Dienst „zu belassen", dagegen den Nachtwächterdienst, der besondere Handfestigkeit verlangte, wie es auch allenthalben sei, vom Weibeldienst abzutrennen. Dies fand des Pfarrers Billigung, und man einigte sich, um zehn Uhr abends in dem Lindenkrug von nun an Feierabend zu bieten, wenigstens so lange die unruhige Zeit dauere.

Als der Wirt, der nach seiner Rechnung viel mehr von Kopp und seinen Männern zu erwarten hatte, über die neue Maßregel erbost, losschlug und

Kopp warnte, daß etwas gegen ihn im Zuge sei, erwiderte dieser: „Hohe Bäume fangen viel Wind! Wir wollen abwarten, was der Baron dazu sagt, der hat zu entscheiden.“

Dem Bauer Hornung hatte man es übel genommen, daß er mit Kopp und seinem windigen Anhange gemeinsame Sache mache, in der Gemeinderatssitzung ihn, Eibenberg und den Schmied Ziegel vorgenommen, so daß dieser und Eibenberg dem Haus zum Stein eine Zeitlang aus dem Wege gingen. Hornung aber, dem Kopp blanke hundert Taler auf die Hand gezahlt hatte, ließ nichts auf ihn kommen, wurde grob, und so vergrößerte sich der Riß, der sich zwischen der alten guten Bauernsame und der „Leubaer Wehr“ aufgetan hatte. „Hornung,“ hatte der alte Iba gerufen, „du wirst noch einmal deinen guten Herrgott anrufen, weil du unserem Rat nicht gefolgt bist. Raben brüten keine Tauben aus, Füchs hecken Füchs, und was aus dem Luderhund noch wird, wirst du gar bald gewahr werden.“

Freiherr von Leuba, der durch die Zuschrift des Pfarrers „mit Vergnügen vernommen“, daß der Ort wegen der Durchzüge nicht gelitten habe, ja, daß „wie durch ein Wunder gelenkt“, der große Teil des Heeres das Land zwischen Pleiße und Elster nicht berührt habe, dagegen auf der Weißenfelser Landstraße marschiere, berichtete, daß er in den nächsten Tagen mit seiner Familie zurück-

kehren und bei dieſer Gelegenheit die kleine Mißſtimmung im Dorfe, wie er es nannte, „beheben“ werde.

*

Drei Tage ſpäter ſaßen die Anhänger Kopps um einen langen Tiſch in der ſogenannten Wachtſtube, rauchten aus neuen Tonpfeifen, zapften an einem Bierfaß, ſangen und tranken; einige rekelten ſich auf den Betten, ritten verkehrt auf den Stühlen, andere hockten auf zwei alten Kiſten.

„Platz da!“ befahl Kopp, enthob einer Kiſte bunte Bilder und Zeitungsblätter und hielt wie jeden Abend „Inſtruktion“: „Guckt euch die Marſchälle genau an, damit ihr ſie kennt, wenn einer durchkommt. Das iſt der Napoleon, hier dies iſt der Hieronymus, der in Kaſſel wohnt, und hier der Bernadotte. Schaut, aber das darf keiner verraten, das habe ich in Leipzig heimlich gekauft, hat viel Geld gekoſtet: das iſt der Andreas Hofer, der Sandwirt aus Tirol. Napoleon hat ihn erſchießen laſſen.“

Alle wollten Hofer ſehen, von dem ſie ſchon gehört hatten. „Das iſt ein Zettel, ein Aufruf, den er hat drucken laſſen. Das war ein Mann. In Innsbruck hat er in der Burg gewohnt, wo ſonſt nur der Kaiſer wohnt, und hat's ganze Land regiert. Der Hofer hat einen großen Vollbart gehabt, war ein Mann von meiner Statur, aber es gibt in der Welt noch mehr als einen Andreas

Hofer, jawohl, ſie ſind nur nicht all bekannt.“ Und er ſetzte die Kappe verwegen in den Nacken und ließ die Augen vorquellen.

Die Jüngſten beſtärkten ihn in ſeinem Wüſttum. „Cyriakus, das wär' ein Spaß, wir rücken wieder einmal vors Pfarrgut.“ Doch Kopp wehrte ab. „Alles zu ſeiner Zeit,“ ſagte er austrinkend, „wer immer das Unterſte aus dem Glas will, dem fällt der Deckel auf die Naſ'“, ſtand auf und holte Tinte, Streuſand und Federkiel aus dem „Bureau“ herüber, entfaltete einen gelben Papierbogen, den er mit kaum leſerlichen Schriftzeichen bedeckt hatte, und ſagte: „Unterſchreibt!“

Hornung las vor:

„Die Endesundervertigden haben ſich zu ein Ferein zeſammgedahn der Ferein heiſt „leubaer weer“. Midglihd gann jeder wern. Die Midglihder perflichden ſich jeden Dag dienſt ze duhn ſolang der Franzohs imland is das dorff zu ſallfirrn wen gein feind da is gomen die mitglihder zeſamm und flechen de gemiedlichgeid.

Gegeben in Leuba Haus zum ſtein am 1. Aprill 1812. Cyriakus Kopp.“

Wer ſchreiben wollte und konnte, unterſchrieb. Elf Namen ſtanden ſchließlich auf dem Papier, darunter die beiden Weißenbacher und drei Lauſchwitzer Burſchen; die übrigen waren die Söhne kleiner Bauern und mittelloſer Fröner, die überall mittaten, wo es einen Freitrunk gab.

Einige warfen den Kiel verächtlich hin, weil das all nicht nötig wäre. Viel wichtiger ſei, eine Trommel oder ein Horn anzuſchaffen, um im Notfalle die Wehrleute zuſammenrufen zu können. Der Wirt, der früher bei der Dorfmuſik die Trompete geblaſen, wegen Atemnot ſeit langem ſie aber weggelegt hatte, wollte für fünf Taler ſein Inſtrument zur Verfügung ſtellen. Hornung aber war dafür, ein Kuhhorn zu nehmen, das ſchließlich jeder blaſen könne, und drang mit ſeiner Meinung durch. Kopp, der damit einverſtanden war, beſprach hierauf eine neue „Dienſtordnung“ für den folgenden Tag. Zehn Mann, die er ausſuchte, beſtellte er für die Wache, die übrigen beſtimmte er, zwei und zwei, für Patrouille und Poſten.

„Morgen um ſieben Uhr ſeid ihr da! Hier faßt jeder die Ration — Brot und Wurſt —, ich will auch ſehen, daß es Butter, Eier und Branntwein gibt. Ich führ' euch ſelbſt hinaus.“

Es war faſt Mitternacht geworden, als es ſchüchtern an der Tür klopfte, und die ganze neugegründete Wehr dadurch ihren Mut bewies, daß ſie einſtimmig „Herein!“ rief.

Der Schulmeiſter Lebrecht Kind und der harthörige Knecht des Freiherrn von Leuba, der über dem Pferdeſtalle eine Kammer hatte, traten mit allen Zeichen des Schreckens ein. Sie hätten das Pfarrhaus ſchon dunkel, die Wirtſchaft verſchloſſen gefunden, nun aber, da es im Stein noch lebhaft

ſei, anzuklopfen gewagt. Es ſei furchtbar, im Herrenhaus gewahre man Licht zwiſchen den geſchloſſenen Fenſterläden, und wie jeder doch wiſſe, ſei der Schloßherr mit Familie und Dienerſchaft in Leipzig.

„Das ſind Franzoſen," ſchrie Kopp, „jetzt gilt's!"

„Wer hat die Schlüſſel vom Schloß?" fragte Hornung.

„Alle Schlüſſel hat der Herr Pfarrer Feuerſtein in Verwahrung," antwortete der Schulmeiſter.

„Die brauchen wir nicht," entſchied Kopp, „wir kommen ſchon hinein."

Und nun nahm die große Überrumpelung ihren Anfang, die Kopps Stellung in Leuba feſtigte und ſeinen Ruhm, deſſen größter Verkündiger er ſelber war, in der freiherrlich Leubaſchen Familie begründete.

Niemand wußte im Leubaſchen Herrenhauſe Beſcheid als der Schulmeiſter, der den Damen, als ſie noch Kinder waren, den erſten Unterricht im Spinettſpiel erteilt hatte, und der halbtaube Knecht. Die Bauern kannten nur die Stallungen und die Gärtnerwohnung, die ſich in einem abſeits ſtehenden Hauſe befand.

Der Schulmeiſter ſollte alſo führen. Es half ihm kein Sträuben, er mußte. Die Weißenbacher verbürgten ſich für ſein Leben. Mit vier Laternen und Zündſchwamm ausgerüſtet, verließ man leiſe unter Kopps Anführung das Haus und lief im Schatten

der Häuſer den Schloßweg hinan. An einem morſchen Bauernzaune brachen die meiſten, um ſich mit Handwaffen zu verſehen, Lattenſtücke heraus. Am Eingang des ſchönen Parkes gebot Kopp, die Kieswege zu vermeiden, nur auf dem Raſen mit größter Vorſicht vorzurücken. Von Baum zu Baum, von Buſch zu Buſch ſpringend, wenn es nötig, auf allen vieren kriechend, ſchlichen ſich alle — es mochten wohl zwei Dutzend Männer ſein, zum Teil übermütiges Volk — bis zu den großen Fichten heran, die vor dem Herrenhauſe in einem mächtigen Halbkreis einen Raſenplatz mit zugedeckten Blumenbeeten umzirkten. Hier teilte Kopp den Haufen. Zehn Männer mußten an den Ecken und Türen das große Haus umſtellen, die übrigen ließen ſich genau das Zimmer zeigen, wo ein ſchwacher Lichtſchein zwiſchen den Jalouſien ſichtbar war, und vom Schulmeiſter belehren, daß der erleuchtete Raum des Freiherrn Arbeitszimmer ſei. Hierauf entledigte man ſich der Schuhe und ging zum Angriff über.

Zwei franzöſiſche Deſerteure hatten ſich im Herrenhauſe wohnlich eingerichtet, keine Helden, vielmehr armſelige Diebsnaturen, die, wie viele andere, aus Furcht, Schwäche und Faulheit von ihrem Truppenteil entwichen und ſo lange ſich zu verbergen beabſichtigten, als die Landſtraßen durch Offiziere und Soldaten unſicher waren.

Schon zwei Tage hauſten ſie in ihrem Geheimquartiere. Sie hatten Keller, Küchen und Vorrats-

kammern erbrochen, Liköre, einige gute Weine und eingemachte Früchte sich ausgewählt und mit nach oben genommen. Das alles stand jetzt auf einem Bouletisch neben mehreren Bauernbroten, Speck und Würsten. Auf dem Fußboden hatten sie mit herbeigeschleiften unüberzogenen Bettstücken ein großes breites Lager sich zurechtgemacht, ihre Uniformstücke auf Stühlen und Tischen umher gestreut, in zwei alte Jagdanzüge des Freiherrn sich gesteckt und waren, auf der Suche nach Geld, gegenwärtig damit beschäftigt, die Papiere eines großen erbrochenen Schrankes und zweier Truhen, die sie wirr durcheinander gewühlt hatten, auf ihren Inhalt hin zu prüfen. Bei jedem leisen Geräusch horchten sie auf, sprachen nur gedämpft und warfen zuweilen ein vergoldetes Stuhlbein der zu diesem Zwecke zerkleinerten Saalmöbel in das niedrig brennende Kaminfeuer. Es fror die beiden Halunken, aber sie hatten erst in der Nacht gewagt, ein wenig Feuer anzuzünden, weil sie durch den Rauch Entdeckung fürchteten.

So oft sie genauer sehen wollten, tauchten sie mit den Köpfen nieder nach der Kaminglut, so oft ein Papier raschelte oder durch Unvorsichtigkeit ein Glas klang, blickten sie sich scheu um nach den beiden Türen und nach dem Tische, dessen Flaschenunordnung in mancherlei Lichtflecken spiegelte.

Wie mochten sie erschrocken sein, als sie mit unsicherem Lichte zum erstenmal die Halle im

Herrenhauſe entlang huſchten, ſo wie jetzt Kopp mit ſeinen Mannen! Freilich, die Bildergalerie der freiherrlich Leubaiſchen Ahnen war bei Nacht nicht dazu angetan, eine zitternde Seele zu beruhigen, beſonders im ungewiſſen Scheine der Laternen.

Im Treppenhaus hingen neben Bildern aus den Bauernkriegen mittelalterliche Rüſtungen und allerlei Waffen, die Grauſen erregten, Lanzen, Morgenſterne, roſtige Hippen, Kreuzſchwerter, Stechhelme und zackige Roßſchinder.

Kopp ſetzte ſich einen Stechhelm auf und nahm einen Roßſchinder von der Wand. Die Weißenbacher griffen nach den Kreuzſchwertern, und Hornung wählte einen Zweihänder, der aber ſo durchgeroſtet war, daß er alsbald aus dem Griff herausfiel, plärrend auf den Steinflieſen aufſchlug und, von Stufe zu Stufe gleitend, das ganze Haus mit eiſernem Lärm erfüllte. Der Schulmeiſter griff ſich nach dem Kopf und ſagte: „Vater, in deine Hände —!“ Kopp, der an Arm und Bein zitterte, fiel vor Schreck gegen die Wand und ſtieß einen Schrei aus. Die Weißenbacher, die dies als Zeichen zum Angriff auffaßten, erhoben ein furchtbares Gebrüll, hielten die Laternen hoch und ſprangen, indem ſie den Schulmeiſter voranſtießen, die übrigen mit ſich riſſen, die Treppe hinauf.

Unter dröhnenden Schlägen erbrachen ſie die Tür zum Arbeitszimmer des Freiherrn, drangen,

die Waffen vorhaltend, in den Raum ein, sahen Flaschen, Essen, das Kaminfeuer und holten schließlich die beiden bebenden Angstwichte hervor, die in einem großen Aktenschrank kauerten.

Als Kopp, der endlich auch die Zimmertür gefunden hatte, sah, daß die beiden keinen Widerstand leisteten, faßte er sie an der Brust, schüttelte und backpfeifte sie, bis ihm Hornung in den Arm fiel.

„Alles stehen und liegen lassen, wie es ist," rief Kopp, „wir sind ehrliche Leute, das muß der Baron sehen!"

Vor der gesamten Wehr mußten die Franzosen sich ausziehen, Kopp kommandierte und half ihnen mit Stupfen und Stoßen in die Uniformen hinein, und dann ging's hinab. Man stieg gleicher Erde durch ein Fenster ins Freie und brachte die armen Sünder, nachdem man den Schulzen herausgetrommelt hatte, nach dem Arrestlokal im Spritzenhaus, wo man sie bei Wasser und Brot einsperrte.

Johannes Bohn jedoch wartete kaum, bis Kopp um die Ecke war, als er die beiden Hasenfüße wieder befreite.

„Tutzwit trawaljee," sagte er, sie hinausweisend, und suchte, auf Kopp und seine Bande schimpfend, eilig sein warmes Nest zu gewinnen.

Den Sieg über die beiden Franzosen feierte man noch in derselben Nacht nach Gebühr, und als Hornung sich erhob, mußte er die Erfahrung

machen, daß der Branntwein noch ſtärker war als der ſtärkſte Mann der Leubaer Wehr. Kopp, der an großen Plänen gekaut und ſich zurückgehalten hatte, war der einzige, der noch gehen konnte. Er kommandierte die Mannſchaft ins Bett und brachte Hornung heim, der nur einige Häuſer weit wohnte, jedoch alle paar Schritte die Abſicht kundtat, ſich niederzulegen. Sie ſtolperten in den dunkeln Hausgang hinein, fanden mit großer Mühe die Stubentür und ſtörten ſich nur wenig daran, als Hornungs Weib, das aus dem Bett geſprungen war, ſie mit Scheltworten empfing. So oft die Frau Feuer ſchlug, blies Hornung den Funken wieder aus und lallte: „Katherin, der Feuerſtein hat Feierabend geboten, ſpar das Licht, ſonſt verbrennt der ganze Schnee!“

Das ganze Haus war durch den nächtlichen Rumor wach geworden. Es krachte in den Dielen über der Stubenkammer Hornungs, und es wanderte auf der Treppe, die nach dem Oberſtock führte. Hornung war nicht zu bewegen, ſich auszuziehen. Er wollte mit den Stiefeln in das hohe Himmelbett hineinſteigen, aber es gelang ihm nicht. Schließlich ſetzte er ſich mit weggeſtreckten Beinen am Fuße des Bettes auf die Diele nieder und ſagte: „Kopp, ich gehe nicht heim. Ich halte jetzt Wacht. Es kommt niemand ins Haus. Der Franzos iſt in die Flucht geſchlagen.“

Als Kopp „Gute Nacht“ gesagt hatte und in den Flur trat, stand Elise, die ängstlich heruntergekommen war, barfuß auf den Fliesen. Mit beiden Armen umspannte er sie und hob sie auf, daß sie weder entrinnen noch sich bewegen konnte; so hielt er sie, bis ihm der Atem verging. Elise, die ihm mit beiden Händen in den Bart gegriffen hatte, rang stumm mit ihm und flüsterte, als sie sich nicht mehr wehren konnte: „Die Mutter hört's ja.“ Da hielt ihr Kopp den Mund zu und ergriff sie von neuem. „Ich ruf, ich ruf!“ ächte sie, wand sich los, fiel im Dunkeln gegen die Tür und rief hinein: „Mutter, Mutter!“ und fügte gedämpft hinzu: „Ist der Vater heimgekommen?“ Kopp trat leise ins Freie, horchte, ob sie seinen Namen nennen würde, und schlich sich, als er sich nicht getäuscht sah, lachend davon.

Wie am anderen Morgen die Leubaer ihre Fenster aufstießen, pfiffen die Spatzen von allen Dächern die Nachricht von dem nächtlichen Heldenstück. Jeder Wehrmann erzählte es anders, namentlich über die Angaben, wieviel Franzosen es gewesen seien, herrschte keine Einigkeit. Nur eins war gewiß: zwei der verwegenen Einbrecher seien gefangen genommen worden und säßen im Spritzenhaus bei Wasser und Brot. Da nun der alte Iba alles für Lug und Trug erklärte, zog die Wachtmannschaft der Wehr, nachdem Kopp eine Stunde mit ihr exerziert hatte, vor Bohns Wohnung und

verlangte Aufſchluß, wo die Franzoſen hingekommen wären.

„Das ſollt Ihr vor dem Oberamtmann verantworten," lachte Kopp höhniſch, als er die Wahrheit erfuhr. „Ich rege mich darüber nicht weiter auf. Ich hab' anderes zu tun," und kommandierte: „Kehrt!"

„Die Franzoſen ſind mir lieber als ihr Nichtsnutzer!" rief Bohn ein wenig unſicher ihnen nach.

Dies Wort war durchaus nicht aus dem zufälligen Ärger entſproſſen; es gab vielmehr einer Meinung Ausdruck, die von vielen Leubaern geteilt wurde. Wenn die Alten unter ſich zuſammenſaßen, machten ſie kein Hehl aus ihrer Vorliebe für die Franzoſen. Sie wußten, daß man im ganzen Königreich mit Frankreich ſympathiſierte, und ſie vermuteten ihren größeren Vorteil auf der Seite der Franzoſen. Ja ſelbſt mit dem Freiherrn von Leuba ſtand es nicht anders, der bei jeder Berührung mit dem Gemeinderat ſeiner Bewunderung für Napoleon offen Ausdruck gab. Wenn man zum Beiſpiel die Wahl gehabt hätte, ſich zwiſchen Preußen und Frankreich zu entſcheiden, ſo wäre der größte Teil der Sympathie ſicher Frankreich zugute gekommen. Vorderhand freilich war man gut ſächſiſch, und man hoffte es zu bleiben. Man haßte die ſcharfe Art der Preußen vom Siebenjährigen Kriege her, und man glaubte keine

Urſache zu haben, anders über ſie zu denken, obwohl man nichts gegen ſie aufbringen konnte. Die preußiſchen Truppen, die 1806 durch Leuba gekommen waren, hatten ſich ausgezeichnet und anſpruchslos geführt, ja hilfsbereit gezeigt, und doch mochte man ſie nicht und wurde auch keines Beſſeren belehrt, wenn andere Dörfler über die Truppen der fremden Kontingente, die Scheunen und Ställe aushauſten und plünderten, verzweifelt die Hände erhoben.

Kopp hatte das Wort Bohns wohl gehört. Er wandte ſich um und drohte: „Euch ſtreiche ich die Franzoſenfreundſchaft noch an!“

Noch am ſelben Tage ging ein Wehrmann durchs Dorf und rief, nachdem er ins Horn geſtoßen hatte, im Namen Kopps aus, daß es verboten ſei, Franzoſen, ob krank oder geſund, zu beherbergen, zu atzen und zu tränken.

Die Bauern, die dieſe Anmaßung als einen Schimpf empfanden, lachten ſich einen Aſt über den „verrückten Hund“, aber ſie lachten nur, um ihren Haß und Zorn zu verbergen. Abends trotzten die beiden Parteien in der Wirtſchaft über die Schultern gegeneinander, es wetterleuchtete in allen Ecken. Die geſunden Bauernſöhne mit ihren roten Köpfen ſpielten zwar keineswegs „Wehrmann, heraus!“ ſie waren ſich genug, eine ſtarke Rotte zu bilden, die, wie die Alten, verächtlich nach den Tiſchen hinüberſah.

„Jawohl, ich halt's mit dem Preuß," ſchrie Kopp, „weil ich ein Patriot bin. Wenn's mir nachging, dürft' kein Franzos ins Land hinein. Tür zu!"

Und während man drüben ein wenig ſtichelte und lächelte, ſprachen die Weißenbacher: „Kommt nur einmal nach Weißenbach, ihr Leubaer, und ſchaut euch recht um! Da hättet ihr genug!"

Die Lauſchwitzer erzählten, wie's in ihrem Dorfe zugegangen ſei, und der Schmied Ziegel mußte ihnen recht geben. Ein ungariſcher Hauſierer, der mit einem großen, ſein Haupt überragenden Kaſten tagsüber von Haus zu Haus gegangen war und Arzneimittel verkauft hatte, erhob ſich in der Ecke und erzählte, daß er in den letzten Wochen die ganze Umgegend abgewandert ſei und ein Elend geſehen habe, wie man es nicht beſchreiben könne. In Groß-Zſchocher zum Beiſpiel ſei weder Vieh, Heu, Stroh, Geflügel noch Brot und Mehl zu haben. Auch alle Küchengeräte wären nach dem Gebrauch von den Soldaten zerſchlagen worden, ſo daß ſelbſt der Pfarrer auf den Lagerplätzen die Scherben ſich zuſammenſuchen mußte. Das ſtimmte denn doch nachdenklich, und Kopp hätte gar nicht nötig gehabt, die Erzählung durch ſein höhniſches „Oha! Oha!" zu verſtärken.

*

In den ersten Tagen des April setzte sich die Leubaer Wehr frühmorgens in Marsch und stapfte mit hochgehobenen Wandelstöcken singend zum Dorf hinaus, vierundzwanzig Mann, und Cyriakus Kopp hoch zu Roß.

„Jetzt kann man aufatmen," rief Iba, der am Pfarrhaus vorbeiging, zum Fenster hinauf. „Zwei Tage bleiben sie fort und machen die Umgegend unsicher."

Wie jedermann wußte, galt es, Leipzig einen Besuch abzustatten. Kopp hatte der Mannschaft Monturen versprochen, grüne Joppen mit Rehhornknöpfen und eine grüne Löffelmütze.

Kaum war die Wehr außer Sicht, als vom französischen Marschkommando ein Offizier und mehrere Sergeanten erschienen, um für zweihundertfünfzig Reiter und Pferde Quartier zu belegen.

Das war eine böse Überraschung. Ziegel machte ein ernstes Gesicht, aber die Besorgten beruhigte oder verspottete man. So schlimm könne es doch nicht werden, da es doch keine Kriegszeiten seien; mehr wie essen und trinken vermöchte ein Franzose auch nicht, vor Gewalttat schütze man sich schon, und an Übermut wäre man in Leuba doch genugsam gewöhnt. Einige malten sogar den Teufel an die Wand: „Wir müssen doch auch einmal erleben, ob's wahr ist, was die Lauschwitzer und Weißenbacher erzählen." Schon um es Kopp

zu beweiſen, müſſe man die Franzoſen gut aufnehmen, und man verſprach ſich, ein übriges an ihnen zu tun.

Bohn erklärte dem Offizier, daß das Dorf zu jeder Hilfe bereit ſei, und Feuerſtein dolmetſchte: „Wir werden für gutes Nachtquartier und reichliches Eſſen ſorgen, wenn Sie Ihre Soldaten von jeder Ausſchreitung zurückhalten.“ Der Offizier, der ſeinen Stern pries, ſo gut untergekommen zu ſein, erzählte, daß das Marſchkommando die anrückenden Schwadronen urſprünglich für Zſchocher beſtimmt habe und daß ſie nur durch Zufall auf das ſchöne Dorf geſtoßen wären.

Sie hätten, um ſchneller vorwärts zu kommen, die Straße von Altenburg verlaſſen, die Pleiße paſſiert, dann aber geſehen, daß es faſt unmöglich ſei, an dieſem Tage nach Zſchocher zu gelangen, da einem ſchriftlichen Berichte zufolge das Elſtergebiet ſumpfig und ſchwer paſſierbar wäre.

Der Pfarrer beſtätigte dies und berichtete auf Befragen, daß die hölzernen Elſterbrücken für Pferde wohl ſtark genug wären, allein ſchwere Laſtfuhrwerke kaum aushalten dürften, und es ſomit geraten ſei, wenn die ausgeruhten Truppen morgen über Connewitz, alſo direkt nach Leipzig weitermarſchierten.

Der Offizier lächelte, dankte und ſagte: „Mein Herr Pfarrer, wenn das Eſſen reichlich und ſchmackhaft iſt, werden Sie gute Kinder an uns haben.

Unſere armen Soldaten ſind ausgehungert. Es war in keinem Dorfe etwas aufzutreiben.“

Um vier Uhr nachmittags kamen die Schwadronen an, Pferde und Reiter ſtaubbedeckt, die Pferde mit hängenden Köpfen, die Reiter mürriſch und mißmutig. Sie konnten kaum aus den Sätteln.

Schimpfend und fluchend führten ſie die Pferde in die Ställe, traten die Tiere gegen den Bauch, wenn ſie nicht vorwärts wollten, und zwangen Knechte und Mägde, die Pferde abzuſatteln, zu ſtriegeln, zu füttern und zu tränken.

In allen Häuſern waren die Tiſche gedeckt. Die Reiter kamen grußlos in die Stuben, benahmen ſich wie in einem Wirtshaus und vertilgten heißhungerig. Die Suppen ſtießen ſie zurück und warfen das ſchwarze Bauernbrot verächtlich beiſeite. Sie begehrten Fleiſch, vor allem Fleiſch, und verlangten nach Schinken und Wein. Sie drangen in die Küchen, unterſuchten die Vorratskammern und Rauchfänge und nahmen ungefragt, was ſie fanden.

Bald erſcholl in allen Häuſern Gepolter und Geſchrei, und als Pfarrer Feuerſtein in dem Hauſe des Bauern Zwelle vorſprach, um Ruhe zu ſtiften, faßte ihn ein Voltigeur am Halſe und ſtieß ihn, als er ſich zur Wehr ſetzte, mit dem Kopfe gegen die Wand.

Von den Männern des Marſchkommandos, die Bohn im ganzen Dorf ſuchte, war nichts zu

ſehen, und die Offiziere der Schwadron, die im Wirtshauſe ſaßen, zuckten die Achſeln und erklärten ſich machtlos. Sie ſchüttelten Bohn mit den Worten ab: „Die Soldats abben große Hungèr,“ und erwiderten dem Pfarrer auf alle Vorſtellungen: „Ils sont affamés, ils sont affamés; nous n'y pouvons rien, nous n'y pouvons rien!“

Und wie in Lauſchwitz begannen die geſättigten Soldaten auf Vorrat zu ſchlachten, als gälte es ein ganzes Regiment zu verſorgen. In allen Goſſen rann das Blut, und das Quieken der Schweine tönte bis in die Nacht hinein. Die Bauern mußten die Laternen halten und zuſehen, wie man ihre Tiere abtat und zerlegte.

Am Nachmittag des folgenden Tages marſchierte die Leubaer Wehr wieder ins Dorf ein. Sie trugen ſchöne grüne Röcke, ſahen achtunggebietend aus und ſtampften mit den Füßen im Gleichtritt, als wären es ihrer hundert. Waren es die ſchmucken Jägerjoppen? Überall winkte man ihnen zu. Auch der Bauer Hehl, einer der Verbiſſenſten, hob die Hand. Alle Backhäuſer rauchten, denn die Franzoſen hatten das letzte Brot, das ſie tags zuvor verſchmäht hatten, mitgenommen. Nun traten die Weiber an die Straße, lachten die Wehr an, die nach dem Wirtshaus hinunter marſchierte und gar bald erfuhr, was vorgefallen war.

Die Franzoſen, die am Morgen ſchon abgezogen waren, hatten Kopps Mannſchaft um den Ruhm gebracht, ihren Mut am hellichten Tag zu erweiſen.

*

Seit zwei Tagen war die Nachricht ins Dorf gelangt, daß ſämtliche Franzoſen Leipzig ſchon hinter ſich hätten. Durchziehende Viehhändler berichteten, alles ſei vorüber, die ganze Landſchaft von Truppen frei.

Es war am 9. April in der Mittagsſtunde, da kamen in drei zweiſpännigen Wagen die Bewohner des Herrenhauſes in Leuba an und ſtiegen an der Linde ab.

Der Freiherr, in einem grauen langſchößigen Reiſekleid, verließ zuerſt den Wagen, um ſeine dünnen Beine zu ſpreizen, und half darauf höflich den Damen heraus. Während die Kutſchen zum Elsberg, einem kleinen Hügel, auf dem das Herrenhaus lag, leer hinaufgeführt wurden, kamen zwei Poſten der Leubaer Wehr aus dem Unterdorf gelaufen, blieſen im Laufe auf dem Horn, ſtürmten an der Linde vorüber nach der Wachtſtube und ſchlugen Alarm. Ein ganzes Regiment Huſaren käme von Städteln her.

Kopp, der den Freiherrn von Leuba vom Fenſter aus nicht aus den Augen gelaſſen hatte, fühlte, daß jetzt ſeine Stunde gekommen ſei. Obwohl er, als ein jahrelang niedergehaltener und

nun nach allem Möglichen gelüſtiger Menſch, im Grunde ein Feigling war, den beſtenfalls der Branntwein erhitzen, großmäulig und gewalttätig machen konnte; obwohl er nur in einem geſicherten Kreiſe ſtarker Männer, die zu ihm hielten, ſich wohlfühlte und gern mit den Armen anderer kämpfte: heute ſchien er zu wachſen, über ſich ſelbſt hinaus, über ſeine maßloſe Eitelkeit und Prahlſucht. Er war zu allem bereit. Wie das Auge des Herrn den Schweiß des Knechts heraustreibt, ſo bewirkten die Blicke des Freiherrn und ſeiner Damen, daß es in Kopps Seele zu lodern begann.

Er ſchwang ſich auf ſein Pferd, trabte zur Linde und rief:

„Franzoſen kommen, ein ganzes Regiment! Auf, heim, Türen und Fenſter zu, Riegel und Balken vorgeſchoben!“

Das Dorf hinab, am Freiherrn und der Linde vorüber, in die Wirtſchaft winkend, das Dorf wieder hinauf, galoppierte er vor jedes Haus und wiederholte ſeinen Warnruf, klopfte am Fenſter des Pfarrhauſes und ſchrie Fräulein Antonia zu: „Das Hoftor ſteht offen, die Türe zu, über tauſend Franzoſen kommen!“ Und man gehorchte ihm, wohin er auch kam.

Er wäre bereit geweſen, ſich dem ganzen Regiment entgegenzuwerfen, denn aller Augen verfolgten ihn, jedermann lief und ſprang. Eine

Unruhe sondergleichen hatte ganz Leuba gepackt, als befände man sich mitten in Kriegszeiten. Die Hunde wurden rebellisch, und die Hühner flogen auf, gelockt und gejagt, denn Kopp rief: „Alle Hühner weg, die Franzosen drehen ihnen den Hals 'rum.“

Und fort war er — wieder zum Unterdorf hinunter, den Franzosen entgegen.

In der Mitte seines Husarenregiments ritt der vornehme Oberst La Ferrière l'Evêque, der zu den wenigen französischen Kommandeuren zählte, die in ihrer ausgewählten Truppe noch auf Zucht und Ehre hielten. Als er Cyriakus Kopp dem Regimente entgegenreiten sah, winkte er ihm zu und fragte auf deutsch: „Seid Ihr der Maire dieses Ortes dort?“

„Jawohl, Herr General,“ antwortete Kopp, die Jägermütze abnehmend.

„Reiten Sie voraus, Herr Maire, sorgen Sie dafür, daß überall Wasser für die Pferde vor den Türen steht! Für jeden meiner Leute bitte ich einen halben Laib Brot bereitzuhalten und etwas Fleisch dazu!“

„Fleisch? Das wird sich schwer machen, Herr General,“ erwiderte Kopp.

„Nur eine Kleinigkeit, es wird schon irgend etwas da sein,“ meinte der Oberst. „Sagen Sie allen Leuten im Dorf, daß kein Soldat ein Haus betreten darf — ich habe es ausdrücklich ver-

boten —, ſagen Sie ihnen, daß alles bezahlt wird, alles.“

„Merci, merci, Muſſiö General,“ erwiderte Kopp und galoppierte, während das Regiment die Pferde im Schritt gehen ließ, über die Felder voraus.

Die Leubaer erwarteten ihn ſchon. Von Haus zu Haus ſchreiend, gab er die Loſung: „Stellt Waſſer vor die Türe, Waſſer, Waſſer in Eimern! Kein Soldat wird ins Haus gelaſſen! Die Franzoſen bekommen nur Brot und das nur gegen Geld. Ich hab's befohlen.“

An der Linde rief er: „Leubaer Wehr, her zu mir!“

Der Freiherr wußte nicht, was er ſagen ſollte; er hatte auf ſeiner Reiſe ganz andere Dinge anſehen müſſen und ſelbſt erlebt. Er nahm ſeine Stielbrille vor die Augen und ſtarrte den grünen Reitersmann an, und Eleonore, ſeine älteſte ſtrohblonde Tochter, bemerkte anerkennend: „Der rote Bart macht ſich gut auf dem grünen Rock.“ Kopps Wehrleute, die ebenfalls die Augen der Schloßdamen ſpürten, machten vor ihrem Anführer halt, empfingen ſeine Befehle und liefen ſpornſtreichs nach allen Richtungen auseinander.

In ruhigem Schritt kam das Huſarenregiment heran, bewegte ſich durch das ganze Dorf hindurch und zügelte die Pferde erſt, als die Spitze am Dorfausgang angelangt war. Der Oberſt La Ferrière

l'Evêque hielt zwiſchen dem Schulzengericht und dem Pfarrhaus.

Johannes Bohn lüpfte, auf ihn zutretend, die Kappe; aber man nahm gar keine Notiz von ihm. Die Bauern ſtellten waſſergefüllte Kübel und Eimer vor die Tür, und wo ein Brunnen lief, hielten ſie hölzerne Lippen, mit Blechſtreifen gebundene Holzgefäße, zum Trunke bereit.

Auf ein Trompetenſignal ſammelten ſich alle Offiziere um den Oberſt, der mit hochgehobener Reitgerte und kurzen deutlichen Kopfbewegungen ſeine Verhaltungsmaßregeln einſchärfte. Die Huſaren ſaßen immer noch im Sattel, erſt als die Kapitäne und Leutnants vom Oberſt zurückgekehrt waren, ſtiegen ſie auf Kommando ab und begannen links und rechts vom Wege die Pferde zu tränken. Keiner betrat ein Haus.

Die Bauern brachten aufgeſchnittenes duftendes Brot heraus, das noch knuſperig, warm und weich war, gaben auf Verlangen Wurſt, Speck und Rauchfleiſch und empfingen dafür von den Furieren und Sergeanten Silbergeld. Sie brachten auch Heu, Häckſel und Hafer und ſchoben den Pferden, ſofern die Huſaren ihren Roſſen nicht Freßbeutel vorbanden, Krippen heran.

Zwei Stunden hielt das Regiment, und als es wieder marſchbereit im Sattel ſaß, holte auf einen Wink des Oberſten ein Sergeant Cyriakus Kopp herbei, der ununterbrochen die Straße auf und ab

geritten war und nach dem Rechten geſehen hatte. Der Oberſt zählte ihm aus einem Geldbeutel fünf Goldſtücke auf die Hand für diejenigen, die bei der Bezahlung zu kurz gekommen ſein ſollten, und übergab ſchließlich dem vermeintlichen Maire einen Zettel, auf dem der Name des Regiments und ſeines Oberſten zu leſen ſtand mit der beſonderen Weiſung, daß etwaige Reklamationen ihn in Leipzig in den nächſten zwei Tagen noch erreichen würden.

Der Oberſt grüßte mit der Reitgerte. Kopp legte die Rechte an ſeine Kappe, ſaß wie ein Offizier zu Pferd, ließ das ganze Regiment an ſich vorüber und ritt hinter ihm drein bis zum letzten Hauſe.

Dort ſammelte er die Wehr und zog an ihrer Spitze, mit leuchtenden Augen links und rechts die Bauern anſtrahlend, ins Dorf wieder ein.

Der Pfarrer zeigte ſein Angeſicht einen Augenblick hinter den grünlichen Fenſterſcheiben. Johannes Bohn ſchlug das Holztor zu, als ſie vorbeimarſchierten, aber vor dem Wirtshaus, an deſſen Fenſtern der Freiherr von Leuba mit ſeinen Damen ſtand und der glücklich lächelnde Wirt, legte Cyriakus die rechte Hand zu militäriſchem Gruße an die Mütze. Am Haus „Zum Stein“ kommandierte er: „Halt!“ und „Fort!“ und ſchwang ſich gewandt aus dem Sattel.

Noch am ſelben Abend beſtellte der Freiherr Cyriakus Kopp zu ſich. Er hatte, da ſeine Diener-

ſchaft erſt ſpäter eintraf, in der Wirtſchaft mit ſeinen Damen einen Imbiß genommen und vom Wirte Abendroth alles Wiſſenswerte erfahren; er hatte Johannes Bohn wegen des unverantwortlichen Streiches, den zwei Einbrechern ohne jede weitere Unterſuchung die Freiheit geſchenkt zu haben, ſeine Verwunderung und Empörung und dem Pfarrer ſein tiefes Bedauern darüber ausgeſprochen, daß das Herrenhaus in ſeiner Abweſenheit, ohne jede Aufſicht, ſo ſehr den marodierenden Soldaten preisgegeben geweſen ſei. Von Kopp wollte er nun den genaueren Hergang erfahren, beſonders wie er die Aushebung der Einbrecher bewerkſtelligt habe.

Mit einer naſſen Bürſte fegte Kopp ſeinen ſtaubigen Anzug aus und ſchmierte ſeine Stiefel. Dann wuſch er ſich ſorgfältig Geſicht und Hals mit Seife, ſcheuerte desgleichen ſeine ausgearbeiteten ſchwieligen Hände, die ihm die größte Sorge bereiteten, mit Waſchkatze und Bürſte, zog ein reines Leinenhemd an, kämmte vor einem Taſchenſpiegel ſein wirres rotes Haupthaar und ſtrich den Schnauzbart kühn zur Seite.

Der Diener des Freiherrn machte ihm, als er ſich meldete, eine tiefe Verbeugung und führte ihn, vorausgehend, in das hellerleuchtete Blaue Zimmer, in dem die freiherrliche Familie ihn erwartete; der Freiherr in einem braunen Schoßrock mit hohem Kragen und Spitzenkrauſe, die

Damen in hellgelben unter der Bruſt gebundenen langen Gewändern.

Der Freiherr ging ihm mit kleinen Kammerdienerſchritten entgegen und ſtellte ihn den Damen mit den Worten vor: „Alſo dies, meine Liebwerten, iſt der Retter von Leuba!“

Kopp, der auf dem glatten Boden faſt zu Fall geraten wäre, ſuchte, um Halt zu bekommen, ſchnell den Teppich zu gewinnen, und ſagte breit lachend: „Das iſt nicht ſo ſchlimm, Herr Baron, die Leut machen aus einem Heuhüpfer eben gleich ein Roß.“

„Wie lange leben Sie eigentlich hier?“ begann der Freiherr.

„Acht Jahre, Herr Baron,“ antwortete Kopp. „Ich bin ein gutes Leubaer Kind, war lange auf Reiſen, hab' mich in der Welt umgeſehen und was Ordentliches gelernt und bin dann, weil's mich heimtrieb, wieder hierhergekommen. 's iſt halt ſchön in Leuba.“

Und dann mußte er, nachdem er alle Umſtände, die ſein Leben betrafen, ins rechte Licht geſetzt, von ſeiner Erbſchaft und der Gründung der Wehr berichtet hatte, von dem Überfalle erzählen, und alle ſaßen geſpannt.

„Das ging ſo zu, Herr Baron. Ich nahm mir alſo drei handfeſte Mann mit und ſtieg durch ein offenes Kellerfenſter ins Haus. Zuerſt trieben wir die Franzoſen, die im Weinkeller hinter den Flaſchen ſaßen —“

„Amalia, hörst du, auch im Weinkeller waren sie," warf der Freiherr ein.

„Jawohl, Herr Baron," sagte Kopp, „ich nahm eine Flasche und trieb sie vor mir her, die Treppe hinauf, bis in den Gang, immer vorwärts. Im Treppenhaus nahm ich mir ein großes Schwert, das da hing, und schlug um mich, denn, hast du nicht gesehen, hatt' ich Stücker zwölf gegen mich."

„Sie schlugen also die ganze Bande in die Flucht?" fragte der Freiherr.

„Jawohl, Herr Baron," sagte Kopp, „bis die Waffe im Griff abbrach. Und alles im Dunkeln, Herr Baron, nur ein ganz klein bißchen hell war's, weil der Mond draußen schien, aber sonst war's so dunkel wie in einem Mausloch. Wie mir das Schwert abbrach, dachte ich schon: Gute Nacht, Welt. Drei Kerle packten mich, knieten auf mir, und da wußte ich: Kopp, jetzt ist's aus! Aber da sah ich ein Bild an der Wand, auf dem sich ein Weibsbild gegen einen ganzen Hauf' Leut' mit Dreschflegeln und Sensen stellt —"

„Die Helfensteinerin," sagte der Freiherr zu seiner Gemahlin.

„Da dacht' ich, das kann der Kopp auch, sprang auf, schüttelte die Kerl ab, griff einen zackigen Spieß und rief: Im Namen des Freiherrn von Leuba, ergebt euch, oder macht euer Testament! Da sind sie gelaufen, Herr Baron, wie der Holz-

dieb vor dem Forſtlaufer, und wie ich mich umſah, war die Luft ſauber, alles fort, durchs Fenſter —“

Der Baron legte beide Hände auf ſein wohlgeſcheiteltes dünnes Haar.

„Sie waren ja in höchſter Lebensgefahr, Herr Kopp,“ ſagte die Baronin.

„Mir geht's durch Mark und Bein,“ ſagte Eleonore von Leuba, „aber ich finde es wahnſinnig intereſſant.“

Kopp aber erhob ſich, pflanzte breitbeinig ſich auf und fuhr fort: „Holla, Herrſchaften, die Hauptſache kommt noch!“

„Aber, Herr Kopp!“ wollte Eleonore ihn unterbrechen.

„Laß ihn, laß ihn,“ bat die Baronin.

„Wir durchſuchten alſo das ganze Haus vom Keller bis zum Dach. Wie wir ans Arbeitszimmer vom Herrn Baron kommen, war's zu. Wir klopften, da hör' ich Geflüſter; ich klopf' nochmal, da hör' ich Papier; ich klopf' nochmal, da ſagt mir einer: Es rauſcht, als machten ſie die Bajonett' ſcharf; ich klopf' nochmal, da knackt's wie ein Gewehrhahn. Aufgepaßt, ſag' ich, ſo lang wartet der Kopp nicht, bis die ihr Pulver auf der Pfann' haben. Ich alſo vor, ſchlag' die Türe ein, und dann ging's drauf, Herr Baron. Eine gute halbe Stund' haben wir zu tun gehabt, bis wir ſie am Boden hatten.“

Der Freiherr öffnete seinen Mund zu einem großen Oval.

„Gott, o Gott!“ hauchte seine Gemahlin.

„Jawohl, Frau Baronin, die Kerle waren halt stark“ — Kopp trocknete sich den Schweiß von der Stirn — „und die Spitzbuben läßt der Bohn laufen, und der Herr Pfarrer gibt ihm obendrein recht.“

„Unverantwortlich,“ sagte der Freiherr.

„Und wie das Haus aussieht, Herr Kopp,“ beteuerte die Baronin, „die Schlafzimmer, mein Boudoir, alle Schränke aufgerissen, und erst der Saal, die Möbel zerbrochen, schrecklich.“

„Ich freue mich, einen solch tapferen Mann in der Gemeinde zu haben,“ sagte der Freiherr, Kopp entlassend, „mein Haus steht Ihnen in Zukunft offen.“

Auch die Baronin reichte ihm von ihrem bequemen Sessel aus die Fingerspitzen. Baronesse Eleonore, die mit ihrem Vater den Gast bis zur Tür geleitete, flötete bänglich: „Ich glaube wohl, daß man sich vor Ihnen fürchten kann, besonders wenn Sie zornig sind.“

„Die Frauensleut' fürchten sich nicht vor mir,“ entgegnete er, seinen Bart streichend, „die haben's halt immer mit dem Cyriakus Kopp gut gekonnt.“

„Cyriakus heißen Sie?“ fragte die Baronin aus der Tiefe des Zimmers. „Ein seltener und interessanter Name.“

„Ich hab's halt am liebſten, wenn man Cyriakus zu mir ſagt," lachte Kopp, in der Tür ſich wendend, und Fräulein Eleonore gab ihm feſt die Hand: „Gute Nacht denn, Herr Cyriakus!"

*

Mit dem Durchzug der Huſaren durch Leuba war der letzte Teil der Großen Armee aus der Umgebung verſchwunden. Alle mündlichen Nachrichten beſtätigten es, und die Zeitungen meldeten, daß auch Leipzig von der befreundeten Armee befreit ſei. Der letzte Zweifel war verraucht, es war Wirklichkeit geworden: die Franzoſen waren fort.

Endlich konnte es in Sachſen Frühling werden. Es galt, auf den verwüſteten und zerſtampften Feldern zu retten, was zu retten war. Nun konnten die Bauern den Abendfrieden ihrer Dörfer wieder beſchaulich durchkoſten, die reine Luft wieder in langen Zügen genießen. Die unruhigen Träume drangen nicht mehr in die mondſcheinerhellten Schlafkammern, in denen wieder der ſatte Tiefſchlaf und die Zipfelmütze regierte; ein wochenlanger Landregen ſänftigte die letzte Unruhe, rauſchte Beruhigung und Erquickung, und der durchfurchte Acker ließ ſeinen Brodem ſteigen und füllte Bruſt und Herz mit Dankbarkeit und einem neu erwachten Heimatgefühl.

Die Leubaer Wehr hatte ihren Dienſt getan, ſie konnte entlaſſen werden. Die Weißenbacher

und Lauschwitzer zogen ab, versprachen aber, wöchentlich einmal, am Samstagabend, herüberzukommen.

Cyriakus Kopp stand auf der Höhe seines Ansehens.

Vor der Tat, daß er es fertiggebracht hatte, ein ganzes Husarenregiment im Schach zu halten, mußten die Widersacher verstummen, denn jeder vermochte zu überlegen, was wohl geschehen wäre, wenn ein ganzes Regiment so im Dorfe gehaust hätte wie kurz vorher die beiden Schwadronen.

So berechneten die Hausväter sein Verdienst, die Geizhälse unter den Bauern aber wurden ihm noch aus einem anderen Grunde vorübergehend gut.

Die Weißenbacher und Lauschwitzer, die des Nötigsten entbehren mußten, brauchten Heu, Hafer, Häcksel und Schüttenstroh, und eines Tages kamen sie durch Kopps Vermittlung nach Leuba, um einzukaufen. Auch andere Dörfer meldeten sich. Von Groß-Zschocher, Connewitz, ja von Schönau, Plagwitz und Lindenau kamen Bauern und selbst von Leipzig die Händler.

Anfangs nahmen die Leubaer nur hohe Preise, aber über Nacht wurden sie schlau. Sie forderten und erhielten für den Zentner Heu zwei, für das Schock alten Schüttenstrohs sechzehn Taler.

„Hornung, so gute Zeiten kommen nicht wieder," sagte Kopp in der Wirtschaft, und selbst der

alte Iba, der auch ſeine Kübel an die Dachtraufe rückte, wenn es regnete, lächelte ſtill vor ſich hin.

„Na, Hehl," fragte Kopp den Alten, der als der größte Geizhalz bekannt war, über den Tiſch hinüber, „das Jahr wird gut, wenn's im Frühjahr ſchon Taler ſchneit. Du könnteſt „Leipziger" zum Beſten geben. Wie ſtänd's, alter Jung', wenn das Huſarenregiment in deinen Hafer gefahren wäre!"

Und Kopp ließ es ſich gefallen, daß Hehl und auch noch andere Bauern für ihn bezahlten. Er wollte den Bauern doch auch mal ein Vergnügen machen. Die Zeiten hatten ſich geändert. Früher warfen ſie ihm verächtlich einen Kreuzer zu, wie man einen ſchlechtſchlägigen Heller in den Hut eines Bettlers wirft. Heute ſollten ſie ſich geehrt fühlen, neben ihrem Wehrhauptmann ſitzen zu dürfen.

Hehl dachte im ſtillen, mit ein paar Gläſern, die er ihn trinken ließ, Kopp ablohnen zu können, wie man bei jedem Handel dem Fürſprecher und Mittelsmann einige Groſchen in die Hand drückt. Auch Iba, Zwelle und Demuth hielten aus, ſtießen einmal mit Kopp an, weil ein gutes Wort beim Trunke nicht einmal bis auf die Haut geht. Gemeinſame Sache und ihren Frieden mit ihm zu machen, fiel beiden nicht ein. Grünes Holz brennt nicht, flackt und raucht nur. Alte Eichenknüppel müſſen in der Sommerſonne gedörrt ſein, in Wind und Wetter gelegen haben, trocken und naß und wieder trocken geworden ſein, ehe ſie Funken

fangen. Dann hält's auch vor, freilich, aber früher nicht. So ſagten ſie ſich, wenn ſie die Köpfe zuſammenſteckten und mit Johannes Bohn ſprachen.

Die übrigen Leubaer, die Kleinbauern, Schuldenmacher, geringen Leute und Fröner ließen Kopp leben und fügten ſich. Warum auch nicht? Er war ein Burſch geworden und hielt ſich vorderhand ganz ordentlich. Zudem ſah man ihn in den nächſten Wochen kaum, weil er viel unterwegs war.

Wenn er heimkam, hatte er die Arme voll, war munter und guter Dinge, ſchwenkte ſeinen Stock, wo er einen Bauer auf dem Felde ſtehen ſah, kam pfeifend in den Lindenkrug und wußte immer zu erzählen. Was verſchlug es da, wenn es auch einmal laut zuging! Der Hafer ſtach ihn eben, weil es ihm zu gut ging. In Gegenwart der Bauern juckte ihm das Fell, die Weiber machten ihn übermütig, und die jungen Burſchen ſtachelten ihn noch mehr. Da die „Wehr" aufgelöſt war, ſuchte er Geſellſchaft und fand ſie auch. Mancher, der weder Hafer noch Heu in den letzten Wochen verkauft hatte, kam auf ſeine Rechnung, wenn er mit Kopp würfelte. Der Wirt wußte, wenn Cyriakus erſchien, daß er ein friſches Achtel auflegen konnte, und da er überdies bald gemerkt hatte, daß Kopp in Geberlaune geriet, wenn geſungen wurde, ſagte er zu den Burſchen, ſobald er ihn abends über den Lindenplatz kommen ſah: „Singt eins, der Kopp kömmt." Häufiger weigerte er ſich, wochentags „Leipziger"

anzuſtechen, weil andern Tags keiner den „Nachtwächter“ trinken wollte, zapfte daher nur „Einfaches“ und willigte erſt dann ein, wenn die Leubaer erklärten: „Alſo, Abendroth, voran, wir holen auch den Kopp!“

Jedermann in Leuba wußte, was in der Welt draußen vorging, wie es mit Napoleon und ſeinem Zuge ſtand. Man brauchte nur in die Wirtſchaft zu gehen.

Cyriakus war ſogar ein Bücherleſer geworden. So oft ein Bauer bei ihm eintrat, lag ein aufgeſchlagenes Buch auf ſeinem Tiſch. Eine große Landkarte von Europa hing an ſeiner Tür, auf der jede große Stadt und der Zug Napoleons, den Kopp ſelbſt eingezeichnet hatte, angegeben war. Eine große gelbe Weltkugel ſtand auf ſeinem Schrank und Cyriakus konnte genau zeigen, wo er ſchon geweſen war und wo Napoleon jetzt marſchierte.

Der Franzoſenſäbel, der in der Wirtſchaft an der Wand baumelte, war ſo berühmt geworden, daß Leute von auswärts nach Kopp und der Säbelgeſchichte fragten. Andere wußten ſie ſchon, und einmal erlebte Cyriakus das große innere Vergnügen, daß der Sohn vom Schmied Ziegel, der jetzt den Nachtwächterdienſt tat, einem Connewitzer und zwei Weibern die ganze Geſchichte mit vielen Einzelheiten, an die Kopp ſich gar nicht mehr erinnern konnte, mit gedämpfter Stimme erzählte

und leiſe hinzufügte: „Der mit dem roten Bart, das iſt er!“

Als die Connewitzer hinausgingen, grüßten die Weiber und der Bauer rückte mit Reſpekt ſeine Kappe. Cyriakus legte den Zeigefinger an den Mützenſchild und ſagte mit ernſtem Geſicht und feſter Stimme: „Gute Reiſe, Leute!“

An einem Sonntagabend, als die Weißenbacher und Lauſchwitzer wieder einmal auf ſeiner Treppe hockten, ſtand er im Kreiſe der Leubaer und atmete die wohlige, warme Luft, die nach Sonnenuntergang aus den Steinen drang.

„Eibenberg,“ ſagte er, „jetzt hab' ich die Kraft in den Armen und hier in der Schulter, Kerl, ich glaub', jetzt könnt' ich ganz Leuba auf den Buckel nehmen.“

„Du haſt halt viel geſchafft,“ erwiderte Eibenberg, „da gibt's Kraft in die Knochen.“

„Falſch geraten,“ ſagte Kopp, „ſo wird der Mann, wenn's in der Welt groß zugeht...“

„Haſt du noch nicht genug?“ fragte der ältere Weißenbacher lachend.

„Hinkel gackern, wenn ſie ein Ei legen,“ entgegnete Cyriakus geheimnisvoll, „meine Zeit kommt ſchon. Für mich heißt's abwarten!“

Auch jetzt, wie in den erſten Tagen ſeines Reichtums, machte Kopp den Pflaſterſteinpolitiker. Nicht nur abends, auch zu beſtimmten Tageszeiten ſah man ihn wieder an den Ecken ſtehen, mit offenem

Rock, gekrätſchten Beinen, die Hände in den Hoſentaſchen, die Pfeife im Munde.

Mancher, der eine Hacke über der Schulter trug, blieb einen Augenblick bei ihm ſtehen, andere konnten ſich kaum losreißen, die Eiligſten hielt er am Ärmel feſt. Wer an der Schmiede ſeine Senſe dengelte, genoß ſeine Geſellſchaft. Zuweilen ſtand er auch an einer Straßenkreuzung und führte eine laute Unterhaltung nach mehreren Seiten. Jede Rede ging in dieſelben Worte aus: Der Bohn taugt eben nichts, der Pfarrer iſt ein Franzoſenfreund, und es geht nichts über die Preußen, glaubt's, ich hab's geſagt. Wenn er Langeweile hatte, poſtierte er ſich an der Schule und lauſchte dem Geſang der Kinder; einmal trat er auch bei dem Schulmeiſter ein und bat, eine Religionsſtunde zuhören zu dürfen. Als er fortging, ſagte er zu Lebrecht Kind wohlwollend: „Schulmeiſter, es hat mir gut gefallen, aber vergeßt nicht, den Kindern zu lehren: der größte Feind iſt Napoleon, nicht der Teufel; der ſchlechteſte Menſch iſt der Franzos, nicht der Judas Iſchariot; das ſteht in keinem Buch, ich hab's geſagt. Ich weiß, was in der Welt vorgeht. Die Preußen bilden heimlich die Jungmannſchaft aus, ich weiß noch mehr, aber ich muß ſchweigen."

Und zu den Jungen gewendet, ſchloß er: „Wenn ihr groß ſeid, kommt ihr in die Wehr. Dann geht's gegen die Franzoſen, mit den Preußen. Und

abends, wenn ihr heimkommt, gibt's Bier und Branntwein. Gott befohlen. Adieu, Schulmeiſter, fahrt ſo fort!"

Wenn die Querbalken an den Türen vorgeſchoben und die Ställe leer waren und alles, was Arme hatte, auf Feld und Wieſe ſchaffte, dann geſellte er ſich zu den wenigen zurückgebliebenen Weibern, die an den Brunnentrögen Gemüſe und Kartoffeln wuſchen oder die Tränkſteine für das Vieh richteten. Sie hatten Freude an ſeiner Geſellſchaft, weil es ſich bei ſeinen loſen Redensarten ſchmunzeln ließ. Er griff mit an und ging ihnen bis in die Küche nach.

Es war nicht zu leugnen, Kopp gewann Anhang und Freundſchaft.

Mit Johannes Bohn und dem Pfarrer war keine Verſtändigung möglich, und die Großbauern, die ihrer Arbeit nachgingen und ſich gegenſeitig nach ihrem Fleiße und Geize einſchätzten, fanden bald einen Anſtoß, mit Cyriakus, dem Nichtstuer und Geldausgeber, unzufrieden zu ſein. Sie rückten, ohne es ſich merken zu laſſen, noch feſter zuſammen und hielten zum Pfarrer. Ihre Söhne ließen ſie gewähren, taten auch nichts dagegen, wenn Kopp abends ſich unter die ſingenden Mädchen miſchte, die in langen Reihen durch die Gaſſen zogen, vom Schulhaus nach dem Schloßtor, vom Schloßtor nach der Linde, die Dorfſtraße auf und nieder, bis in die Wieſen und Felder hinein.

Auf einem ſolchen Abendgang zog Kopp mit den Töchtern Hornungs. Er hatte den beiden Mädchen ſeine Arme auf die Schultern gelegt und ſpielte den Zärtlichen nach beiden Seiten. Folgenden Tags erzählten die Töchter Demuths, Eliſe habe getan, als ſtünde das Freiding mit Kopp vor der Tür, und er habe geſagt: „Elischen, ein Weibsmenſch wie du gehört ins Steinhaus!“

Sei es nun, daß die Alten aus unverjährtem Mißtrauen den neuen Beſitzer des Steinhauſes beargwöhnten oder eine Ahnung von dem verſpürten, was Kopp im Schilde führte: ſie lachten nicht mehr, auch wenn er noch ſo freundlich tat.

„Trau ihm nicht,“ ſagte Hehl zu Eliſens Vater, „ich ſchmeck's auf der Zung', wie weit dem ſeine Freundſchaft langt.“

Am meiſten erregte die Scheelſucht Bohns und Hehls die Tatſache, daß der Freiherr, ſo oft er durch das Dorf ging, Kopp anredete, bei ihm einſprach oder längere Zeit mit ihm auf der Haustreppe ſtand. Auch die Töchter des Freiherrn riefen ihm, wo ſie ihn trafen, „Herr Cyriakus“ zu, beſonders die hellblonde Große tat recht vertraulich, ſo daß man bald darüber redete, und man beobachtete mit Mißbehagen, daß Kopp, ſo oft er wollte, zum Herrnhaus hinaufſtieg.

Er ritt mit dem jungen Herrn von Leuba, einem ſächſiſchen Dragoneroffizier, wenn dieſer auf Urlaub nach Hauſe kam, über die Felder. Sonntag

nachmittags schaukelte er die Damen im Garten, daß ihre Gewänder flogen. Er ging mit dem Freiherrn auf den Pirschgang und erhielt die Erlaubnis, für die Küche des Schloßherrn die Jagd in der Umgegend auszuüben, allein oder in Gesellschaft der Damen.

Während Kopp sein Roß auf dem freiherrlichen Grunde geschickt in allen Gangarten tummelte, ließ er keinen Augenblick die Vorsicht außer acht, sobald er auf bäuerliches Gebiet geriet. Er achtete Wiesen und bestellte Äcker mehr als die Damen des Freiherrn und führte, wenn er den Elsberg herunterkam, sein Pferd am Zügel.

Eines Tags, als Cyriakus, der sich an Sauberkeit gewöhnt hatte und bemüht war, gute Figur zu machen, vor seinem Hause stand, trat der Freiherr auf ihn zu: „Kopp, ich habe das Weibelamt, das bis heute vorläufig verwaltet wurde, endgültig zu besetzen. Wäre das nicht etwas für Sie?“

Cyriakus, der in der Seele des Freiherrn schon ziemlich Bescheid wußte, schwieg und sah mit leicht gekniffenen Augen erst eine Weile in die Ferne, bis der Oberamtmann unruhig wurde, dann ließ er mit hochgezogenen Brauen den Blick an seinem äußeren Menschen hinuntergleiten, räusperte sich und antwortete auch dann noch nicht, als der Schloßherr: „Ich meine vorderhand, ich meine für den Anfang —“ sagte.

„Herr Baron," entgegnete er ſchließlich, „das iſt kein Amt für einen Mann in meiner Poſitur."

„Jaja, jaja, gewiß," verbeſſerte ſich der Freiherr, „ich verſtehe ja ſehr wohl, aber —"

„Aber," nahm Kopp die Rede des Oberamtmanns auf, „wie ich gehört habe, läuft dem Bohn ſeine Zeit ab."

„Ganz recht, daran habe ich auch ſchon gedacht —" beeilte ſich der Freiherr.

„Dann weiſt der Zeiger auf die Uhr," vervollſtändigte Kopp, „daß ich mit dem Herrn Baron über die Sache einmal ſprechen möcht. Die Leute im Dorf ſind alle gegen den Bohn, und ich wüßt' keinen Menſchen, der nicht genau wüßt', was ich für Leuba getan hab'."

„Gewiß, gewiß," ſagte der Oberamtmann, „die empörende Angelegenheit mit der Freilaſſung der Marodeure iſt dem Schulzen ſo wie ſo unvergeſſen."

„Ich ſag's dem Herrn Baron, wenn's Zeit iſt," ſagte Kopp und nahm die Hand des Schloßherrn.

*

Es war Juni geworden. Unter den ſchwarzſtämmigen ſchlanken Erlen, die am Ammerbächlein ſtanden, ſaß Eliſe Hornung in einem loſen Bauernhemde und blauen Hausleinenrock. Das zitternde Laub über ihr ſiebte das Sonnenlicht, daß ein helles Flinkern über ihren braunen Nacken und

das Waſſer rann. Goldtälerlein ſchwammen talab, und im Grunde des Baches blitzte es wie Silberſchuppen auf. Sie hatte das Heu der Wieſe zum drittenmal gewendet, den Schatten geſucht, es ſich leicht gemacht und ſchaute auf einen dichten Vergißmeinnichtbuſch, der ſo blau wie der tiefe Junihimmel war und am jenſeitigen Bachabhange auf einem überhängenden Erdpolſter wuchs. Sie zog ihre groben Schuhe aus und ſtreifte die Strümpfe ab, weil ſie die Luſt anwandelte, die Vergißmeinnicht zu pflücken. Wie ſie mit den geſchürzten Röcken im ſpiegelnden Bachwaſſer ſtand, ihr braunes Bild betrachtete und die ſchwere Haartracht ſich zurechtſteckte, kam Kopp, im Rauſchen des Waſſers unhörbar ſich nähernd, den Bach entlang. Er trug eine Flinte, blieb hinter den Zweigen unbemerkt ſtehen und ließ das Mädchen nicht aus den Augen. Eliſe pflückte die Vergißmeinnicht und hob nur manchmal horchend den Kopf, denn die Vögel flogen ſcheu auf und eine Amſel lärmte, als wäre ein Neſträuber in der Nähe.

„Hab' ich mir's doch gleich gedacht, daß ein Fuchs auf der Lauer liegt," ſagte ſie, als ſie erſchrocken Kopp erblickte, „die Vögel taten doch gar zu wild."

„Ei, Elischen," lachte Kopp, „du ſprichſt ja grad, als wenn du auch ſchon auf dem Anſtand geweſen wärſt. Die Vögel haben mir ſchon manches ſchöne Stück verjagt. Denk dir, Mädchen, ſeit acht

Tagen bin ich jetzt jeden Morgen um drei Uhr auf, aber nichts geschossen."

„Jaja, die Jägersleut' haben ihre Last," sagte sie mit einem halben Lachen, „die müssen halt viel zu Gefallen gehn."

„Komm herüber, Elischen," bat Kopp, „geh aus dem Wasser, du verkühlst dir die Beine. Ich helf' dir auch das Heu machen."

„Und wenn sie schließlich was schießen," lachte sie, ihre Zähne weisend, „dann dürfen sie noch nicht mal am Braten riechen."

„Oho!" entgegnete Kopp, „der Baron hat mir noch von jedem Stück Herz, Lunge und Leber geschickt."

„Ist das alles?" forschte Elise spöttisch. „Und deswegen läufst du eine ganze Woche hinter einer Rehgeiß her?"

„Freilich!" sagte Kopp. „Es kann nicht jeder ein Jagersmann sein — und obendrein ist das Gehirn und der Lecker auch noch für mich —"

„Das kannst du auch gut gebrauchen," lachte Elise, ihre Blumen bindend, „du alter Geißenjäger!"

„Du Dumm'," machte Kopp. „Was verstehst du? Jetzt werden überhaupt keine Geißen gejagt, jetzt werden nur Böck geschossen."

Da lachte Elise schallend auf. „Ich wollt' dir's auch geraten haben." Und nach einer Pause fügte sie hinzu: „Worauf macht denn das Fräulein Lenore Jagd, die immer mit dir geht?"

„Du Brenneſſel,“ drohte Kopp, „wart', wenn ich dir hinüberkomm'!“

„Ich habe keine Angſt, Herr — Cyriakus,“ machte ſie, einen vornehmen Ton nachahmend. Und damit hob ſie ihre Röcke auf und watete durch das Waſſer zurück.

Als nun Kopp mit hungrigen Augen nach ihren nackten Armen griff, um ihr behilflich zu ſein, war ſie plötzlich eine andre, ſah ihn falſch an und ſagte ſcharf: „Laß mich! Ich rat's dir. Die Strohpupp', die Lenore, ſieht's!“

„Wer?“ rief Kopp.

„Meinſt du,“ entgegnete ſie, „ich ſäh's nicht, wie ſie jeden Morgen mit der Reitfuchtel dir am Fenſter klopft, oder wenn die andre kommt, die in dem blauen Motzen, mit der du ſonſt immer auf die Jagd gehſt, die ſchöne Frau von Aglaſtein? So ein vornehmer Herr, wie du einer biſt, hat mit der Eliſe Hornung nichts mehr zu tun.“

„Aber Eliſe,“ erhob ſich Kopp.

„Schweig!“ gebot ſie, und er gehorchte. „Die hellen Fahnen von den vornehmen Fräuleins ſieht man gar weit, auch wenn ſie durch den Wald und durchs Gebüſch ſtreifen. Sag einen Gruß an deine Lenore, drüben in der Erchhecke hing ein Schleier von ihr oder ein Halstuch vom letzten Mal.“

„In der Erchhecke —“ lachte Kopp.

„Jawohl,“ ſagte Eliſe unbeirrt, „und die Haſelnüſſe ſind noch nicht einmal reif. Dort kannſt du

Heu machen," ſagte ſie, nach dem Schloſſe weiſend, „unſer Gras wird ohne dich trocken. Und das ſag' ich dir, ſchleich mir nicht nochmal über den Weg, ſonſt — dort kommt der Vater!"

Hornung kam mit dem Knechte, der einen Eßkorb trug, über die Wieſe. Ohne ein Wort ſchlüpfte Eliſe, die Strümpfe liegen laſſend, in die Schuhe und blieb neben Kopp ſtehen.

„Hornung, jetzt gibt's Hilf'!" rief Cyriakus dem Bauern entgegen.

„Voran, zieh die Montur aus!" antwortete Hornung.

„Soll's heut' noch heim?" fragte Kopp.

Der Knecht ſchaute ſich um, prüfte das Wetter und erwiderte: „Um vier Uhr kommt der erſte Wagen."

Da ſtellte Cyriakus das Gewehr hin, zog Rock und Mütze ab und begann, während Eliſe ſich über den Korb machte, mit den Männern das dürre Futter in Reihen zu ſtreichen und auf Haufen zu ſetzen. Hornung und der Knecht begannen am Weg, Kopp unten am Bach. Und als Eliſe gegeſſen hatte, geſellte ſie ſich zu ihm, gab ihm wortlos ein großes Stück Brot und ein tüchtiges Stück Speck und begann ihre Arbeit. Kopp ließ es ſich gut ſchmecken und ging kauend hinter ihr her. Als er die Hände frei hatte, ſchaute er hinter einem großen Heuhügel ſich um, und da ihm der unbemerkte Augenblick günſtig ſchien, faßte er Eliſe derb am

Nacken. Mit einem unterdrückten Wutschrei entwich sie ihm, und als er ihr zu nahe kam, schlug sie ihm mit dem Rechenstiel auf den Kopf, daß es knackte.

„Du bist doch ein Wüster," sagte sie, lachte aber mannstoll und halb versöhnt ihm zu, während Cyriakus mit einem verkrümelten Gesicht sich die Stirn rieb.

Hornung hatte den ganzen Nachmittag kaum ein Wort gesprochen, nur manchmal aufgesehen, Umschau gehalten, wo Kopp und Elise steckten, und dann wieder, in die Hände speiend, die Heugabel ergriffen. „So ein Gewitterhund!" murmelte er zwischen den Zähnen und dachte an den alten Hehl.

Als am Abend die letzte Heufuhre heimzog, ging Kopp neben Elise hinter dem Wagen, trug den Jägerrock über dem geschulterten Rechen und am Hosengurt einen großen Busch Vergißmeinnicht. Elise, die das Haar voll Heuhälmchen hatte, ließ sich vom Wagen ziehen. Sie war müde von der Arbeit, ging mit lässigen Schritten und schaute nur manchmal nach Kopp um.

Vor dem Dorfe holten zwei Damen vom Schloß das Fuhrwerk ein, begrüßten Herrn Cyriakus laut und begannen eine lebhafte Unterhaltung, die Elise im Lärm des Wagens nicht verstand. Vor Hornungs Haus hielt das Fuhrwerk, die Damen gingen leichtfüßig weiter, nickten spöttisch Elise zu, lächelten

ihren Vater an und riefen, noch einmal ſich umwendend: „Alſo Sie kommen, Herr Cyriakus!“

Hornung trat auf Kopp zu und ſagte: „Nachbar, du kannſt die Schlippmilch mit uns eſſen.“

Aber Eliſe entgegnete aufgeregt: „Den verlangt nicht nach Schlippmilch. Im Schloß gibt's was Feineres. Das Waſſer ſteht ihm ſchon zwiſchen den Zähnen.“

„Gute Verrichtung,“ wünſchte Hornung.

„Ich bin müd. Guten Abend zuſammen,“ erwiderte Kopp, ohne auf Eliſe achtzugeben, ſchlug ſeinen Rechen ins Heu und nahm ſein Gewehr, das an der Wagenrunge hing.

Hornung, der ſchon am Pferdeausſpannen war, hatte etwas auf der Zunge, allein er bezwang ſich. Er riß zornig den Sattelgaul zurück, und da das Pferd immer noch zu hart in den Strängen lag, griff er aufbrauſend nach der Kuhpeitſche und zog dem unruhigen Schecken ein paar Hiebe über den Rücken, daß Kopp dem ſauſenden Riemen kaum entrinnen konnte.

Am Parktor ſtanden die Damen und warteten. Cyriakus überlegte, ob er ſich erſt ſauber machen ſollte, ging aber dann, kurz entſchloſſen, den Elsberg hinauf, im Schreiten ſeinen Rock anziehend.

Eleonore von Leuba lächelte ſpöttiſch, als er ankam und leckte mit der Zungenſpitze die Oberlippe. Frau von Aglaſtein, die Witwe eines

Kammerherrn, die auf Leuba häufig zu Beſuch weilte, ein zierliches, etwas zu feingliedriges Perſönchen mit ſchwimmenden blauen Augen, rief vorausgehend: „Kommen Sie doch gleich nach der Voliere, es iſt etwas Schreckliches paſſiert, eines der fremdländiſchen Zwergvöglein iſt erkrankt.“

Eleonore zögerte, um zurückzubleiben, während Kopp mit langen Ackermannsſchritten neben ihr ging. Als Frau von Aglaſtein außer Hörweite und Kopp in einen Seitenweg eingebogen war, ſagte ſie, mit einem geſpitzten Lächeln nach dem Dorf weiſend: „Warum auf einmal ſo arbeitſam, Herr Cyriakus? Ich dachte, die Zeiten wären vorbei, oder — iſt Hornungs Eliſe die neueſte Errungenſchaft?“

„Ach was!“ machte Kopp, „der Hornung war bei der Wehr, und die Eliſe hab' ich ſchon als kleines Mädchen gekannt.“

„Spiegelberg, Spiegelberg!“ drohte Fräulein Eleonore.

Cyriakus ſchüttelte, in ſich hineinlachend, den Kopf, brummte gutmütig wie ein Bär, als ginge ihn das gar nichts an und ſagte, Eleonore ſich nähernd: „Dummheit! Weiß Gott!“

Eleonore ſah ſich um, gab ihm mit der Gerte kleine Hiebe gegen Bein und Stiefelſchaften und ſagte: „Vorſicht! Vorſicht! Fort, fort, fort! Alter Taugenichts!“

An der Voliere ſtand die Freifrau von Leuba, und Frau von Aglaſtein hielt das kranke Vöglein in der Hand, vorſichtig darüber hinhauchend:

„Herr Kopp kann alles,“ ſagte die Schloßherrin, nachdem ſie den Gruß der Ankommenden leicht entgegengenommen hatte, „er hat, wie er mir erzählte, ſelbſt früher eine Vogelzucht gehabt.“

„Er kann alles,“ beſtätigte Eleonore.

Cyriakus befühlte das Vöglein und ſagte: „Das iſt halb ſo ſchlimm. Das Tierchen hat ein Ei bei ſich und kann's nicht legen.“

„Oh! Oh!“ hauchten die Damen.

„Nehmen Sie einen Topf mit heißem Waſſer, decken Sie ein dünnes Tuch darüber, damit der Dampf gerade noch durchkann, und ſetzen Sie das Tierchen drauf. Wenn wir auch Juni haben, es iſt eben nachts zu kalt.“

Während Eleonore zum Schloſſe eilte, um die Anweiſung zu befolgen, blieb Frau von Aglaſtein mit vorwurfsvollen Augen vor Kopp ſtehen. Sie wagte ihm nichts zu ſagen, denn die Schloßherrin war in der Nähe, aber Kopp verſtand ſie doch.

„Man ſieht, wie das arme Weſen leidet,“ ſprach ſie tief atmend, „auch wenn es keine Sprache hat.“ Nach einer ſtillen, vieldeutigen Pauſe fügte ſie hinzu: „So hilflos iſt auch manchmal das arme Menſchenherz!“

Da nahm Cyriakus den Vergißmeinnichtbund aus dem Gürtel und gab ihn der zarten Frau.

Sie vergrub ihr kleines Gesicht in den Blumen, als wären es die ersten Veilchen, und dankte mit den Augen.

Wie Kopp es vorausgesagt hatte, so traf es ein. Am andern Morgen war das exotische Vöglein so munter wie eine Bachstelze. Cyriakus erschien schon in aller Frühe und brachte die glückliche Botschaft den Schloßdamen zum Morgenessen.

Als er den Rücken verwendete, bemerkte Frau von Leuba: „Ich finde, daß sich dieser Kopp etwas zu ungeniert hier benimmt.“

„Laß ihn doch!“ begütigte Eleonore, „er ist eine interessante rote Bestie.“

„Wenn Kopp nicht wäre,“ meinte Ines, die mittlere der drei Töchter, „hätte man überhaupt keinen Spaß mehr.“

„Er ist der einzige hier, mit dem man ein Wort reden kann, er ist geschickt, sehr gefällig und hat Mut dazu,“ erklärte Frida.

„Ich meine ja nur wegen der Atmosphäre!“ entgegnete die Freifrau, „wie der Mensch gestern triefte, als er an der Voliere stand, „Kinder, ich wagte nicht, in seine Nähe zu kommen.“

„Es war auch gestern sehr heiß,“ entschuldigte Frau von Aglastein, „auch ich gebe Eleonore recht, er ist in seiner Kraft und Natürlichkeit ein entzückendes Untier.“

„Entzückend finde ich ihn gerade nicht," ſagte Eleonore, „gelegentlich kann ich ihn überhaupt nicht ausſtehen, aber er lügt ſo ſchön."

„Mein Schwarm iſt er gewiß nicht," meinte Ines, „was aber Mama an ihm vermißt, wird er bald lernen. Er iſt ein Menſch von Anpaſſungsvermögen."

„Gewiß, er hat ja ſchon viel gelernt," lächelte die Baronin, „er hält etwas auf ſein Äußeres. Es iſt mit dem gemeinen Volk wie mit den unartigen Kindern. Ihre Manieren werden beſſer, wenn man ſie in ſaubere und ſchöne Kleider ſteckt."

„Ich halte zu ihm," ſagte Frida entſchloſſen, „ſchon deshalb, weil man ihn im Pfarrhaus nicht leiden mag; ich tue es Johanna Feuerſtein zum Tort, die kürzlich ſehr wegwerfend von ihm ſprach."

„Denkt euch," platzte Eleonore heraus, „auch mir gegenüber haben die Pfarrers ſich erlaubt, Bedenken geltend zu machen, weil ich mit ihm ausreite."

„Unerhört!" ſagten Ines und Frida, und Frau von Aglaſtein ergänzte:

„Ja, und er ſitzt ausgezeichnet zu Pferd!"

*

In der erſten Woche des Auguſt, nachdem es in den letzten Julitagen geregnet hatte, wurde an einem ſchönen Sonntage, der allen gelegen kam, in Leuba die jährliche Kirmes gefeiert.

Fichten, die man in großen Fuhren über die Elster brachte, wurden verteilt und in den Dorfstraßen eingepflanzt, Birken an die Treppen und zu beiden Seiten der Haustüren gestellt, die Kirche wurde innen und außen mit Feldblumen, grünen Zweigen und Kränzen geschmückt und, wie an hohen Feiertagen, eine rote Altardecke mit weißem Häkelüberwurf über den Altar gebreitet.

Vom Herrenhause, dem Kirchturm und dem Lindenkrug wehten die sächsischen Fahnen, und auch die kleine Wirtschaft im Oberdorfe, wo nur geringe Leute verkehrten, hatte sich mit einem neuen Fähnchen herausgewagt.

Aus den Dachluken des Steinhauses hingen zwei Fahnentücher, die es in der Größe denen des Herrenhauses gleichtaten. Sie waren überdies neu, ihre Quasten reichten bis auf die Erde, die eine zeigte die sächsischen, die andre aber die preußischen Farben.

Auf der Elsterwiese war ein Festlager aufgeschlagen, Zelte, Tische und Bänke, zwei Tanzböden, einen gesonderten für Knechte und Mägde, Buden aller Art, und eine zigeunernde Gesellschaft hatte zwischen die Tannenreiser des Kirmesplatzes eine kleine Wagenburg mit scheltenden Weibern, kleinen Kindern, bunten Röckchen und flatternden Windeln geschoben, ein hohes Seil errichtet und eine Drehmühle aufgeschlagen.

Die Musikanten von Städteln rückten schon tags zuvor an, zeigten den gelben Schein ihrer ver-

beulten Trompeten hinter den Wirtshausfenstern und ließen in unterdrückten und verlockenden Weisen verheißungsvoll das Messing ertönen.

Da die Leubaer Kirmes in Ansehen stand und der Spruch umging:

„Die Leubaer Kirmes und die Leipziger Messen,
Altermann Wein und junge Karessen
Werden im Himmelreich nicht vergessen!“

konnte man auch auf reichen Zuspruch aus der Nachbarschaft und weiteren Umgegend rechnen. Deshalb sicherte sich der Wirt Unterstände und Stallungen, Pferde und Fuhrwerke unterzubringen, denn die Bauern von auswärts kamen mit geschmückten, laubenüberdeckten Wagen an.

Kopp ritt nach Weißenbach und Lauschwitz, ging abends durch Leuba, die Wehr zu versammeln, schrieb „die Montur“ vor und bat, das Gesangbuch nicht zu vergessen, denn er hatte es, um den Pfarrer zu gewinnen, auf einen gemeinsamen Kirchenbesuch abgesehen.

Am Sonnabend vorher, bis spät in die Nacht, trugen die Weiber die duftenden gelben Schmantkuchen, Körbe voll Milchwecken und Zimtbrezeln durch die warme Abendluft des sommerstillen Dorfes. Als der Mond aufging, kamen, einem alten Brauche folgend, die Jungburschen von der Struth herab, den Kirmessabbat zu feiern. Kuchenbleche vor sich hertragend, die mit Stöcken geschlagen wurden, brachen sie mit lautem Lärm, singend und

schreiend durch alle Gassen, klopften an den Türen, warfen Erbsen gegen die Fensterscheiben und zwangen jeden, der müßig stand, in ihren Reihen mitzumarschieren.

Am Pfarrhaus trafen sie zufällig auf Kopp. Der aber weigerte sich mitzutun, ja er hielt mit einigen Leuten den tollen Schwarm fest, gebot Ruhe, als er die Pfarrtöchter am Fenster gewahrte, und ermahnte die Wildesten, den Pfarrer nicht zu stören, morgen sei auch noch ein Tag.

Der Kirmessonntag jauchzte in Bläue und Sonnenlicht. In aller Frühe schon tönte in den Knechtsstuben leise die Handorgel und die Mundharmonika, und als die Kirchenglocken schwangen, traten aus den Häusern im steifen buntfarbigen Kirmesstaat die Reichen und die Armen und gingen auf neuen Schuhen bedächtigen Schrittes zur Kirche hinauf.

Das Trompetengold der Städteler Musikanten blitzte vor dem Hause zum Stein, wo Cyriakus Kopp vor seiner uniformierten Schar stand, „Ruh im Glied!“ gebot, „Wehrmannschaft — marsch!“ kommandierte und mit Marschmusik im taktmäßigen Soldatenschritt zur Kirche abrückte.

Die Leubaer Herrschaften saßen vollzählig in ihrem vergitterten Gestühle, die Töchter des Pfarrers zierten die erste Bankreihe, und dahinter saßen die Frauen mit gestärkten Hauben, buntem Kopfputz und geblümten Brusttüchern und Schürzen.

Auf dem Lettner drängten ſich die Männer, einen Ausblick auf die Frauen und Mädchen oder auf die Kanzel zu gewinnen. Mit den Armen auf der Brüſtung lag die Schuljugend und die Burſchen in kurzen Jacken; Kopp und die Mannſchaft hielten ſich ſtramm; Johannes Bohn, Iba, Hehl, Zwelle, Demuth und andre trugen mit Würde die hellrot gefütterten dunkelblauen Knieröcke, ſchauten ſich nicht um und wiſchten, weil es Sonntag war, mit einem Tüchlein die Naſen.

Pfarrer Feuerſtein ſah ſich von der Kanzel, ehe er zu ſprechen anfing, das vollgefüllte Haus noch einmal an. Während des Geſanges hatte er nach dem Kirchenſtuhl der Schloßherrſchaft geſpäht, Kopp und die Wehrmänner wahrgenommen, Hörner und Poſaunen blitzen ſehen, und nun, da er alle verſammelt ſah, hohe Befriedigung gefühlt. Es erleichterte ſich ſein in Monaten zurückgedämmter Unmut und eine pfarrherrliche Heiterkeit überkam ihn, als er die Worte ſprach: „Gott iſt unſre Zuverſicht und Stärke, eine Hilfe in den großen Nöten, die uns betroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich das Meer wütete und wallete und von ſeinem Ungeſtüm die Berge einfielen. Amen.“

Aus dem Dreißigjährigen Kriege begann Feuerſtein zu erzählen, wie es in der Kirchenchronik verzeichnet ſtand. Kroaten waren ins Dorf gekommen, hauſeten und plünderten, verwüſteten

Scheunen und Höfe, also daß kein Stein auf dem andern blieb. Sie verschonten Frauen und Kinder nicht, schleppten Mädchen davon, warfen den Funken ins Heu und legten am Abend Feuer an die Kirche.

Der Geist des Aufruhrs ging durch das Land wie in einer rebellischen Zeit, und was nicht dem Feinde verfiel, starb an den Seuchen, verkam in der Hungersnot, verblutete durch Gewalttat. Sorge und Unfriede, vom Bösen genährt, Zweifel, Narretei und Aberglauben trieben die Erbarmungswürdigen dem Untergange entgegen.

Feuerstein berichtete von seinem ehrwürdigen Vorgänger im Amte, der aus dem Schutte der Kirchen die Glocken ausgegraben und im hohen Alter nach jahrzehntelanger Mühsal die Gemeinde und ihre Kirche wieder aufgerichtet habe. Diesen Tag feiere man noch heute. Er stehe in der Chronik vermerkt unter dem 4. August 1678.

Er erzählte, wie die Kirche Zuflucht geboten habe, als die Soldaten Friedrich des Großen die Franzosen verfolgten, und er dankte, daß Gott, wie vor sechs Jahren, auch dieses Frühjahr seine Hand über Leuba gehalten habe.

Die Einleitungen, die der Pfarrer seiner Predigt vorausschickte, wiewohl er sie weit herholte, waren immer das Schönste in den Gottesdiensten, sie gefielen auch Kopp am besten, besonders wenn der Pfarrer aus der Geschichte erzählte, von eignen und fremden Erlebnissen berichtete oder über Hand-

werk und Bauernleben ſprach. Je länger er aber redete, deſto langweiliger wurde es, und ſeine ewigen Ermahnungen, die ja ſchließlich auch ſein mußten, machten den Hunger auf die Suppe rege.

Kopp, der hinter der Stirn ſeine eignen Pläne hatte, immer einige Tage voraus lebte, ſeine Gedanken bald hier- bald dorthin und heute auf die Elſterwieſe ſchweifen ließ, lachte im Innern über den Eifer, mit dem Feuerſtein ſich in den Zorn hineinredete.

Was galt ihm Haß und Feindſchaft! Er war ſtets in der Laune, einem Widerſacher zuerſt die Hand zu reichen, ſelbſt dem Bohn, dem dürren Hehl und dem langen Iba, ſeinen offenkundigen Feinden; ja, wenn es ſein mußte, auch mit dem Pfarrer, der ihm heute ganz gut gefiel, würde er ſeinen Frieden gemacht haben, wenn der alte Weißkopf, der dickköpfige, nur gewollt hätte. Er, Cyriakus Kopp, der es gar nicht nötig hatte, war zuerſt wieder in die Kirche gekommen, alſo war es jetzt an ihm.

Seine Blicke gingen hinunter zu den Frauen. Eliſe Hornung ſaß zwiſchen ihrer Mutter und der jüngeren Schweſter. Sie hatte die ſchönſten Schultern in der ganzen Kirche, ſo ſagte er ſich, höchſtens Pfarrers Antonie, die war noch ein wenig feſter.

In ſeinen Gedanken, Wünſchen und Begierden wurde er durch den Pfarrer geſtört, der ſeine Stimme mächtig erhob: „Wo der Herr nicht das

Haus baut, da arbeiten umſonſt, die daran bauen. Wo der Herr nicht die Stadt behütet, da wachen die Wächter umſonſt! Geliebte in Chriſto," ſagte Feuerſtein, und er nahm einen leiſeren gütigen und eindringlichen Ton an, „wer war es, der in dieſem Jahr unſer Leuba behütete? Haben wir nicht allabendlich die Hände in die Höhe geboten und gerufen: Gott, erbarme dich! Wachten wir in Leuba umſonſt? Fürwahr, wo iſt Gott, wenn er ſich nicht ſichtbarlich verkündet! Er, der auf Flügeln der Morgenröte fährt und das Leben des Sperlings in ſeiner Hand hält, wachte über uns. Geliebte in Chriſto," und es ging ein Lächeln über Feuerſteins Züge, das ſein ernſtes Antlitz verſchönte, „laßt mich reden wie ein Vater zum Kinde redet! Man hat mir geſagt, und ich habe dem Gerücht ungern ein Ohr geliehen, man vergäße in Leuba des Wortes: Gebet Gott, was Gottes iſt! Nicht die Leubaer Wehr, oder wie die paar Männer ſich nennen mögen, die mit wichtigem Tun und lautem Weſen unſre Dorfgaſſen erfüllten, iſt es geweſen, die unſre Heimſtätten hütete, als Tauſende von welſchen Soldaten durch unſer ſchönes Land zogen, nein, wo der Tiſch gegen die Feinde bereitet ſtand, wo Gottes Brot gebrochen wurde, wo die Blicke auf die Kreuzmale Chriſti ſchauten: dort ging Unband und Raub, gefährliches Weſen, Krieg und Kriegsgeſchrei an unſern Häuſern vorüber, wie der Würgengel in Ägypten vorüberging, da

er das Blut des Lammes an den Türpfoſten der Hütten ſah, als ein Zeichen: Hier iſt Jahve! Zeuch deine Schuhe aus, der Ort, wo du ſteheſt, iſt heiliges Land! Darum, Geliebte, laſſet eine Bitte mich ſprechen! Tut ab die Erinnerung an die feindliche Zeit! Tut ab Hoffart und Selbſtbetrug! Tut ab Eitelkeit und Ruhmſucht! Tut ab das Spiel mit Wehr und Waffen — und gebet Gott die Ehre!“

Cyriakus rückte auf ſeinem Platze hin und her, begegnete wohlgemut dem dünnen Lächeln der Bauern, ſah herausfordernd ſich um, tauſchte Worte mit ſeinen Nachbarn und richtete das Auge zornig auf den Pfarrer, und weil er ſeinem Unmute nicht anders Luft machen konnte, erhob er ſich und verließ über die knarrende Lettnertreppe die Kirche.

„Ich weiß nicht, hochwürdiger Herr Pfarrer,“ ſagte der junge Herr von Leuba, der Dragoneroffizier, zu Feuerſtein am Kirchausgang, „ob es die richtige Art war, die Angelegenheit, die Sie eben in der Predigt berührten, in der Kirche zu ſchlichten.“ Dadurch bekam der alte Freiherr Mut und ergänzte: „Ohne der Sache von Amts wegen größeres Gewicht beilegen zu wollen, geſtatte ich mir als Ihr Patron die perſönliche Bemerkung, daß ich über Herrn Kopp und ſeine wackeren Leute ganz andrer Meinung bin. Wir im Schloß ſind Herrn Kopp ſehr dankbar, daß er ſeinerzeit die ſich ranzionierenden Soldaten ausgehoben hat. Mit

pflichtvergeſſenen Leuten vom Schlage des Schulzen Bohn wäre damals nichts anzufangen geweſen.“

Eine Pauſe entſtand. Die Töchter des Freiherrn waren ebenfalls herzugetreten. „Ich gebe zu, daß das Betragen Kopps, der während der Predigt die Kirche verließ, eine ernſte Rüge verdient, allein —“

„Es iſt durchaus zu verſtehen!“ vervollſtändigte der junge Herr, den Feuerſtein vor ein paar Jahren konfirmiert hatte.

Mit Stirnrunzeln hatte Feuerſtein dem Patrone und ſeinem Sohne zugehört. Er hielt die Lippen feſt geſchloſſen. Als das letzte Wort gefallen war, legte Feuerſtein die Rechte an das Stirnband ſeines Sammetbaretts und ging.

Die Predigt des Pfarrers ging durch alle Familien und Sippen wie ein Feuerwind durch ein ſchnittreifes Roggenfeld. Wie ein Fuchs in der Treiberkette, wurde Kopps Name in allen Häuſern, an allen Tiſchrunden hin und her geſtoßen.

*

Der Trompeter der Städteler Muſik auf der Elſterwieſe, der ſein ſchwefelgelbes Geſchmetter über den Häuptern der Tanzenden unermüdlich erſchallen ließ, hatte ſich um ſechs Uhr nachmittags faſt völlig ausgegeben. Er überließ der Klarinette, die Tanzmelodie zu ſpielen, und begnügte ſich damit, das Inſtrument in der Hand, den Takt zu ſchlagen

oder eine schöne Figur, die seiner Lunge besonders gut lag, hier und da in die Holzmusik hineinzuschmettern. Aber auch die Klarinette drang fast nicht mehr durch, sie überschlug sich ein und das andre Mal, denn der Festlärm war zu groß geworden.

Unter der Drehmühle, in deren Hängesitzen die Kinder umhergeschwungen wurden, dröhnte Trommel, Pauke und Schlagzeug. Der Mann an der Moritat schlug mit dem spanischen Rohr klatschend auf seine bluttriefende Leinwand. Die Wachauer tanzten nach einer Handorgel, und die Burschen von Liebertwolkwitz, die Arm in Arm im Kreise standen, sangen unterdessen eintönige, langgezogene Lieder: „Und da war das arme Mädchen, ja Mädchen, ja ganz allein..."

An dem Tisch der Leubaer Wehr erhob sich gegen Abend ein großes Geschrei: Kopp war eingetroffen.

„Jetzt übernehm ich das Regiment," hatte er gerufen, von einem Echo laut begrüßt, sein Glas geschwungen und in einem Zuge geleert.

Er kam vom Schlosse. Am Nachmittag war er mit gewichtiger Miene den Elsberg hinaufgestiegen und hatte vor dem Freiherrn den Finger steil erhoben: „Jetzt ist es Zeit, Herr Baron!" Und der Oberamtmann hatte geantwortet: „Es ist beschlossene Sache, ich übergebe Ihnen das Schulzenamt. Behalten Sie aber die Neuigkeit vorderhand für sich. Ich werde es selbst bekanntmachen."

Drei Stunden hatte er im Schloſſe aushalten müſſen, nun wußte er ſich kaum zu faſſen. Es zerſprengte ihn faſt, noch ſchweigen zu müſſen. „Kerl, es gerät mir aber auch alles!“ ſchrie er im Übermut, lachte und ſtieß ſein Glas hart auf den Tiſch. Die Wehrleute wußten nicht, was er damit ſagen wollte, und der junge Weißenbacher ſagte zum Tag hinein: „Wenn der Menſch Glück hat, ſchwitzt er ſelbſt bei zehn Grad Kälte.“

Kopp, der im Braukeſſel der Meinungen herumrührte, rief über drei Tiſche weg: „Habt ihr's jetzt gehört? Die Leubaer Wehr iſt ein Spiel mit Waffen, und der Pfarrer Feuerſtein hat das Dorf ganz allein geſchützt. Wir wiſſen alſo jetzt, wie's gemacht wird, wenn die Franzoſen wieder kommen.“

„Halt's Maul!“ ſagte Hornung vom Bauerntiſch herüber, auf die Pfarrfamilie deutend.

„Ich ſag, was ich will!“ rief Kopp noch lauter, „ich verſteck mich nicht, vor keinem Herrgott und vor keinem Pfarrer Feuerſtein. Wer nicht für mich iſt, muß gegen mich ſein. Hier iſt die Leubaer Wehr. Schwerenot, Hornung, was tuſt du an dem Bauerntiſch? Auf, holt ihn!“

Und er packte mit ſechs fremden Armen Eliſens Vater, hob ihn aus der ernſten Sippe der Bauern heraus, ſetzte ihn neben ſich, ſtieß ihm das friſch gefüllte Glas an die Zähne, fuhr ihm über die Glatze, und, wie ein Knecht, der die Kuh zum Trinken führt, ſagte er: „Bläß, ſauf, damit du Milch gibſt!“

„Nur langsam, langsam —“ wehrte Hornung ab, „ich trink' schon mein' Teil.“

Da nun Kopp von Tisch zu Tisch ging, lustiger als je, überall einen Taler hinlegte und Gesundheit bot, sagte Iba zu Hornung hinüber: „Die Herrlichkeit währt nicht lang, und das Geld wird auch noch all.“

„So? Jetzt geht's erst an, Iba!“ rief Kopp, der das Wort gehört hatte, „vom langen Hafer mit der Geißel wird kein Gaul fett!“

„Zur Gesundheit, Rechnungsführer!“ sagte Schmied Ziegel zum alten Iba. „Vom Geldausgeben ist noch keiner hundert Jahre alt geworden. Halt' uns nur die Kreuzer zusammen. Wir sind froh, daß wir dich haben.“

Die Bauern stießen mit Iba an, aber Kopp, den sein Geheimnis stach, rief: „Wir wollen sehen, ob er Leuba was genützt hat. Morgen komm' ich revidieren!“

Der älteste Sohn des Schulzen, Jakob Bohn, stand auf, trat an den Tisch des Pfarrers und forderte mit einer linkischen Bewegung Luise, die Jüngste, zum Tanze auf. Luise sah sich fragend und erstaunt im Kreise ihrer Schwestern um und richtete schließlich das Auge auf ihren Vater, und Feuerstein sagte: „Recht, mein Sohn, Luise tanzt gern einmal mit dir.“

Darauf wußte Cyriakus eine gute Antwort. Da die Schloßherrschaften in schönen Kleidern durch

die Reihen gingen und leutſelig die Grüße erwiderten, ſchritt er auf Fräulein Eleonore zu, zog ſeine Jägermütze — und Eleonore hing ſich ſogleich in ſeinen Arm und lief, nach allen Seiten lachend, mit ihm zum Tanzplatz.

Das Feſttreiben war allmählich ein wenig ermattet, der Tag neigte ſich und die erſten Johanniskäferlein glühten in der Luft, warfen ihre roten Schlingfäden über die Häupter der Tanzenden und erloſchen im dunklen Tannengrün.

Auf dem erhöhten Sitz der Muſikanten flackten zwei Öllichter mit großen Flammen. Da tauchte der Trompeter, der ſich gut erholt hatte, im Scheine der Lichter auf, ſchmetterte ein Signal über den Platz und rief: „Obacht! Es wird eine Rede gehalten!“

Die Leubaer Wehr marſchierte auf den Tanzboden, bildete einen Kreis, der die Herrſchaften umſchloß, und während der Platz ſich füllte, erſchien zwiſchen den roten Ölflammen das wohlgeſcheitelte Haupt des Freiherrn.

„Meine lieben Leubaer,“ ſagte er, „ehe ich das Zeichen zum Anzünden der Kirmesfeuer gebe, möchte ich noch dieſes Jahr ein kurzes Wort zu euch reden. Wir leben, meine Lieben, in einer ernſten Zeit, wenn auch gegenwärtig Windſtille iſt, in einer Zeit, die es jedem zur Pflicht macht, den Geiſt der Zuſammengehörigkeit und der Freundſchaft zu pflegen. Zwiſchen meinem Hauſe und euch

beſteht ſeit Jahrhunderten dies Band der Zuſammengehörigkeit, und ich bin ſtolz darauf, den guten alten Namen Leuba zu tragen, ſtolz darauf, daß jeder von euch mit Freuden ſich zu Leuba bekennt. Aber unter euch, meine Lieben, ſcheint der Geiſt der Eintracht nicht in dem Maße zu herrſchen, wie es wünſchbar iſt. Was heute vormittag unſer verehrter Seelſorger über die bäuerliche Eitelkeit ſprach, war mir durchaus aus der Seele geſprochen. Es gibt keine Unterſchiede, weil dieſer oder jener ein paar Pferde mehr im Geſchirr gehen hat, dieſer oder jener einige Hufen mehr beſitzt. In Leuba gibt es keine vornehmen Bauern und geringen Leute, wie ich ſo häufig ſagen höre. Auch ich bin nichts andres als ein Bauersmann, der ſeinen Acker beſtellt. Einen erſten ſchönen Beweis der Zuſammengehörigkeit erblicke ich dagegen in der Bildung der uniformierten Leubaer Wehr, die ich in ihren ſchmucken Röcken hier vollzählig verſammelt ſehe. Ich ſage „Leubaer Wehr“, um dieſen ſchönen Namen nicht untergehen zu laſſen. Es iſt mir ein inneres Bedürfnis, es öffentlich auszudrücken, öffentlich meinen Dank zu bekunden, darzutun, mit großer Genugtuung darzutun, in welch hohem Grade die aufopfernde Tätigkeit der Leubaer Wehr, die Hüterin von Geſetz und Ordnung, die Verteidigerin unſres lieben Dorfes, die Beſchützerin meines Stammſitzes, meinen Beifall gefunden hat. Wir ſtehen heute wieder am Vor-

abend großer, vielleicht schwerer Ereignisse. Wenn die Nachrichten richtig sind, die ich empfangen habe — und es besteht keine Ursache, an der Richtigkeit dieser Nachrichten zu zweifeln — wird unser kleines Leuba die Probe ablegen müssen, ob der Geist der christlichen Liebe, der patriotischen Aufopferung, der soldatischen Zucht den kommenden ernsten Zeiten gewachsen ist. Meinen Dank an Leuba aber bekunde ich dadurch, daß ich den wackeren Führer der Leubaer Wehr, Herrn Cyriakus Kopp, mit der Führung des Schulzenamtes bis auf weiteres betraue. Er hat im vergangenen Frühjahr ein hohes Maß von Kaltblütigkeit, Pflichtbewußtsein, Überlegung und Tatkraft gezeigt, Eigenschaften, die ihn zur Ausübung dieses Amtes besonders befähigt erscheinen lassen. Und nun zum Schluß: alles, was an Mißmut und Ärger, böser Erinnerung, Haß und Feindschaft in uns liegt, mag in den Flammen der Kirmesfeuer aufgehen."

Der junge Herr von Leuba gab das Zeichen zum Anzünden, und während die ersten Funken aus dem Reisig sprangen, erhob sich Kopp aus dem lauten Stimmengeschwirr, das die Rede des Freiherrn hervorgerufen hatte, stieg auf den Musikantensitz, streckte die Arme in die Höhe und gebot Ruhe.

„Wehrmannschaft! Leubaer!" rief er, „der Herr Baron hat gefragt, ob wir mitmachen wollen, wenn's Krieg giebt. Für ganz Leuba sag' ich: ja!

Es gibt Krieg. Und wenn ich ſage, es gibt Krieg, dann gibt's eben Krieg. Ich bin weit in der Welt herumgekommen. Ich hab' in Kaſſel geſchafft und bin in Darmſtadt geweſen, bis hinunter nach Paris. Solang der Napoleon lebt, iſt keine Ruh. Das wiſſen auch die Preußen. Dort heißt's: Wehrmannſchaft ausgebildet! Vom Morgen bis zum Abend, jawohl! Uns wird auch nichts andres übrig bleiben. Wir müſſen auch mit. Aber, wer gut leubiſch iſt, der geht nicht mit dem Franzos, mit dem Kaiſer Napoleon, der macht's wie ich, und ich ſag': Erſt muß der Franzos aus dem Land raus. Ich bin ein Patriot, das heißt: erſt kommt Deutſchland. Allein geht das freilich nicht, eben, jeder muß helfen. Nicht gelacht, Herr Baron!" rief er mit einem Blick auf den Freiherrn, „nicht gelacht und nichts für ungut. Einmal muß ich's auch dem Herrn Baron ſagen: es gefällt mir gar nicht, daß der Herr Baron von den Preußen nichts wiſſen will. Sachſen und Preußen und Schwaben iſt all eins. Die Preußen ſind gute Patrioten. In Preußen iſt jeder ein Militär, in ganz Preußen heißt's: Linke Schulter — vor! Feuer! Es geht gar viel in der Welt vor, was kein Menſch weiß, aber ich weiß es. Ohne die Preußen können wir nichts machen. Die haben Pulver und Gewehre und Monturen ſo gut wie der Kaiſer Napoleon."

„Wir ſind hier in Sachſen!" rief Iba.

„Halt's Maul, Iba! Davon verſtehſt du nichts. Nicht gelacht, Herr Baron, nichts für ungut! Wenn's mich den Hals koſtet, ich ſag's: deutſch, das iſt die Hauptſache. Hier heißt's nicht Sachſen und Preußen. Hier heißt's Deutſche und Franzoſen. Alſo! Deswegen bin ich doch gut leubiſch und trink doch gern das Leipziger Bier, und weil ich gut leubiſch bin, fordere ich euch auf, ein Vivat zu rufen auf den Herrn Baron. Unſer lieber Baron — vivat hoch! hoch! hoch!"

Die Wehrmannſchaft war nicht mehr ganz vollzählig, die Bauern gingen ernſt auseinander. Das Vivat wollte nicht klingen. Das junge Volk verlief ſich nach dem Funkenregen des Kirmesfeuers, deſſen Flammen wie Geiſter zum Himmel aufſtoben.

Als Kopp an ſeinen Tiſch kam, traf er dort nur den Nachbar Hornung, der in den Tiſch ſtierte. Das Zelt war leer. Wo die Bauern geſeſſen hatten, ſtand ſchales Bier in den Gläſern.

„Aus dir wird noch viel," ſagte Hornung aufſtehend.

„Hornung, wenn ich auf der Schule geweſen wär', da draußen in Jena oder in Leipzig, da ſäß' ich nicht hier und macht' euch den Luderhund und Schulzen, da hätt' ich meinen Säbel, und wo's marſchiert, Kerl, da wär' ich, und König und Kaiſer —"

„Horch!" unterbrach ihn der Bauer, „das war ein böſer, ein gar böſer Streich von dem Mann

da oben, der die drei schönen Töchter hat — das hätt' er dem Bohn nicht antun dürfen. Gute Nacht!"

Er war nicht zu halten.

Wo Kopp hintrat, entwich man ihm. Elise Hornung war nicht zu finden, die Familie des Freiherrn war verschwunden, und die Wehr hatte sich über den weiten Festplatz zerstreut.

Bitter und ratlos ging er in die Wiese hinein, schaute auf den Wald, der dunkel in der Ferne stand, auf den über dem Festplatz geröteten Himmel, auf die schwingenden Vorhänge der Drehmühle und ging schließlich mit einem leeren Gefühl in der Brust auf Umwegen heim. —

Am Tage, nachdem Johannes Bohn sein Amt übergeben hatte samt allen Büchern und Akten, kam der Bauer Hehl vorüber, als Kopp gerade sein Pferd striegelte.

„Wenn ich so reich wäre wie du und der Schulze von Leuba, steckte ich die Arbeit auf!" rief Hehl, und Cyriakus entgegnete schlagfertig: „Du bist eben ein armer Teufel, Hehl; dich hat unser Herrgott in der Armut gelassen, damit du überhaupt das Arbeiten lernst."

Das hatte den wohlhabenden Hehl gebissen, und da er sich mit einer Brennessel nicht ungestraft übers Gesicht fahren ließ, erwiderte er, obwohl er sein Haus an der Hauptstraße gut bestellt hatte: „So geht's uns armem Bettelvolk in der Struth.

Uns wird noch schließlich die Gemeinde ernähren müssen. Hoffentlich haben deine Kinder das Arbeiten von dir gelernt, Kopp. Ich hör', sie sind am Verhungern."

Da richtete sich Kopp langsam auf und sah, daß der Bauer sein wahres Gesicht zeigte.

Am Abend erschien der Schulmeister im Haus zum Stein und gab einen Brief des Pfarrers ab, durch das „dem derzeitigen Schulzen von Leuba" mitgeteilt wurde, daß „in Anbetrachtung der in der Lebensführung des Vaters und Familienoberhauptes zum Ausdruck gelangenden vermöglichen Verumständigungen die Kirchenkasse und Gemeindepflege nach hierüber stattgehabten Beratungen in die Konklusion gewilligt habe, hinfüro weder materielle Naturalleistungen noch Geldbeträge für die bis anhin bedürftige Familie des p. Kopp abzuführen" gewillt sei.

Am Schlusse des Briefes, den Cyriakus nur langsam in sich aufnahm, stand die Fußnote, daß das Schreiben „zwiefach ausgefertiget zu Handen des hochgeborenen Herrn Patron und Oberamtmann zur Einsicht und geneigten Bestätigung überführet" sei.

Kopp ging nicht lange mit sich zu Rate. Man hatte es darauf abgesehen, ihm den Weg zum Herrenhaus zu sperren. Es stand alles auf dem Spiel. „Wilddieberei!" sagte er knirschend und machte sich sofort auf den Weg nach der Struth.

Den Baron durfte er nicht verlieren. Das Herrenhaus gab ihm Atem und Ansehen.

„Heut' abend ziehen wir um," sagte er eintretend zu dem Weibe, „hinunter ins Steinhaus, zu mir."

„Guten Abend, Kopp," sagte sein Weib bescheiden, als wäre er für ein Stündlein im Dorf gewesen. „Hast du schon gegessen? Fräulein Antonia aus dem Pfarrhaus hat mir eine Suppe heraufgeschickt, der Pfarrer dürft's ja nicht wissen, aber sie ist halt ein gutes Mädchen."

„So?" lachte Kopp aufgeräumt, weil er auf keinen Widerspruch stieß, „die Antonia hat immer ein Aug' auf mich gehabt. Aber die Supp' essen wir nicht, bei mir im Steinhaus unten gibt's Rehbraten, die Kartoffeln sind auch schon in der Pfann'!"

Sein Bübchen lag mit fiebernden Augen im Bett. Er hob das Kind, dessen Köpfchen wie auf einem schwanken Stiele saß, aus dem Bett und polterte: „Schwere Not, was hast du mit dem Bub gemacht, an dem ist ja kein Lot Fleisch."

Das Weib, das die beiden zitternden Mädchen in einem flachen Holzkübel sitzen hatte und wusch, sah ihn erst wortlos ein Weilchen an und sagte bittend: „Sei mit dem Jüngchen nicht schroh! Ich hab' ihm das Essen nicht weggegessen."

„Laß die Heulerei!" schrie er, da sie die Schürze vor die Augen nahm, drohte den Kindern, die ebenfalls zu weinen begannen: „Ruh, sag ich!"

wickelte den Jungen in eine Decke und trug ihn aus dem Haus. Seine Frau, die später mit den notdürftig gekleideten Mädchen nachkam, trug die halbe Nacht Bettladen und Bettstücke, während er schon längst auf seinem Lager schnarchte.

Am folgenden Tag ging Kopp zum Herrenhaus hinauf, innerlich bang und unruhig, ob die Stirn des Freiherrn noch klar sei. Vor dem Gartenhaus stand der Oberamtmann im Reitanzug, hielt einen großen Brief in der Hand, instruierte den Gärtner und beachtete Kopp gar nicht, der mit der Mütze in der Hand unterwürfig und unsicher lächelnd herankam. In einiger Entfernung machte Cyriakus achtungsvoll Halt und wartete. Nachdem der Schloßherr ausgeredet hatte, ging er auf Kopp zu und sagte: „Mein lieber Kopp, ich wußte gar nicht, daß Sie verheiratet sind. Sie haben wenigstens niemals davon ein Wort verlauten lassen, und nun schreibt mir Pfarrer Feuerstein, Sie vernachlässigten Ihre Familie. Ihr Söhnchen wäre krank und dergleichen mehr. Offengestanden, ich verstehe das nicht."

„Was der Pfarrer schreibt," erwiderte Kopp, „ist Wort für Wort wahr, Herr Baron. Ich bin in den letzten Wochen ein schlechter Familienvater gewesen, aber das ist jetzt vorbei. Wie ich für die Wehr zu sorgen hatte, Tag für Tag, und fürs ganze Dorf, hab' ich eben nicht viel an unsereins denken können. Dann habe ich das neue Haus gekauft,

und es ging lang, bis es so eingerichtet war, daß die Familie eine ordentliche Unterkunft hatte."

„Wohnt Ihre Familie jetzt dort?" fragte der Freiherr.

„Ei freilich, schon lang, Herr Baron," entgegnete Kopp lachend. „Die Frau hat in das feine Haus eben gar nicht hinein wollen. Sie hängt gar sehr am Alten. Sie ist eben eine einfache Person. Aber tüchtig, Herr Baron, alles, was wahr ist."

„Aha," überlegte der Freiherr, „Ihre Frau hat sich an die veränderten, neuartigen und besseren Lebensumstände nicht gleich gewöhnen können?"

„So ist's," gestand Kopp treuherzig. „Leicht ist es mir freilich auch nicht geworden, die Kinder nur alle paar Tage einmal zu sehen — und die Kinder hängen gar sehr an mir — ich hab' Tag und Nacht mir Vorwürfe gemacht, aber der Dienst war in der bösen Zeit gar streng. Bis in die Nacht haben wir Wacht gehalten."

„Das habe ich mir im stillen gedacht," beruhigte ihn der Oberamtmann, „und die Dinge in diesem Sinne gedeutet."

„Niemand kann zween Herren dienen, Herr Baron, entweder lebt der Mensch für sich und schafft für die Familie, oder er schafft fürs Regiment. Auf Dankbarkeit leg' ich keinen Wert; bei den geizigen Bauern da unten, die jedes Stück Brot noch einmal anbeißen, eh' sie's dem Hund geben, mal gar nicht. Die Menschen sind halt so, und der Bauer

ist ein harter Nachbarsmann. Da kann eben keiner nicht vergessen, daß ich ein armer Teufel war."

„Sehr richtig," sagte der Freiherr.

„Lieber Gott, wie säh' es gar im Pfarrgut aus, wenn ich im Dorf nicht Ordnung geschafft hätte. Und was ich an Geld und Gut geopfert hab', davon kein Wort."

„Mein lieber Kopp," sagte der Baron, „ich sehe, daß ich mich in Ihnen nicht getäuscht habe. Ich freue mich, einen Schulzen zu haben, der sein Leben nach höheren Gesichtspunkten regelt. Ehe Sie kamen, habe ich diesen Brief an den Herrn Pfarrer Feuerstein geschrieben. Er enthält Ihre Rechtfertigung. Tragen Sie ihn selbst hinunter."

Kopp hatte Tränen in den Augen. Als er gehen wollte, rief ihn der Baron noch einmal zurück. „Apropos, bringen Sie uns doch einmal Ihre liebe Frau herauf!"

„Gehorsamster Diener, Herr Baron," erwiderte er und wischte sich die Augen.

Seitdem Kopp das Schulzenamt übernommen hatte, gab die Sonne einen falben Schein. Die Bauern gingen fast feindselig an ihm vorüber, und die Freundschaft der geringen Leute erwies sich als eine schlechte Leimfarbe, die der erste Regen an der Wetterseite herunterwäscht.

Man wollte zwar nicht gleich in das Wasser speien, aus dem man selbst geschöpft hatte und noch gelegentlich schöpfte, als aber Kopp seinen

Brunnen zudeckte und die Leubaer merken ließ, daß ein Bauer doch nur ein Bauer iſt, auch wenn er am Sonntag ein Sacktuch im Rocke trägt, als er den Lattenzaun bei ſeinem Hauſe ſtädtiſch herrichten ließ und von Leipzig einen neuen Jagdanzug, einen Jägerhut und Herrenſtiefel mitbrachte, wie man ähnliches nur an den Schloßherren gewöhnt war, da pfiff es an allen Ecken, wenn er durchs Dorf ging. Mit lauter Bewunderung, die jedes neue Stück bei ihm feſtſtellte, heimlicher Spottſucht und offener Stichelei begrüßten ihn auch diejenigen, die es noch äußerlich mit ihm hielten. Selbſt ehemalige Wehrleute, nicht alle zwar, aber die große Mehrzahl, warfen Scherben hinter ihm her. So ſtark und tapfer wie der Kopp ſei jeder geweſen, ſeinen Mut kenne man genau, und wie er beim Überfall im Herrenhaus Angſt gehabt habe, das könnten am beſten die Weißenbacher erzählen. Das war ein Labſal für die Ohren der Bauern.

Man glaubte noch viel Schlimmeres, und es wurde auch noch Schlimmeres von ihm erzählt.

*

Obwohl die freiherrliche Familie regelmäßig den Gottesdienſt beſuchte, zwiſchen dem Pfarrhaus und dem Schloſſe lag das Haus zum Stein.

Dieſe Grenzlinie überſchritt von nun an Pfarrer Feuerſtein nicht mehr.

Die Frage, ob er sich in der Beurteilung Kopps nicht vielleicht doch getäuscht haben könnte, die der Freiherr in seinem Briefe in einem überlegenen Tone aufwarf, erschien ihm so ärgerlich und widersinnig und für seine Menschenkenntnis verletzend, daß er das Schreiben des Patrons respektlos zerriß. Aber damit war das Rätsel, das ihm Cyriakus Kopp aufgab, keineswegs gelöst. Wie konnten die Schloßherrschaften sich so betören lassen? Sahen sie die großen menschlichen Mängel ihres Schützlings nicht? Ja, der Baron merkte gar nicht, wie empörend es für Feuerstein sein mußte, die Verschonung Leubas als das alleinige Verdienst Kopps gepriesen und so auffällig belohnt zu sehen.

Der Oberamtmann bezeichnete ihn als einen Menschen, um dessen verlorene Jugend es schade sei, der, in besseren Lebensumständen aufgewachsen, in unsrer bewegten Zeit berufen wäre, eine hervorragende Rolle zu spielen. Und diesen Brief ließ er obendrein durch Kopp überbringen, der zu Antonia sagte: „Ich weiß nicht, was drin steht. Aber so denkt der Herr Baron über mich.“

Auch die Töchter Feuersteins, auf welche die Schloßherrin das treffende Wort geprägt hatte, sie seien ländliche Sphinxnaturen und zeigten, wie eine schöne geläuterte Menschenseele aus einem bäuerlichen Körper sich herauswände, machten nun seltener ihre Ja- und Neinbesuche im Schlosse, die für beide Teile meist sehr heiter verliefen. Da die

Töchter des Pfarr- und des Herrenhauſes, Kinder eines verſchiedenen Wachstums, auch ſeeliſch getrennte Naturen waren und nicht im entfernteſten ſich die Mühe nahmen, ſich kennen zu lernen, ſo blickten, redeten und lächelten ſie ſtets aneinander vorüber, und die Schloßdamen mokierten ſich hinter ihrem Fächer weidlich über die leicht rot und verlegen daſitzenden Pfarrtöchter, hielten ſich für klüger, erfahrener, gebildeter und bemerkten nicht, wie es den ländlichen Geſchöpfen Feuerſteins, die in Wirklichkeit viel gewecktere und tiefere Naturen als die Baroneſſen waren, ſchwer wurde, ihren in der Luft des Herrenhauſes aufquellenden Mutwillen zu bändigen, der nach ſolchen geſpreizten Beſuchen in übermütigem Gelächter das Pfarrhaus erfüllte.

Ende Auguſt fragte Cyriakus Kopp, ob es dem Herrn Baron genehm wäre, wenn er nun einmal ſeine Frau brächte, und erhielt die Aufforderung, am nächſten Sonntag zu erſcheinen.

Es war nach der Kirche.

„Gehen wir ſchnell hinauf," ſagte Antonia gedehnt zu den Schweſtern, „und ſchauen, ob die „Schmacht" ſchon die Korkzieher gedreht hat."

Die „Schmacht" war die Baronin. Sie führte dieſen Namen im Pfarrhaus wegen ihrer Leidensmiene, ihres Augenaufſchlags und ihres gefühlvollen Weſens.

Johanna, die Übermütige, ſagte: „Stoß mich aber nicht an. Das letzte Mal iſt mir, weil ich das

Lachen hinuntergeschluckt habe, mein Kleid an der Seite geplatzt."

Im Blauen Zimmer des Herrenhauses saß bereits Besuch, als der Diener die Tür öffnete: Frau von Aglastein und Cyriakus Kopp, welcher das Wort führte. Die drei schlanken Töchter der Baronin standen mit auf dem Rücken verschränkten Armen hinter der Mutter und verneigten sich, dünn lächelnd, als die Pfarrerstöchter etwas unbeholfen hereintraten und der Baronin und dem Hausherrn die Hand reichten.

Zwischen der Frau von Aglastein und der „Schmacht" saß eine Frau mit einem hohen hellgrünen Hut, wie man sie jetzt in Leipzig trug, und einem dichten rötlichen Schleier, der ihr Gesicht unkenntlich machte. Die Baronin, die statt einer Vorstellung nur die Worte: „Nun, Sie kennen ja einander", mit einer Handbewegung, die beiden Teilen galt, gesprochen hatte, wandte sich an Frau von Aglastein und sagte, als Kopp innehielt: „Ist es nicht wie in einem großen Drama, liebe Wanda? Hört sich der Überfall nicht an wie ein Akt aus Schillers „Räubern"?"

„Grausig," sagte Wanda von Aglastein, mit wehverstelltem Blick, „übrigens gibt Herr Cyriakus eine treffende Vorstellung von der Gestalt Schweizers. Für Karl Moor ist er bei aller imponierenden Kraft nicht mehr ganz jung genug."

Kopp ſagte breit lachend: „Fräulein Lenore ſagt halt immer, ich wär' der Spiegelberg.“

Darüber gerieten alle Damen in ein helles Lachen, auch die Pfarrerstöchter biſſen ſich auf die Lippen, und Frida, die jüngſte und eckigſte der freiherrlichen Töchter, frug Johanna boshaft: „Wißt ihr, wo der Spiegelberg liegt?“

„In Leuba könnte er liegen,“ erwiderte Johanna mit ihrer tiefen Stimme ſeelenruhig. „Wir könnten ja den Elsberg jetzt ſo taufen.“

Frida ſchüttelte ſich vor Lachen und erklärte: „Gott, daß du das nicht einmal weißt, liebe Johanna. Das iſt doch eine Figur aus Schillers Räubern.“

Wanda von Aglaſtein hob ihre Stielbrille an die Augen und fixierte die Pfarrerstöchter, und die Baronin ſagte, ihrer Tochter wehrend: „Das war eine ſcharfe Anmerkung, Johanna!“

Antonia war aus der verſchleierten Frau, die in einem ſtädtiſchen Kleide, das nicht auf ihrem Leibe gewachſen ſchien, bewegungslos daſaß, nicht klug geworden und überlegte, in welchem verwandtſchaftlichen Verhältniſſe die merkwürdige Perſon mit der Familie von Leuba ſtehen könne. Schließlich glaubte ſie eine ehemalige Gouvernante der Baroneſſen wiederzuerkennen und deutete auch ſo die beluſtigenden Blicke, welche man auf das verkleidete Häuflein Unglück warf. In einer Pauſe des Lächelns und Redens hörte man plötzlich ein Schluchzen, und als man aufblickte, gewahrte man,

wie die verſchleierte Frau ihren Schleier nahm und ſich damit Augen und Naſe abwiſchte.

„No, no,“ ſagte Kopp, zog ſein rotes Taſchentuch hervor, ging auf die Verſchleierte zu und bat um Entſchuldigung: „Die Frau hat ihr Sacktuch vergeſſen. Da, Kathrin, ſchneuz dich in meins.“

„Kathrinchen, biſt du's?“ frug Antonia, erbleichend auf die unglückliche Frau zugehend. „Was hat man denn aus dir gemacht?“

Damit knüpfte ſie Kopps Weib den undurchſichtigen Schleier los, wiſchte ihr die rotverweinten Augen aus und nahm ihren Kopf an die Bruſt.

„Ich will heim,“ bat Katharine Kopp. „Mein Jüngchen iſt krank, und ich weiß nicht, was aus ihm wird. Fräulein Antonia, ich bin nicht nichtsnutzig. Der Mann hat's eben haben wollen. Denken Sie nicht ſchlecht von mir.“

„Nichts für ungut,“ ſagte Kopp, peinlich ſich windend, „die Frau iſt eine tüchtige Frau, aber ſie iſt halt ſchwach und hat eben leicht das Waſſer in den Augen.“

Allein der Beſuch war geſtört.

Als Antonia Kopps Frau heimbrachte, war dieſe nicht dazu zu bewegen, den Elsberg hinabzugehen. Die Bauern ſtanden überall in den Türen. Sie warteten ſicherlich auf Kopp; ſie wollten ſeine verſchleierte Frau, deren Aufzug ſie vorher wahrgenommen hatten, Spießruten laufen laſſen, beſannen ſich jedoch, da ſie Fräulein Antonia erblickten.

*

Cyriakus mußte es erfahren, daß nichts vergänglicher iſt als ein unverdienter Ruhm; und der Pfarrer ſagte zu ſeinen Töchtern: „Der Lächerliche wird ſchneller einſam als ein Schuldiger.“ Schuldig fühlte Cyriakus ſich nie, aber er hatte aus andrer Urſache peinigende Stunden. Mit Unruhe hatte er der erſten Sitzung mit den Dorfälteſten entgegengeſehen. Als nun Johannes Bohn, Iba, Ziegel, Hehl und Demuth eines Tags bei ihm eintraten, kaum grüßten und, ohne ein Wort zu ſagen, daſaßen, ſprach er vom Wetter, von Napoleon, von allem Möglichen, fand aber keinen rechten Anfang.

„Die Holzklafter für die Schule,“ ſagte Iba, „ſtellt jetzt der Gemeindewald. So hat's der Baron beſtimmt. Nun fragt ſich, wo das Holz geſchlagen werden ſoll, wer es ſchlägt und wer es fährt!“

Da zeigte ſich, daß Kopp weder ein noch aus wußte, und die Bauern machten es ſchließlich unter ſich aus. Halb lachend gingen ſie fort und ließen den neuen Schulzen mit einem ſchwülen Kopf allein.

Seine Unſicherheit wuchs noch, als er zum erſtenmal die Feder führen mußte. Mehrmals in der Woche ſtieg er zum Schulmeiſter hinauf, der ihm gerne behilflich war. Als ihn Hornung eines Tags betraf, wie er nach einer Vorſchrift Lebrecht Kinds die großen Buchſtaben auf weißes Papier malte, ſagte er: „Nachbar, ich fang wieder von

vorn an, meine Finger sind eben ans Gewehr gewöhnt."

„Vom Schustern sind sie eben auch nicht gelenkiger geworden," meinte Hornung.

„Es geht schon," beruhigte sich Kopp, „der Schulmeister sagte mir, Karl der Große hätt's noch im hohen Alter versucht."

Cyriakus, der in der Wirtschaft abends fast ganz allein saß, bot alles auf, durch Gefälligkeit die Leubaer zu gewinnen. Auf einen freundlichen Gruß antwortete er mit Brüderlichkeit, auf jeden seichten Spaß setzte er sein breitestes Lachen, erzählte selbst Anekdoten, ließ sich nichts merken, wenn man seine Freigebigkeit ausschlug, zuckte auch nicht, wenn man ihm über den Mund fuhr oder ihn gar zum besten hielt.

Eines Abends hatte Iba still dabeigesessen und als er aufstand zu Kopp gesagt: „Weißt du, Mann, wie du mir vorkommst? Gib Obacht! Als ich ein junger Bursch war, ist einmal ein Fahrender mit einer Drehmühle in Leuba gewesen. Der hat hier in der Wirtschaft das große Wort geführt und uns zum Narren halten wollen. Wie nun der Sonntag kam, stand die Drehmühle leer, weil wir Leubaer den Kindern keinen Fahrpfennig gegeben hatten. Den ganzen lieben Sonntag hat er auf seiner Drehmühle gestanden und gerufen: „Aufsteigen, Herrschaften, aufsteigen! Platz nehmen, Platz nehmen!" Wie nun kein Mensch kam, hat er die

Drehmühle leer laufen laſſen. Schließlich aber iſt er's müd geweſen und iſt zornig geworden, hat ſeinen Hellerſack geholt, tief hineingelangt, fauſtweiſe die Heller unter die Kinder geworfen und geſchrien: „Wenn eure Eltern kein Geld haben, ich habe es. Da! Nehmt! Fahrt, Kinder!“ Das Weib von dem wüſten Kerl hat daneben geſtanden und die Hände gerungen, jawohl. Und was aus ihm geworden iſt, das will ich dir jetzt nicht ſagen, Cyriakus Kopp. Gute Nacht!“

Cyriakus lachte ſchallend, trank aus und zahlte. Als er über den Lindenplatz ging, trat Iba aus dem Dunkel auf ihn zu: „Ich hab' auf dich gewartet,“ ſagte er, „hör', Kopp! Du ſollſt nicht denken, daß in Leuba keiner wär', der ein ehrliches Wort mit dir ſprechen könnte. Hör' mich an! Noch iſt es Zeit. Mach dich nicht zum Geſpött! Was der Baron mit dir vorhat, das mag der Baron mit ſich ausmachen. Gut war's nicht von ihm, daß er dich zum Schulzen gemacht hat. Geh morgen zu ihm hinauf und ſag' ihm, daß du dich anders beſonnen hätteſt. Und noch eins: Kauf dir Land, eh' dein Geld fertig iſt, kauf ein paar Stück Vieh! Die Katharine iſt eine ſparſame Hausfrau. Dann wird ſchon noch etwas aus dir werden. Wenn du einen guten Rat brauchſt, du weißt, wo ich wohn'. Gute Nacht!“

Kopp antwortete ihm nichts. Er ging langſam nach ſeinem Hauſe; es war ihm, als müſſe ihm das Heulen ankommen, aber er bezwang ſich.

Von diesem Tage an war es mit der Freundlichkeit und Freundschaft vorbei. Der Trotz setzte sich in ihm fest. Er biß die Zähne aufeinander und ballte die Fäuste.

Als der Sohn Bohns mit andern Burschen am Wald ein Feuer angezündet hatte, so daß vier Bäume, die dem Oberamtmann gehörten, in Flammen aufgingen, strafte er jeden der Schuldigen mit fünf Talern, dem höchsten Strafmaß, das er verhängen durfte, und ließ sich vom Baron, der milder gesinnt war, nichts abmarkten. Selbst Hornung, der für den Sohn seines Schwagers ein gutes Wort einlegte, wurde abgewiesen.

*

Im Oktober starb sein Büblein.

Man unterschied in Leuba eine „laute Leiche" und eine „stille Leiche". Kopp rüstete ein großes Leichenbegängnis, bestellte eine laute Leiche und bezahlte den Gesang der Schulkinder reichlich. Durch den Schulmeister ließ er die Herrschaften bitten. Er selbst suchte die Wehrleute auf, ritt nach Lauschwitz und Weißenbach und versprach einen kräftigen Leichenschmaus, so daß die Beerdigung des Knäbleins ein Stück seiner Herrlichkeit aufleben ließ.

Frühzeitige Schneestürme schnoberten schon Ende November durchs Land, im Dezember setzten eisige Nachtfröste ein, so daß die Bauern noch enger

zuſammenrückten und Kopp noch mehr vereinſamte.

Von keinem Bauersmann wurde er zum Schlachtkohl eingeladen, zu jenen bäuerlichen Gewalteſſen, auf denen rundum jeder, nach dem Sprichwort: „Kraut füllt dem Bauer die Haut“, ſeinen Speck auf andrer Koſten pflegte und auf Vorrat häufte, um im Sommer jeder Anſtrengung des Leibes gewachſen zu ſein. Früher hatte Cyriakus bei den fröhlichen Schlachtfeſten ſeine Wurſt aus dem Siedekeſſel geangelt, weil er den Luſtigmacher ſpielte. Das war jetzt vorbei, und es ging auch nicht mehr. Er war es ſeinem Amte ſchuldig, ſelbſt einzuſchlachten, tat es auch und lud dieſen und jenen ſeiner Wehrleute ein, aber es kam keiner. Das Weib des Mittelmüllers Gebhardt ſandte ihm zwar eines Morgens einen Teller Quellfleiſch und ließ ihm ſagen, er ſolle es ſich gut ſchmecken laſſen; allein er wußte, daß es ohne Wiſſen des Mittelmüllers geſchah, und die Aufforderung des Schmiedes, doch ein Stündchen auf den Abend zu kommen, war nicht ernſt gemeint.

Die Schloßherrſchaften lebten im Winter eingezogen. Im Sommer konnte man ſich im Parke nützlich machen, jetzt im Winter gab es ein paar Jagdtage, das war alles. Zudem hieß es, der Baron ginge auf Wochen nach Leipzig.

Cyriakus ſtöberte mit heißem Schädel in ſeinem Hauſe umher, trank und rauchte, ärgerte ſich über

jede Kleinigkeit und ſchalt Weib und Kinder. Er ſuchte nach einem Gedanken, durch welche Großtat er die Bauern gewinnen könne, lag nachts ſchlaflos, war ſchläfrig am Tage, aber er kam zu keinem Ende. Schließlich trieb ihn die Unruhe fort. Er reiſte ab, um nachzuſehen, „was in der Welt vorging“, und traf erſt kurz vor Weihnachten im Dorfe wieder ein.

Als er am Tag nach ſeiner Heimkehr einen Gang durchs Dorf machte, ſah er, daß Hornung ſchlachtete.

„Du haſt noch gefehlt!“ rief ihm der Nachbar zu, und da Cyriakus aus der Stimme des Bauern einen freundlicheren Ton heraushörte, quoll es in ihm auf wie Dankbarkeit: es war alſo doch noch einer da, der etwas von ihm wiſſen wollte.

„Freund, wenn du mich brauchen kannſt, Zeit hab' ich genug,“ ſagte Kopp.

„Auf einen Schlachtkohl darfſt du dich freilich nicht ſpitzen,“ antwortete Hornung, „ſo ſind bei uns die Zeiten nicht.“

Da warf Cyriakus den Rock aus, die Bäuerin band ihm eine Sackſchürze um, und nach einer Viertelſtunde ſtand Kopp am Hackklotz und häckelte den Speck. Das war wieder einmal Leben: Arbeit und Luſtigkeit, Weiber und Jungburſchen! Jetzt wurde geſchlagen und geſtochen, gehoben und gewogen, der Keſſel dampfte, und die Luft war voll Gewürz und Schwalch.

Vom Hof ging es in die Küche, von der Küche in die Speckkammer, hinauf in den Rauchfang; zwiſchen Wohnſtube und Stall lachte ihm die Bäuerin übermütig zu, und die Töchter halfen ihm die ſchwerſten Arden in den Oberſtock tragen. Als Eliſe den Kühen das Futter holte, ſchlupfte auch er in den Durchlaß, klomm von der Tenne aus die glatte Leiter empor und warf das Heu herunter.

Am Abend trug Hornungs Weib eine große Schüſſel Kartoffeln in die Stube und legte letztjährige Wurſt auf den Tiſch. „Nachbar, lang zu," ſagte die Bäuerin, „du haſt's verdient."

Und es wurde nicht lang gefackelt.

„Die Grundbeeren kann der Kopp ſich ſelbſt ſchälen," ſagte Hornung, als Eliſe Anſtalten dazu machte.

Man aß ſchweigend. Es gab friſche Bratwurſt und ein Stück friſche Leberwurſt.

Nach dem Eſſen gingen die Weiber, die Frau und die Töchter, zum Melken in den Stall, und Hornung ſtellte eine große Flaſche echten Kornbranntweins und zwei Gläschen auf den Tiſch. Die Burſchen, die geholfen hatten, wiſchten nach dem erſten Glas den Bart ab, boten die Zeit und nahmen die Türklinke in die Hand. Hornung und Kopp blieben ſitzen. Kopp ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, rückte hin und her, fühlte die trauliche Wärme, lobte die Freundſchaft und ſagte ein

über das andere Mal: „Es ist doch schön auf der Welt!“

Sie saßen enge zusammen, rauchten aus demselben Tabaksbeutel, klangen mit den Gläschen aneinander, krächzten bei jedem Schluck den Hochgenuß heraus, tauschten, als wäre alles beim alten, Erinnerungen aus und lachten gutmütig sich zu.

Sie spürten die Schnapsgeister bald, jedoch auf verschiedene Weise. Während das Gutlicht langsam herunterbrannte, sank Hornung immer mehr in sich zusammen, streckte die Beine von sich, schob immer tiefer die Kappe in die Stirn hinein und machte Augen, als kämpfe er mit dem Einschlafen, in Wirklichkeit aber beobachtete er Cyriakus von der Seite, denn er wußte noch nicht recht, wie er das, was in ihm vorging, bewerkstelligen sollte. Seit dem Sommer hatte er auf einen günstigen Augenblick gehofft, aber sein Vorhaben immer wieder hinausschieben müssen.

Kopp saß, die Röte auf Stirn und Nacken, steil am Tisch, stopfte die Pfeifen, zwickte das Licht ab, das am Verlöschen war, paffte, bis man den Rauch greifen konnte, spielte seit langem wieder König und Herrgott und schenkte ein, bis die große Flasche leer war.

„Das Blatt hat sich gewendet,“ sagte er, „dem Napoleon ist der Schuß neben hinaus gegangen. So geht's, Hornung, wenn der Mensch immer der Oberste sein will. Der Baron hat einmal zu mir

gesagt: Es geht im Leben immer auf und ab. Ein Stück vorwärts, ein Stück retour. Dabei kommt der Mensch doch vorwärts. Die Hauptsache ist, daß der Schritt vorwärts größer ist als der Schritt retour. Das ist ein wahres Wort, Hornung. Wenn die Leubaer von mir nichts wissen wollen, siehst du, Freund, das ist eben ein Schritt retour. Das ist ganz in der Ordnung. Der Napoleon hat immer vorwärts gewollt. Das ist sein Unglück, der Mensch kann nicht immer der Oberste sein."

„Jaja," sagte Hornung, „dafür wird schon gesorgt, der Herrgott hat noch keinen Baum in den Himmel wachsen lassen."

Als Kopps Zunge dick geworden war, kam er auf die Jagd zu sprechen und erzählte, daß er diesen Sommer beim Ausweiden eines Rehbocks einen merkwürdigen Fall erlebt habe.

„Hornung, wie erklärst du das?" fragte er, „ich hab' den Bock mitten aufs Blatt geschossen, aber die Kugel ist im Zickzack durch den ganzen Körper hindurchgegangen und am Bauch wieder herausgekommen."

Hornung, der auch etwas von der Jägerei verstehen wollte, machte erst eine bedenkliche Miene, dann stellte er sich klug und riet auf alles Mögliche, was daran schuld sein könne: Kopp schösse mit zu wenig Pulver oder vielleicht mit zu viel, oder die Kugel sei unterwegs aus der Richtung gekommen, oder vielleicht habe er beim Abziehen mit der

Mündung gewackelt, oder der Gewehrlauf sei vielleicht nicht mehr ganz grad und dergleichen mehr.

Es war fast zehn Uhr geworden, als Kopp sich schwankend erhob: „Hornung, ein Schütz und Jagermann bist du nicht. Du mußt halt noch viel Zielwasser trinken, die Augen offen halten und ein Schießgewehr ausstudieren, bis du Bescheid weißt. Ich will dir's sagen: die Kugel, die den Schwänzelweg durch das Rehböckchen gemacht hat, war hohl gegossen, hohl. Der Freiherr von Leuba, der ausstudiert hat, ist ganz meiner Meinung. Er hat mich für die Erklärung gelobt und gesagt: Kopp, Ihr werdet ein Meisterschütz! Siehst du, Hornung, wenn der Mensch nichts im Kopf hat, geht er halt irr. So geht's mit der Gewehrkugel halt auch. — Weißt du — üpp — was das heißt, ein Meisterschütz, Hornung?" fragte er, an einem Stuhle sich haltend.

Der Bauer sah ihn mit hängendem Kopfe an.

Kopp, der seinen Standort fortgesetzt veränderte, legte den Finger an die Nase, besann sich anstrengend und erklärte: „Das heißt — üpp — selb, wenn ich treff' — üpp — dann schieß ich genau."

„Gute Nacht," sagte Kopp, die Türe öffnend.

Da faßte ihn Hornung urplötzlich im Genick und riß ihn zu Boden. Ehe Cyriakus zur Besinnung kam, kniete der Bauer auf ihm und lallte: „Wart' Kopp, ich wollt' dir auch vielmal Dank sprechen für alles, was du an uns getan hast," und damit ließ

er die beiden Fäuſte auf Kopps Stirn fallen. „Die Gäul im Stall ſind von dir, ſie ſind noch jung, dafür ſprech ich Dank. Hundert Taler haſt du mir gegeben, jetzt kriegſt du ſie zurück, Kleingeld.“ Atemlos hielt er inne, begann jedoch gleich wieder von neuem. „Ihr wart heut' fleißig auf dem Heuboden, du und die Eliſe, dafür haſt du dein Teil gekriegt zur Nacht. So, das iſt für die Freundſchaft, die Eliſe kann nichts dafür, die hat's von der Mutter.“

Die Tür öffnete ſich. Eliſe, die ein Öllämpchen in der Hand trug, ſah die beiden Männer am Boden liegen und ließ faſt das Licht fallen. Sie ſtellte das Lämpchen auf einen Stuhl und holte ihre Mutter aus der Küche. Hornungs Weib kam, ihre naſſen Hände am Rock abtrocknend, mit gemächlichen Schritten herein.

„Wer liegt unten?“ fragte ſie.

„Der Kopp,“ heulte Eliſe.

Cyriakus hielt die beiden Arme über die Augen gekreuzt, um die Fauſtſchläge vom Geſicht abzuhalten. Da lachte die Bäuerin, daß ihr der Leib zitterte: „Wart', Kopp, ich helf' dir, du mußt auch mal oben liegen, damit der Alte nicht zu kurz kommt, der hat's ſchon lang im Salz.“ Und nun wälzten die beiden Weiber, Mutter und Tochter, mit grobem Getöſe den ſchwerbeweglichen halbtrunkenen Bauern herunter, ſo daß Kopp obenauf kam, und er beſorgte gründlich wie der Bauer ſein Geſchäft, und zwar ſo lange, bis das Weib

„jetzt ist genug“ sagte, „die Nacht wird er einen guten Schlaf haben, er hat's von Zeit zu Zeit nötig, und es bekommt ihm gut.“

„Hund!“ rief Hornung, am Boden aufsitzend, als Kopp seine Mütze suchte und nun mit beiden Händen aufsetzte, „das bringt kein Pfarrer mehr in die Reih'.“ Aber Kopp war schon längst zur Tür hinaus.

Die Fensterscheiben waren in Leuba über Nacht bis oben hinauf gefroren. Niemand wagte sich vor die Tür, auch Kopp saß hinter dem Ofen, einsam und ein wenig mutlos wie ein Geprügelter, denn das Mißgeschick eines Gehaßten hatte auch in Leuba schnellere Füße als Gottes Wort. Das dauerte aber nur eine Zeit. Mit neuen Plänen sprang er auf die Füße.

Wenn nach sechs fleißigen Spinnabenden der siebente zum Durchspinnen, das heißt für Ausgelassenheit, Gesang und Tanz bestimmt wurde und zur Nachtzeit die Köpfe der Bauernmädchen und Jungburschen hinter niedrigen verschneiten Fensterscheiben nach der Musik einer Handorgel im Tanze sich drehten, trat er wohl unvermutet in die jungen Kreise ein, wärmte sich an dem erhitzten Jungvolk und wurde geduldet, da diese Nächte nur bei geringen Leuten gefeiert wurden, die ihre Wohnstube für ein paar gute Groschen hergaben. Obwohl die durch Hornung gewarnten Bauern ihre Töchter, wenn Kopp sie ansprach, am Tage

zurückpfiffen, wie man einen genäschigen Hund zurückpfeift: in der Nacht war keine Obhut, so daß Kopp der unerfahrenen Schar leicht sich nähern konnte. Er sang und trank mit ihnen, versuchte auch einen Tanz, und in den Pausen warb er von neuem für seine Wehr. Es gäbe ein gestürmisches Jahr, verkündete er, die Franzosen seien im hohen Schnee Rußlands steckengeblieben und geschlagen worden. Der Kaiser Alexander habe sie in Moskau einmarschieren lassen, dann die Stadttore zugeschlossen und schließlich Feuer angelegt.

Als es nach solchen Abenden, nachdem die unreifen Burschen betrunken waren, wiederholt zu Übermut, Schabernack und Roheiten kam, sagte Kopp auf einen väterlichen Vorhalt des Schloßherrn, der eine Beschwerde des Pfarrers in den Händen hielt: „Die Alten wollen mich nicht, Herr Baron, da muß ich mich an die Jugend halten. Und warum wollen sie mich nicht? Kein Prophet ist angesehen in seinem Lande!“

Und da Leonore von Leuba den Vater bat, die Roheiten der grünen Burschen doch Herrn Cyriakus nicht zur Last zu legen, gab ihr die „Schmacht“ recht: „Es ist nicht anders, die größten Feinde der Propheten sind ihre Jünger.“

„Es wird eine Zeit kommen, Frau Baronin,“ sagte Kopp, „wo wir in Leuba die Jungen brauchen. Dann wird auch der Herr Baron sagen: Ich werde ein Patriot wie der Kopp.“

„Ja, bin ich das denn nicht?“ fragte der Freiherr erstaunt, „ich sage ja kein Wort gegen Preußen.“

„Heute noch sollten wir's weisen, daß wir gute Patrioten sind,“ erwiderte Kopp, „wenn die Franzosen jetzt von Rußland zurückkommen, dann heißt's: Kopp, herbei! Ist aber ein Mensch dahier, der zu mir hält? Ich brauch' Hilfe. Der Kopp kann alles, was er will, aber er braucht auch Mannschaft. Wenn der Franzos ins Dorf kommt, Herr Baron, bleibt vom Herrenhaus kein Stein auf dem andern.“

*

In der Neujahrsnacht ging ein beißender Wind und legte hohe Falten prickelnden Pulverschnees über die Straße. Die Schalter an den Kaublöchern des Kirchturms schlugen und in den Lüften tollte es, da es langsam Mitternacht schlug, als föchten die Luftgeister in wirbelnden Gewändern die Kämpfe des kommenden Jahres.

Kopp saß, während seine Wanduhr tickte und der Sturm heulte, vor dem Tisch und zählte sein Geld. Er besaß, nachdem er alle Silbermünzen ausgegeben und das Gold in Leipzig umgewechselt hatte, noch vierhundert Taler. Das Herz schlug ihm, wenn er an die Zukunft dachte. Würde sich wieder etwas finden? Dumpfer Trommelwirbel lag ihm in den Ohren. Brauste es draußen, oder dröhnte es ihm im Gehör? Haus und Mauer

ſchütterten, wie die Erde erzittert von den polternden Hufen einer kommenden Reiterſchlacht.

Am noch erleuchteten Fenſter des Pfarrhauſes, in dem man dem Anfang des neuen Jahres entgegengewacht hatte, klopfte ein magerer Knöchel, die Hand eines Toten, dem vom verrauſchten Leben nur noch ein Fünklein verkniſternder Glut unter den dürren Rippen glomm. Der Pfarrer öffnete das Fenſter und ſah jemand draußen ſtehen, er konnte aber nicht erkennen, ob es ein Mann oder eine Frau ſei. Er dachte an ein Krankes im Dorf und ging zur Tür.

Ein ſterbender Mann wankte herein und brach auf dem nächſten Stuhl zuſammen. Lumpen, die um ſeinen Kopf gewickelt waren, ließen nur die Augen frei. Sie lagen in einem trockenen Feuer, tief in den Höhlen. Zu ſprechen vermochte der Unglückliche nicht. „Enfin — enfin," lallte er, „Dieu soit loué!" Nun ſah man erſt, daß man einen jener franzöſiſchen Soldaten vor ſich hatte, die in dieſen Tagen, wie die Zeitungen berichteten, wie Ungeziefer über das große Schneefeld kamen. Es war einer von denen, die, von der großen Heerſtraße abgeirrt, Zuflucht, Schutz und Heimat ſuchten, den Unglücksboten der vernichteten großen Armee machten, einer jener Erbarmungswürdigen, deren Ausſehen von Krankheit, Hunger und unſäglichem Leide erzählte, ohne daß ſie den Mund zu öffnen brauchten. Mitleid bis zur Furcht ergriff die Mädchen des Pfarrhauſes.

Antonia löſte dem Stummen die Fetzen vom Körper, ein Stück Fell, das er ſich auf die dürre Bruſt gebunden hatte, wickelte ihm die Füße aus, die nach ruſſiſcher Bauernart mit Sackleinen umſchnürt waren, und löſte ihm den Kopf aus der eklen Umſchalung. Einer Mutter Sohn, aber keine Mutter würde dies Kind wiedererkannt haben! Es gebrauchte der ganzen Kraft Antoniens, ihre barmherzige Arbeit zu vollenden. Ein von Leiden beflecktes Antlitz ſtarrte ihr entgegen, das Haupthaar verſchorft, die Ohren vereitert, der wirre Bart teilweiſe ausgefallen. Wie ein Ausſätziger ſah der Unglückliche aus, widerlich verfallen und entſtellt, und doch glaubte Antonia trotz des ſchlaff geöffneten Mundes, der entzündeten Augen, der häßlich geröteten Backenknochen den Menſchen ſchon irgend einmal geſehen zu haben.

Heißen Kaffee, den man ihm einflößte, erbrach der Kranke ſofort. Zum Kauen hatte er nicht mehr die Kraft, und in der Wärme des Zimmers ſanken ſchnell ſeine Kräfte.

Wie einen Heiligen trugen die vier Mädchen den Unglücklichen, der bewußtlos geworden war, ins Bett. Der Pfarrer wachte betend die ganze Nacht bei ihm. Am Neujahrstag 1813, neun Uhr morgens, entſchlief er, kurz ehe der Pfarrer zur Predigt ging.

Zitternd und weinend kam Luischen, die Jüngſte, die Treppe herauf. In dem kleinen Bündel, das

der Erlöſte bei ſich trug, hatte ſie in einem Notizbuch ſeinen Namen gefunden: François Corbet, Capitaine-Commandant, 21e Régiment. Darunter ſtand kaum leſerlich: „Mon cher neveu, Gaston de Battisti, s'est noyé près de Studienka, le 27 novembre 1812.“

Die Beerdigung des Kapitäns Corbet, an der außer Antonia und ihren Schweſtern auf Wunſch des Pfarrers auch die Kirchenälteſten teilnahmen, rief von neuem Kopp auf den Plan.

Über Nacht erſtand wieder die Leubaer Wehr. Der Freiherr wünſchte es und befahl ſeinen Frönern, ſich unter Kopps Befehl zu ſtellen und jeden Vormittag eine Stunde zu exerzieren. Die Monturen waren vorhanden, und nun wurde die Wehr auch bewaffnet. Der junge Baron inſtruierte Kopp während eines ganzen Sonntags, und nun erſchollen jeden Morgen ſcharfe Befehle: „Faßt das Gewehr an! Gewehr auf! Linke Schulter — vor!“

Als die Flüchtigen der großen Armee, Menſchen, an denen jeder Bube ſeine Kraft probieren konnte, Verwundete und Halberfrorene, vereinzelt und in Scharen, durch Leuba zogen, wurden ſie von der Wehr empfangen und ohne Aufenthalt und Labung durch das Dorf hindurchgeſtoßen.

Mit zweien, einem langbeinigen Schwaben und einem zierlichen Gaskogner, die unterwegs Freunde geworden waren, trieb Kopp in der Wirtſchaft ſeinen Spaß. Dem Schwaben, der gutmütig alles mit

ſich machen ließ, raſierte er zum Gaudium der Flegel eine große Glatze, dem kleinen bärtigen Franzoſen verſchnitt er von rechts nach links treppenartig den Vollbart. Nach Zählen ließ er ſie eſſen, wurde tätlich, wenn ſie nicht gehorchten, und zwang beim Abſchied den Langen, daß er den Kleinen Huckepack durchs Dorf trug.

Feuerſtein, der empört den Auftritt mit anſehen mußte, trat barhäuptig aus dem Haus, wurde jedoch von der ausgelaſſenen betrunkenen Schar verlacht und gehänſelt.

Nach dem Aufruf des Preußenkönigs, der anfangs Februar bekannt wurde, zur Bildung freiwilliger Jägerabteilungen; nach der Gründung des Lützower Freikorps, deſſen Flugblatt Kopp Mitte Februar aus Leipzig mitbrachte: regte ſich auch die ſächſiſche Regierung. Die Aushebungskommiſſion erſchien bei dem Oberamtmann in Leuba, wählte die ſtärkſten Bauernſöhne aus, bezeichnete die Jahrgänge der wehrfähigen Jugend, die ſich bereit zu halten hätten, und entnahm auch Kopps Wehrleuten vier Mann. Die Mehrzahl ſeiner Leute verblieb ihm, da der größte Teil der freiherrlichen Dienſtleute verheiratet war.

Nun konnte Kopp den Bauern heimzahlen. Er ſpielte den harten Landgrafen und den gnädigen Herrn, je nach Laune. Die Bauern brauchten ihre Söhne, beſonders im kommenden Frühjahr. Kopp, der als Kenner der Leubaer Verhältniſſe von der

Kommiſſion in jedem einzelnen Falle um Rat gefragt wurde, gab häufig das entſcheidende Wort. Die Findigen, die etwas erreichen wollten, ſchickten abends, wenn es niemand ſah, ihre Frauen ins Steinhaus, die mit Mutterwitz und einem Spaß eher zum Ziele kamen als die Männer, die vor der verſammelten Kommiſſion ihre Gründe darlegten.

Von dem Tage an, da über Napoleons Niederlage in Rußland keine Vertuſchung mehr möglich war und die Gefahr eines neuen großen deutſchen Krieges unabwendbar wurde, erhob ſich in Kopps Gehirn, geſtachelt durch eignen Wahnwitz und das Vertrauen der Schloßleute, der Glaube an ſich ſelbſt, an ſeine Tüchtigkeit, Tapferkeit und Unbeſiegbarkeit.

Die Ahnung einer neuen Zeit, welche nun auch die ſchwerbeweglichen Bauern auftrieb, wie man ſchlafende oder ſäumige Kühe aufjagt, rauſchte in die Einbildungskraft Kopps hinein, wie ein Wildbach in mitternächtige Träume hineinbrauſt, bis der Geiſt auf Wellen und Wogen fährt. Er verfiel wieder dem Trunke wie ehedem, hatte von Stund' an einen irren Blick, faßte ſich nach ſeinem geſträubten Haar wie einer, der ſich ſelbſt aus der Erde herausreißen und höher heben möchte, griff nach dem Mond, als könnte er ein Stück herausbrechen und ſchlug dem ſchwergeballten Gewölk, das am Horizont heraufzog, ein Schnippchen.

Eine ſtarke Fauſt tat not. Er fühlte ſich allem und jedem gewachſen. Napoleons ſchnell zuſammengerafftes Heer war ſchon im Marſch. Jetzt galt es, ſich zu erwahren. Eine phantaſtiſche Miſchung von Tatkraft, Ruheloſigkeit, Brutalität und Übermut wirbelte in ihm. Der Grimm der Bauern, der wie ein Dorngeſtrüpp erwuchs, ballte ſich zuſammen aus Haß und Ohnmacht.

Eleonore von Leuba und Frau von Aglaſtein nannten ihn nun ein prächtiges Raubtier.

Feuerſtein, der wegen der Willkür des Schulzen Beſchwerde über Beſchwerde verfaßt und wieder zerriſſen hatte, wartete auf Vergeltung, glaubte an einen gerechten Gott und richtete die Kriegsbetſtunde wieder ein, denn die Nachrichten aus der Umgegend lehrten beten. In Schönau, Zwenkau, Groß-Zſchocher, Deuben hauſten ſchon die Ruſſen, ihre Patrouillen waren bis an die Elſter vorgedrungen.

Das Herz bäumte ſich in Feuerſteins Bruſt, wenn er daran dachte, daß in dieſem Kriege deutſche Männer gegen Deutſche geführt wurden. Er befreite ſich mühſam aus dem Widerſtreit, ob er die Hände für Sachſen, Preußen, fürs geſamte deutſche Vaterland oder für Napoleon, den Verbündeten, erheben ſolle, mit dem täglichen Gebete: Herr, erbarme dich über unſre Not! Verſchone Leuba! Wie du es für und für erwieſen, ſei auch heute Schutz und Schild, Mann und Wall!

Aus der Nachbarſchaft kamen Bauern und Gutsbeſitzer; Weißenbacher und Lauſchwitzer trieben ihr Vieh nach Leuba und brachten ihre Schafe in der Schäferei des Freiherrn unter.

Und wieder kam keine Einquartierung nach Leuba, das Dorf blieb auch von VorſpannDienſten und Lieferungen verſchont.

Der Freiherr verzichtete darauf, nach Leipzig überzuſiedeln, da Cyriakus jede Sicherheit verſprach, und in dem Herrenhauſe ſammelte ſich aus der Umgegend ein Kranz ängſtlicher Damen und Herrchen, die ſich auf längeren Aufenthalt einrichteten und Kopp ſamt ſeiner Wehr bewunderten.

Anfangs April wurde in Sachſen die erſte Kriegsſteuer erhoben. Neunhundert Taler, eine für Leuba unerhört hohe Summe, mußten aufgebracht werden.

Der Freiherr, der von allen Steuern befreit war, erklärte ſich bereit, vierhundert Taler auf ſich zu nehmen; der Reſt ſollte von den Bauern eingezogen werden.

Die Verteilung der Laſten war nach der Größe des Beſitzſtandes und der Anzahl der Hufen geſchehen. Iba, der Rechnungsführer, beſtritt wegen der Höhe des Anteils mit jedem Einzelnen einen Strauß. Als nun der Kommiſſar die Steuerzahler ins Steinhaus beſtellte, begann ein Markten und Feilſchen, das Cyriakus nach Gutdünken entſchied. Er hatte das Grundbuch zur Hand und legte, ſo oft

einer seiner Widersacher an die Reihe kam, den Finger auf die Eintragung, kümmerte sich um keine Sorgenfalten, um keine verbissenen Lippen, um kein Stöhnen, Ächzen und Augendrohen.

Die Einschätzung des Pfarrers erregte zu guter Letzt einen hartnäckigen Streit. Obwohl Feuerstein nur Nutznießer seines Landes war, hatte Iba ungerechtfertigterweise den Steuersatz für das Pfarrgut so eingesetzt, wie wenn der jeweilige Verwalter des Pfarramtes rechtmäßiger Besitzer wäre.

In dem Hin und Her der Meinungen warf Cyriakus einen Talersack auf den Tisch und erklärte, ohne auf den Protest des Pfarrers zu achten, nachlässig auf den Schloßherrn weisend:

„Die Kriegssteuer für den Pfarrer zahl' ich und den Rest der Herr Baron. Wir sind Patrioten, da rechnen wir nicht."

Durch die Zeitungen war bekannt geworden, daß selbst Jungfrauen zu den Fahnen geeilt wären, daß Frauen und Mädchen Schlesiens ihr Haupthaar hergegeben, um den Erlös den vaterländischen Sammelstellen zu überweisen, und daß in Preußen die Eheleute ihre goldenen und silbernen Trauringe geopfert hätten, um die leeren Kriegskassen füllen zu helfen.

Das leuchtete Kopp ein. Das Wort Vaterland im Munde führend wie ein Fälscher Treu und Glauben, trat er in der Wirtschaft mit der Forderung auf, nicht hinter den Preußen zurück-

zuſtehen, obwohl er gar nicht wußte, was er damit hätte anfangen ſollen, wenn ihm wirklich derartige Opfergaben zugefloſſen wären. Eheringe erhielt er freilich nicht; durch die Vermittlung des Oberamtmanns brachte er es aber dazu, daß eine freiwillige Gemeindeumlage für Kriegszwecke erhoben wurde.

Seinen bleichen Mädchen, die von Zeit zu Zeit verſchüchtert ihre Geſichtchen im Oberſtock des Steinhauſes hinter den Scheiben zeigten, ſchnitt er ohne zu fragen die Haarſchwänzchen ab. Bei den Bauersweibern ſetzte es zuerſt allerhand Schabernack und Gelächter, immerhin ſah man bald einige Frauen im Dorfe, die nun ſichtbar ihre Dankbarkeit bezeugten und vor aller Welt bewieſen, wie viel mehr Kopps Überredungskunſt bei ihnen galt als Schimpf, Spott und Drohungen der eignen Männer.

Allein die Ereigniſſe, die von außen ihren Donner vorauswarfen, waren ſtärker als das Fauſtheben in Leuba; das Vogelgezänk verſtummt in den Zweigen, wenn die Axt an dem Stamme dröhnt.

Napoleon, ſo meldeten die Zeitungen, war bis zum Thüringer Wald mit ſeinem Heere vorgedrungen. Ruſſen und Preußen lagen um Leipzig und marſchierten im Elſter- und Pleißegebiet.

Am 26. April kam ein Pulk Koſaken nach Leuba geritten und war bei der Linde auf Kopp geſtoßen. Man ſah es, wie ſie mit ihm lange verhandelten,

jedoch nicht einig wurden. Darauf wandten sie die Pferde, ritten zur Pfarrei und sprangen ab.

Feuerstein öffnete dem Führer gastfreundlich die Tür. Der Offizier, ein Deutschrusse, trat ein, legte eine große Karte auf den Tisch und begehrte Auskunft über drei Elsterbrücken, ob sie aus Holz oder Stein erbaut wären, und Feuerstein sagte notgedrungen nach vielen Bedenken, was er wußte. Es handelte sich um die Zerstörung der Brücken, damit der Feind, falls er siegreich sein sollte, den Übergang über die Elster gesperrt fände. Feuerstein beschwor den Offizier, die Holzbrücken, die einen Wert von über fünftausend Talern darstellten, abtragen zu lassen, jedoch der Russe sagte höflich und bestimmt: „Wenn Sie Zimmerleute genug haben und die Arbeit sofort ins Werk setzen können, so daß binnen vierundzwanzig Stunden es getan ist, gut.“ Da mußte der Pfarrer einsehen, daß dies unmöglich sei und ergab sich.

Da frug, mit dem Finger auf der Karte, unverhofft der Offizier: „Wo liegt denn Ihr Dorf? Ich finde es ja gar nicht.“

Der Pfarrer beugte sich ebenfalls über die Karte, suchte mit der Brille das ganze Gebiet zwischen Elster und Pleiße ab, fand aber nichts.

„Das ist sehr merkwürdig,“ sagte er, bleich sich aufrichtend. „Das Dorf ist auf dieser Karte tatsächlich nicht verzeichnet.“

Auch Antonia überzeugte sich.

„Darf ich wiſſen, was für eine Karte dies iſt?“ fragte der Seelſorger bang.

„Gewiß,“ antwortete leicht der Ruſſe, „das iſt ein preußiſches Kartenblatt.“

„Iſt es möglich,“ forſchte Feuerſtein, „daß dieſe Karte auch in den Händen der Franzoſen iſt?“

„Ohne Zweifel,“ ſagte der andre. „Aber warum, lieber Herr Pfarrer, regt Sie das auf? Seien Sie doch froh! Kein Marſchkommiſſariat in der Welt wird Sie hier beläſtigen, es iſt ein ſehr günſtiger Zufall, daß Ihr Dorf nicht mal auf dieſer Karte ſteht.“

Der Pfarrer mußte ſich ſetzen.

Der Ruſſe nahm Kaffee und Gebäck, das Johanna hereinbrachte, und ſchied mit Dank.

„Wo liegt gegenwärtig das preußiſche oder ruſſiſche Marſchkommando?“ fragte Feuerſtein zitternd.

Der Offizier neigte ſich tief über die Hand der Damen und ſagte höflich lächelnd: „In Lindenau, mein lieber Herr Pfarrer; aber bitte, bitte, kaltes Blut. Ich verrate Sie ja nicht.“

Die Ruſſen, von Kopp und der geſamten Wehr verfolgt, legten Brand an die Elſterbrücken, um das Zerſtörungswerk zu beſchleunigen, nahmen ſich aber nicht die Zeit, die Wirkung des Feuers abzuwarten.

Sobald ſie außer Sicht waren, brach Cyriakus aus ſeinem Verſteck hervor, ließ die glimmenden

Balken löſchen und kehrte mit einem neuen und letzten Ruhmesblatte heim.

Seinem Einzug in das Dorf grinſte eine böſe Vorbedeutung: Hehl nagelte eine Eule an das Scheunentor, und da Kopp vorbeizog, ging ein Gelächter durch die Sippe des Bauers, als wollte man dem Wehrhauptmann einen Narren ſchneiden. An der Linde vorbeimarſchierend, bemerkte Kopp eine Anſammlung vor ſeinem Hauſe. Das Schild mit dem Hausſpruch über der Tür war mit Waſſer ſäuberlich ausgewaſchen, ſo daß die Inſchrift deutlich heraustrat, und mit roter Farbe breit umrandet. Niemand wollte wiſſen, wer es geweſen ſei. Katherine wußte von nichts, eine loſe Vermutung ging auf Hornung.

Auch aus den Kindern war über den Urheber nichts herauszubringen und Kopp ſchimpfte zornig: „Wo habt ihr eure Augen? Freilich, man kann von einem Schafe keine fünf Füße verlangen,“ und zu den Lauſchwitzern gewendet, ſagte er: „Das iſt der Dank. Ich hab' die Leubaer acht Jahr' raſiert. Was nützt das? Die Gemeinheit wächſt immer wieder nach.“

Aber mit dem Geſindel anbinden, das wollte er nicht, das hieße, eine Fahne auf einen Miſthaufen aufſtecken; der Teufel, fluchte er, ſolle ihnen allen die Zunge ausreißen.

Er verließ die Wache, ging nach der Wirtſchaft, hoffte auf Widerrede und Streit, fand aber niemand und trank durſtig in den Zorn hinein.

Seitdem er das Haupt erheben konnte, war er mit roher Sense in den fremden Strich gefahren, ja noch viel mehr: wie ein verwahrloster Findeljunge in ein warmes Nest hilfloser Vögel greift, hatte er den Menschen frech ans Herz gegriffen, auch dort noch verletzend, wo er freundlich sein wollte: und nun geriet er aus Rand und Band, weil ihm einer auf den Treppenstein gespien hatte.

Der Wirt tröstete und begütigte ihn. Er wußte mehr, allein er nahm die Zunge zwischen die Zähne.

Ein Gedanke stieg Kopp auf. Er nahm den rostigen Franzosensäbel, der nun fast ein Jahr in der Wirtschaft hing, von der Wand, prüfte seine Schneide und sagte vieldeutig zum Wirt: „Die Leubaer sollen Haare lassen!“ Dann befahl er ein Faß Bier nach der Wache und ging hinüber.

Um Mitternacht brach er mit drei betrunkenen Burschen auf, denen die Augen wie Glasknöpfe im Kopfe standen, und suchte die Mädchengesellschaften ab. Sei es nun, daß es Zufall oder Absicht war, fast alle Türen fand er verschlossen. Nur der Weißbinder Kreß hatte offengehalten. Kopp trat ein, legte den Franzosensäbel auf den Tisch und begann ein Verhör, an wen der Weißbinder in den letzten Tagen rote Farbe abgegeben habe. Kreß, der nicht begriff, warum Kopp sich über den harmlosen Streich so aufrege, beteuerte: weder er noch sein Weib wisse etwas davon und blieb

auch fest, als Kopp die Drohung aussprach, das ganze Nest anzünden zu wollen.

Die anwesenden Bauernmädchen, die mit einer Arbeit rings an den Wänden saßen, blickten ängstlich und wollten zur Türe, aber Kopp vertrat ihnen den Weg. Ohne daß Kreß und sein Weib es verhindern konnten, ließ er drei Mädchen fassen, die Töchter der Bauern Hehl, Zwelle und Demuth, und schnitt ihnen die Zöpfe ab.

„Sagt zu Haus, die andern kämen morgen dran. Das Vaterland braucht Geld."

Hehl bot am andern Morgen die Schwurfinger in die Höhe und sagte: „Dem Kerl will ich die Hände auf den Schädel nageln!"

„Nur ein Verrückter handelt so," sagte Feuerstein, als er es erfuhr. Sein Entschluß war jetzt gefaßt. Er kannte ohne Dorfpolizei und Amtmann den Weg, der gewalttätigen Herrschaft Kopps ein Ziel zu setzen. „Lieber jeden Feind im Dorf, als diese Zustände länger ertragen!" sagte er.

Der Bauer Hehl spannte am andern Morgen früh an, lenkte seinen Wagen über die angekohlte Elsterbrücke auf die Eisenberger Straße und fuhr über Groß-Zschocher nach Lindenau.

Auf dem Tor eines Gutshofes fand er nach mehrstündiger Fahrt und langem Suchen mit Kreide groß angeschrieben: „Königlich Preußisches Marschkommando."

Dort ging es wie in einem Taubenschlag zu, und Feuerstein mußte in einem Vorzimmer über eine Stunde warten. Fast alle, die auf den Bänken saßen, hatten Wünsche, Forderungen, Beschwerden. Endlich faßte Feuerstein sich Mut, ergriff einen Offizier, der aus dem Bureau heraustrat, am Arme und sagte: „Herr Hauptmann, ich begehre nichts, ich bringe etwas.“

„Dann sind Sie ein seltener Gast,“ lachte der Offizier. „Treten Sie ein!“

Der Pfarrer stellte sich vor und berichtete: „Ich komme aus dem Dorfe Leuba. Wir haben vor sieben Jahren Preußen im Quartier gehabt, die sich vorzüglich führten und deshalb bei uns in guter Erinnerung stehen. Während nun alle Dörfer der Umgebung in den letzten Wochen Einquartierung bekommen haben, ist unser wohlhabendes Dorf, wohl durch Zufall, bis heute leer ausgegangen. Nicht, daß es uns eine besondere Freude wäre, in das Kriegsgetümmel hineingezogen zu werden, nur deshalb, um die viel ärmeren und stark mitgenommenen Filialdörfer unsres Kirchspiels zu entlasten, bitte ich Sie, einen Teil der in der Nachbarschaft liegenden Truppen nach unserm Dorf zu verlegen.“

„Aber mit dem größten Vergnügen, Herr Pfarrer,“ sagte der Offizier, „die Verpflegung wird sowieso von Tag zu Tag schwieriger, und wir wissen kaum noch ein und aus.“

An der Hand der Karte suchte er sich zu orientieren.

„Sie werden unsern Ort nicht finden," sagte Feuerstein. „Ich glaube zu wissen, daß er auf der neuen preußischen Karte vergessen wurde."

Und so war es auch. Der Offizier holte ein älteres Blatt hervor, man überzeugte sich heiter, daß Leuba dort noch groß eingezeichnet war, und holte das Versäumnis in der neuen Karte nach.

„Aber bitte, keine Russen, Herr Hauptmann," bat Feuerstein.

„Genau nach Wunsch," versicherte der andre. „Ich kann Ihnen doch nur unsre Truppen geben; morgen verlegen wir zwei Schwadronen roter Husaren nach Leuba. Hoffentlich haben Sie noch ordentlich Heu und Hafer. Jeder Halm und jedes Korn wird bezahlt; an unsern Husaren sollen Sie Ihre Lust haben. Aber Sie, Herr Pfarrer, werden gleich geschröpft: bitte, geben Sie mir eine Pfeife Tabak, ich komme sonst um."

Feuerstein gab seinen gefüllten Tabaksbeutel mit Freuden hin und verabschiedete sich wie ein von Fesseln Befreiter. An der Tür schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf. Er fragte, ob er ein Kartenblatt, auf dem Leuba nicht verzeichnet sei, für einen Tag leihweise bekommen könnte. Er verbürgte sich für die Rückgabe. Allein der Offizier hob bedauernd die Schultern. —

Am nächſten Sonntagmorgen huſchten die Damen des Schloſſes zum erſten Male zwiſchen den knoſpenden Büſchen des Parkes. Die Beete waren aufgedeckt, nach vielen trüben Regentagen lockte die Sonne ins Freie. Am Rondell des Parkes, wo ein von Kiefern umſtandener ländlicher Spielplatz war, machte Frau von Aglaſtein, die mit Kopp allein wandelte, ihren Halt und wünſchte zu ſchaukeln. Sie lehnte ſich in den bequemen Schaukelſitz zurück, ſchloß die Augen, ließ die Arme hangen. Und Kopp faßte ihre Füße.

„Zuerſt leiſe, Herr Cyriakus," bat ſie. „Ich liebe dies leichte Schwindelgefühl, das mich allemal auf der Schaukel befällt, ſo ſehr. Es iſt mir wie ein Wehen von Vorhängen, wie das träumeriſche Verſinken vor dem Einſchlafen. Tauſend Dank, Herr Cyriakus!"

Als ihre Gewänder höher flogen, ließ ſie bei jedem Schwunge die Arme mitfliegen und ſagte: „Ich verſtehe die Birken, die alles vom Himmel erwarten und ihre Zweige ſehnſüchtig nach den Wolken heben."

Mit einem Sprung ſtand Kopp auf dem Schaukelſitz, trat über ſeine Dame hin und trieb mit tiefen Kniebeugen die Schaukel zu immer höheren Flügen.

„Oh — oh!" ſtöhnte Wanda von Aglaſtein, „das iſt herrlich, himmliſch; endlich wird mir genug, endlich."

Atemlos sprang Kopp ab und warf seinen Rock aus. Aber Wanda wehrte ihm, weiter zu schaukeln.

„Bitte, führen Sie mich," bat sie, über die Augenlider sich streichend, „bitte dort, nach jener Bank." Sie lehnte sich an Kopp und flehte: „Stützen Sie mich, ich sinke."

Cyriakus nahm sie auf beide Arme und trug sie wie ein Kind.

„Sie sind ein Riese," sagte sie, als er sie vorsichtig niederließ.

„O ja, die Arme sind gut," stimmte Kopp ihr bei, krempelte seine Hemdärmel in die Höhe und zeigte seine Muskeln.

„Was haben Sie da auf den Armen?" frug Wanda, mit ihrem Glase Kopps Tätowierungen eingehend inspizierend.

„Das ist von der Wanderschaft," erklärte Kopp, „das sind zwei Anker, davon hab' ich noch mehr —"

Er riß sein Hemd auf und ließ die vornehme Frau ein großes blaues Segelschiff sehen, einen Dreimaster, der die Breite seiner Brust bedeckte.

„Sehr interessant," sagte Frau von Aglastein, mit sinkenden Blicken tief Atem schöpfend.

Da legte Kopp den Arm um ihre Schulter, preßte sie an sich, fragte nicht lang, und da Frau Wanda nicht zu widerstreben vermochte, küßte er sie, solange es ihr gefiel.

Die Glocke rief zum Mittagsmahle, Kopp war im Herrenhause Tischgast.

Zur ſelben Stunde ſtand Feuerſtein unter den Bauern im alten Schulzengericht und ſagte: „Ich warne Euch, lieber Hehl, vor jeder Gewalttätigkeit! Verſammelt euch nach dem Nachmittagsgottesdienſt hier im Hauſe Bohns! Ich werde euch ſelbſt zum Oberamtmann hinaufführen und alles aufklären.“

Davon wollten Hehl, Zwelle und Demuth nichts wiſſen, und Feuerſtein erhob nochmals ſeine Stimme: „Bedenkt es wohl, die Schuld liegt nicht allein auf ſeiner Seite! Ihr habt euch gegen ihn verhärtet und ſeid ungerecht geweſen. Auch ich bin nicht ohne Schuld. Ich habe ihn häufig als ein Befangener beurteilt. Wir wollen ihn nicht unchriſtlich verdammen. Es ſoll uns genügen, daß ſeine angemaßte Herrlichkeit, die eigentlich mehr komiſch als tragiſch uns vorkommen ſollte, mit dem heutigen Tage zu Ende iſt. Seht den Mann doch an! Er iſt kein ganz ſchlechter Menſch. Kein Menſch iſt nur gut oder nur böſe, und wahrlich, wir haben nicht ſonderlich viel getan, einen guten Menſchen aus ihm zu machen.“

„Ich will nicht unterſuchen!“ ſchrie Hehl heiſer, „wer das Meſſer gegen den Kopp in den Stiel geſteckt hat, und was der Pfarrer Feuerſtein ſpricht, iſt ſeine Sach', dafür iſt er der Pfarrer. Der Hornung ſoll reden, der Zwelle, der Demuth! Ich laß mich nicht in den Nacken ſchlagen und ſag' „Danke“ hinterher.“

„Wie er mein Kind angepackt hat, so pack ich ihn —“ sagte Zwelle.

Die Bauern reckten die Arme und stürmten mit Drohungen aus dem Hause.

Man hatte im Schlosse sehr lange getafelt, nach Tisch kurze Ruhe gehalten, im Parke gewandelt und schließlich sich wieder heimgefunden. Eleonore musizierte, und man sang gemeinschaftlich die Reichhardtschen Lieder zu Goetheschen Texten.

Die Herrschaften saßen mit Kopp im großen Saal. Fräulein von Laßmund, die häufig am Weimaraner Hofe geweilt hatte und auch damals dort war, als Bernadotte gefeiert wurde, erzählte, der Marschall habe, als man sich über Haartrachten unterhielt, freimütig geäußert, daß er seinerzeit der geachtetste Haarkünstler von Paris gewesen sei. Man sammelte sich im Kreis. Die „Schmacht“ widersprach, sie glaube bestimmt gelesen zu haben, Bernadotte sei Advokat gewesen, aber Fräulein von Laßmund bestand auf ihrem Berichte, und Kopp fügte hinzu: „Ei, ich bin ja früher auch nur ein ganz gewöhnlicher Handwerker gewesen, und das Badern versteh' ich auch!“

Wie überall, wo eine lebhafte Unterhaltung ging, sprach man endlich von Napoleon. Die Meinungen gingen je nach Urteilsfähigkeit, Laune und Geschmack stark auf und nieder. Die Laßmund erzählte, während alle lauschten, von seinem Einzug in Weimar, von den Vorsichtsmaßregeln, die man getroffen

habe, daß in allen Häusern die Türen ausgehängt werden mußten, daß Tausende von Wachskerzen in der Stadt verteilt worden waren bis in die kleinste Hütte. Nicht etwa für eine Illumination, sondern um jeden dunklen Raum und jede Ecke zu erleuchten. Auf den Böden, in den Kellern, Hausgängen habe man Kerzen anzünden müssen, und während der ganzen Nacht seien Patrouillen spürend von Haus zu Haus gegangen. Sie sprach von Napoleons Rücksichtslosigkeit während des Festes, daß er zur Herzogin von Weimar, der ein heißer Wachstropfen auf die Schulter fiel, gesagt habe: „Die Tränen Eurer Untertanen, Frau Herzogin, werden diesen kleinen Schmerz bald lindern," und daß die Herzogin von Gotha, die es gewagt habe, für ihren Vater, den Kurfürsten von Hessen, eine Bitte auszusprechen, vor seinem plötzlich aufbrausenden Jähzorn in Ohnmacht gefallen sei.

„Das ist halb so schlimm mit dem Jähzorn," sagte Kopp. „Ein Franzos ist wie ein eiserner Kochtopf, schnell heiß, schnell kalt!"

„Das ist vorzüglich gesagt," lobte Fräulein von Laßmund mit starker Betonung, nahm ein in Seide gebundenes Album auf und bat Kopp, der sich mit beiden Armen wehrte, dies Wort hineinzuschreiben.

„Uns auch, uns auch!" riefen die freiherrlichen Töchter und holten ihre Gedenkbücher. Kopp erhielt Tinte und einen Federkiel und mußte in jedes Buch

irgendeinen Satz eintragen, den die Laßmund mit Nachsicht und Liebe unauffällig verbesserte. Ins Hausbuch der Familie von Leuba schrieb er seinen abgekürzten Hausspruch:

„Dies Haus ist mein, ist doch nicht mein,
Wer nach mir kommt, wird's grad so sein."

„Und jetzt einen Tanz!" gebot Kopp, und sein Befehl wurde laut aufgenommen.

Ein Spiegeltanz, wie man ihn in Leuba bei der Kirchweih tanzte, sollte ausgeführt werden.

Die Diener rollten flink die Teppiche zusammen. Die Damen und Herren traten an die Wand. Leonore und Frida rückten einen Tisch, auf dem ein großer silberner Rundspiegel schräg aufgestellt wurde, in die Mitte des Saales.

Die „Schmacht", die, mehr getragen als geführt, an das Spinett gebracht worden war, harrte für den Beginn eines Ländlers auf Kopp, der erklärend vor dem Spiegel saß.

„Herrschaften, wenn ein Mannsbild am Spiegel sitzt, tanzen nur die Frauenzimmer, und zwar immer um den Tisch herum. Wenn ein Weibsmensch in den Spiegel lurt, tanzen nur die Männer. Also! Ich sitze hier und guck ins Spiegelglas. Jedes Frauenzimmer, das hinter mir vorbeikommt, muß mir über die Schulter im Spiegel zunicken. Wenn mir eine nicht gefällt, schüttle ich mit dem Kopf, gefällt sie mir, nick' ich ihr zu. Hierauf klatscht das Frauenzimmer in die Hände und ruft: „Solo"!

Die übrigen ſtehn dann im Kreis mucksſtill, und ich tanz dann mit der Dame einmal um den Tiſch herum. Iſt das geſchehn, dann kommt die Dame auf den Stuhl und wählt im Spiegel einen Mann und ſo weiter, bis alle dran waren.“

Die Damen klatſchten vor Vergnügen in die Hände, der Ländler begann und Kopp ſetzte ſich vor dem Spiegel zurecht.

In ihren leichten, zartfarbigen Gewändern tanzte jede den Reigen, wie die Laune es ihr eingab. Die einen wickelten ſich das loſe Gewand kreiſelnd um den Leib, daß ſie wie Lilien ausſchauten, andre kamen mit altväteriſchen Schrittchen an, den Rock beidſeitig gefaßt wie Großmütterlein Unſchuld, andre ſprangen wie Kinder, die nach Schneeflocken greifen, und wieder andre quirlten queckſilbern wie tanzende neue Silbertaler auf einer blanken Tiſchplatte.

Leonore kam vorüber, nickte in den Spiegel, aber Kopp wies ſie ab. Schmollend ſchleifte ſie weiter. Dasſelbe Schickſal hatten Frida und Ines von Leuba. Die Laßmund legte übermütig und neckend ihr Haar an Kopps Ohr, allein auch ſie ward weitergeſchickt. Die Arme ſchwingend, mehr luftig gleitend als gehend, wie ein Schmetterling, kam Wanda von Aglaſtein heran und hielt, als ſie hinter Kopp ſtand, wie ſegnend mit eingedrückten Augen die Hände über ſein Haar. Ihr nickte Cyriakus zu, rief ſelbſt „Solo“ und

ſchwang ſie, während die andern ſtille ſtanden und im Takte mit den Händen klatſchten, im Tanze, daß Frau Wanda kaum den ſpiegelglatten Boden berührte.

Da erſchien atemlos Pfarrer Feuerſtein im Saal. Ehe er ſprechen konnte, ſtürzte ein Wehrmann hinter ihm herein und rief: „Hauptmann, ſchnell, Franzoſen kommen!“

„Sofort!“ ſchrie Kopp, „Herrſchaften, jetzt will ich zeigen, was ich wert bin, ob die Wehr was taugt —“ ließ ſeine Tänzerin ſtehen und rannte hinaus, die Verſtörten hinter ihm drein.

„Es ſind keine Franzoſen!“ rief Feuerſtein, „es ſind keine —“ aber niemand hörte auf ihn.

Vor dem Tore des Schloßparkes wartete eine drohende Menge, Hornung und Hehl an ihrer Spitze. Sie waren am Parke zurückgehalten worden. Nun Kopp einherſtürmte, faßte ihn Hornung an der Bruſt, allein der Angreifer flog von einem Stoß des Bergabrennenden über den Haufen.

Mit lautem Zorne, Stöcke und Peitſchen ſchwingend, ſtürmte die Rotte bergab: „Habt ihn! Haltet ihn! Greift ihn!“

„Mein Gewehr!“ ſchrie Kopp der Wachmannſchaft zu, die ſchon bereit ſtand, griff die Waffe, raſte allen voran und rief: „Mir nach! Mir nach! Jetzt gilt's! Auf — gegen die Franzoſen!“

Keine zweitauſend Fuß mehr entfernt, vom Walde bergunter kam ein rotes Feld galoppierender

Husaren, die Straße benutzend und die Äcker, rechts und links. Musik im Galopp, Hörner und Trompeten, blank und schmetternd wie der sonnige erste Maitag. Fliegende Dolmans, blinkende Waffen, Pelzmützen mit roter Zunge, Gestampf und Gewieher.

Kopp machte vor dem Dorfe atemlos Halt.

„Cyriakus Kopp, es sind keine Franzosen!“ rief Feuerstein, der die Jagd durchs Dorf mitgemacht hatte, „es sind Preußen —“

Aber Kopp hob drohend die Faust gegen ihn, schaute wie irr sich um, sah die roten Reiter vor sich, die drohenden Bauern hinter sich, wehende Frauenkleider, und befahl: „Linke Schulter — vor!“

Aber keiner seiner Leute gehorchte, keiner hatte geladen, keiner hob die Waffe.

Da rannte Kopp allein den Anreitenden entgegen, hob, gepeitscht und entführt, drohend sein Gewehr, das er im letzten Augenblick fallen ließ, und sprang, ein Wahnwitziger, dem Pferd des führenden Offiziers in die Zügel...

Wie ein Ball kollerte sein Körper ein Stück über den Weg. Als er sich erraffte, trafen ihn Hufe im Rücken. Pferde drängten, zwängten nach beiden Seiten, es gab eine kurze Verwirrung, die die gepreßte Richtung der Reiter verwarf, aber es gab keinen Ausweg und keine Rettung. Unter den Hufen blieb er.

Als die preußiſchen Huſaren das Dorf erreichten, in dem ſie im Drange der Ereigniſſe nur kurze Raſt machen konnten, murrte es im Süden und Weſten wie Gewitter. Es waren die erſten Kanonenſchüſſe, die im Vorgefechte bei Lützen fielen.

Am folgenden Tage, am 2. Mai 1813, zitterte ununterbrochen die Erde, der Donner rollte über dem Wald, hölzern und klobig, als ſchlügen zürnende Titanen mit Keulen eine Bretterwand entzwei, Eichenbohlen, die bis in die Wolken ragten und Leuba von der Welt getrennt gehalten hatten.

Der alte Schabert

Der Kranke, der mit ſeinen ſiebenundzwanzig Jahren wie ein Jüngling von achtzehn ausſah, lag in den letzten Tagen mit gläſern glänzenden Augen im Bett. Heute ſtreckte er die matten Finger gegen das Licht, ließ den Strahl der für einen Augenblick durch die Wolken brechenden Sonne auf den durchſcheinenden Handrücken fallen und ſagte zu ſeinem Vater, indem er in das roſa erglühende Handinnere hineinlugte: „Du wirſt dich doch noch bekehren. Gott, es macht mir ja nichts, wenn du unzugänglich biſt, wie immer. Aber du wirſt anders denken lernen.“

Dann warf er ſich wie ein maulendes Kind herum und ſpielte mit einem harmloſen Kinderſpielzeug, an dem er zum Erſtaunen des Vaters wieder Gefallen gefunden hatte. Und als der alte Mann, der mit hartem Mund an ſeinem Lager ſtand, nichts erwiderte, ſtieß er heraus: „Du haſt ja nie auf mich gehört, da —“, und er nahm ein Zeitungsblatt von der Bettdecke und warf es verächtlich in die Höh' — „warum greifen die Lumpen dich ſo frech an? Weil du das Leben nicht kennſt. Ich wär' zu den Leuten hingegangen. Ich hätte ſie

gefaßt, ſo oder ſo. Aber du kannſt ja nicht mit den Leuten reden.“

Der alte Schabert antwortete nicht. Es klang da eine Stimme aus einer anderen Welt. Sie tönte taub wie der veränderte Klang der Menſchenſtimme, wenn es einwintert. Er heftete nur den Blick auf das Zeitungsblatt, auf deſſen Kopfſeite: „Rheiniſche Abendzeitung“ ſtand.

„Hör doch!“ rief ihn der Kranke zornig an. „Ich ſage dir, in dieſer Zeitung wird's zuerſt ſtehen, in dieſem Schundblatt, hier an dieſer Stelle, gerade da, wo du geſtern heruntergeriſſen wurdeſt. Jawohl! Du glaubſt es natürlich nicht! Aber verlaß dich darauf, ich weiß, was ich ſchreibe.“

Der Kranke, der das Übergewicht, das er während der Krankheit über den Vater errungen hatte, brutal mißbrauchte, taſtete mit Worten hier- und dahin, unterſuchte, ſeine Redensarten ſteigernd und überbietend, wie weit er's noch treiben könne, und griff ſchließlich nach des Vaters Herzen, frech, wie ein Bettler nach der Börſe des Gebers: „Aber du haſt ja kein Gefühl. Andere ſind dir nichts. Daran hat die Mutter gelitten, daran muß ich zugrunde gehen.“ Und indem er die „Rheiniſche Abendzeitung“ zitternd emporhielt: „Wirſt du mir glauben, wenn es hier drin ſteht, in dieſem Blatt? Wirſt du mir glauben? . . .“

Der Arzt kam aus dem Nachbarzimmer, gab dem alten Schabert einen Blick, legte den Auf-

geregten, den ein Hustenanfall fast erstickte, in die Kissen zurück und stand vornübergeneigt, beruhigend und lauschend bei dem Kranken, der, nun erschöpft, einige Augenblicke mit schwimmenden Augen nach der Decke sah und dann einschlief.

Als dies geschehen, winkte der alte Schabert dem Arzte und wiederholte, was er fast täglich sagte: „Die Wahrheit!“

„Es ist Aussicht vorhanden,“ sagte der Arzt. „Wenn er nur reisefähig wäre, aber bei diesem Wetter —“

Der alte Schabert schwieg, er sah nur ein Weilchen dem Doktor auf den Leib. Dann nahm er Hut und Stock, um nach der Fabrik zu gehen. So sagte er wenigstens. Vor dem Hause aber schlug er einen anderen Weg ein. Weil er Gewißheit haben wollte, suchte er den Apotheker auf, der ihm die Medizin bereitete. Da der Apotheker nicht im Laden war, stand ihm ein Provisor Rede, ein junger Mensch mit glattgescheiteltem, an den Schädel gepapptem Haar. Der kannte den Besitzer der Schabertschen Eisenwerke dem Namen nach und brachte sein Wissen gern an den Mann. Nach der Zusammensetzung der Medizinen zu urteilen, könne der Kranke noch höchstens vierzehn Tage leben, da derartige Linderungsmittel Schwindsüchtige nur im allerletzten Stadium erhielten.

Das hatte der alte Schabert nun doch nicht erwartet. Er reckte sich zu seiner stämmigen Größe auf und sagte: „Ist das sicher?“

Der andere, der die beiden Hände auf das Geländer, das ihn von seinem Besucher trennte, breit gestützt hielt, zog bedauernd den Kopf ein und sagte mit geschlossenen Augen: „Ganz sicher!“

Schabert vergaß, für die Aufklärung ein Wort zu sagen, schob den Hut in den Nacken, stapfte wankend hinaus, suchte draußen die Trambahn und fuhr nach der Redaktion der „Rheinischen Abendzeitung“. Er wußte noch nicht recht, was er da wollte. Aber er fühlte, wie eine Veränderung in ihm vorging. Das Wort des Sterbenden: „Wirst du es glauben? —“ summte ihm in den Ohren. Sollte der Streit zwischen dem einzigen Kinde und ihm auch angesichts des Todes dauern?

Die Stunde war da, in der die Einsicht in die Zwecklosigkeit eines jahrelang geführten nutzlosen Kampfes alles in ihm überwand, jede Enttäuschung, jede Bitterkeit, jede Hoffnung, aber auch jeden Stolz. Er selbst und sein eigenes fürderes Leben galten da nichts. Er wollte opfern, opfern, was er ihm noch geben konnte.

Während er auf der Trambahn fuhr, kamen ihm merkwürdige Gedanken, die sein arbeitsames Leben nie hatte aufkommen lassen. Ist dies das Leben? Man steigt auf die Trambahn auf, fährt ein Stück im Getriebe mit, ewig bereit, abzusteigen, zwischen Häusern, Menschen, Lastwagen und Tieren hindurch. Sinnlos erschien ihm das Durcheinander der Straße, sinnlos, daß

jeder dieſer raſtloſen Menſchen ein Ziel, eine Hoffnung, eine Bedeutung haben ſollte, dieſe Menſchen, die wie Irre die Wege kreuzten, mechaniſch grüßten und ſich bewegten. Er ſah nicht mehr die Ordnung in den Dingen, das Straßentreiben erſchien ihm wie eine zerſtörte Webmaſchine mit zerriſſenen bunten Fäden, in der die Webſchifflein zwecklos hin- und herſchoſſen.

Und wie hatte er das eigene Leben genutzt? Eingeſpannt in einen Zwang, der ihn damals überfiel, als er, wie die Menſchen ſagen, Verſtand bekam, hatte er gewerkt, geplant, geſchafft und verdient als einer, der nie Einkehr und Raſt ſich gönnte. Von einem höheren Willen regiert, der ihn ſelbſt zum Knecht machte, hatte er andere mit ſeinem Willen geknechtet wie ein Beſeſſener. Waren nicht alle Arbeitſamen Beſeſſene? Dachten nicht Tauſende wie er: ich muß es tun, ſonſt tut es ein anderer. Warum aber? Und das ſollte das Leben ſein?

Nun hatte ihn das Schickſal gepackt. Die ſtolzen ſteilen Schornſteine ſeiner Fabrik, die jahrelang die zornig geballten Mißgeburten ihrer Rauchgeſchwader über den Dächern eines ganzen Stadtviertels hinkriechen ließen, ſchienen ihm zu wanken in dem erbitterten Streik, der in der Stadt tobte. Da galt es einen Weg zu finden, heut wie früher: allein! Das Weib lag auf dem Kirchhof — ſie, die nie ſein Herz geſtillt und friedlos ihm den Rücken

kehrte, als das Kind erwuchs. Unter dem Zwang, der ihn regierte, hatte auch der Sohn gelitten. Wieviel zornige Auftritte hatten ihm die Mahlzeiten, die einzigen Stunden, die in den Studienferien ihn mit dem Sohn zusammenführten, vergällt! Wieviel häßliche Briefe, einsilbig, verletzend, kalt, hatte er ihm geschrieben, um ihn so zu drehen und zu wenden, wie er ihn haben wollte! Dazu die Drohungen, die Schimpfreden! Ein Ekel überkam ihn. Arbeit, Streit, Sorge, das war sein Leben! Es sah aus, widerwärtig wie ein Abraum- und Unrathaufen von Schlacken, Asche und rostigem Eisen hinter der Fabrik.

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn, zahlte den Schaffner geistesabwesend und brach in ein kurzes hartes Räuspern aus, das ihn immer überfiel, wenn er sich Vorwürfe machte, wenn die Reue ihn plagte, wenn er bedrückende Gedanken innerlich abwies.

Nun stirbt er. Wie kann ich's einholen, was ich versäumt? fragte er sich. Gutzumachen gab es da nichts. Es war zu viel. Aber von nun an wie ein Mensch handeln und leben, das konnte er. Das wollte er.

Vor dem stattlichen Gebäude der „Rheinischen Abendzeitung" sprang er ab.

So leicht war es doch nicht, was er wollte. Er zögerte. Mit diesen Leuten konnte man nicht umspringen, und das Gebäude flößte Achtung ein.

Die „Rheinische Abendzeitung“ war im ganzen Industriegebiet verbreitet, wurde auch weit darüber hinaus gelesen, besaß nicht nur Ansehen in geschäftlicher Beziehung, sondern auch politischen Einfluß als regierungsfeindliches Blatt. Die schonungslosesten Berichte über die Schwierigkeiten in seinem Werke hatte diese Zeitung gebracht. Deshalb war es kein leichter Gang für ihn, als er nun die breite Treppe emporstieg.

Er wußte nicht, wo er sein Anliegen vorbringen sollte. Obwohl er in diesem Hause nicht unbekannt war und fleißig die Zeitungen las samt den kleinen Erzählungen und dergleichen, wohl auch eine Rezension hier und da durchstöberte, war er doch so wenig mit der Werkstätte einer großen Zeitung vertraut, daß er jetzt ratlos in den Gängen stand. Schließlich klopfte er an der Tür des Chefredakteurs, mit dem er vorgestern den scharfen Strauß gehabt hatte. Der Chefredakteur kam mit einer Anzahl Blätter selbst, verbeugte sich kaum, schritt auf den Korridor hinaus und übergab einem Burschen, der fliegend die Treppe emporstieg, eine Handvoll Schriften. Während Schabert zwischen Tür und Angel stand, fragte er in kurzem Ton: „Wollen Sie zu mir?“

„Jawohl,“ sagte Schabert und trat hinter dem Schriftleiter, der nicht viel Umstände machte, in das Redaktionszimmer ein, das durch Doppelfenster und ledergepolsterte Türen gegen den

Lärm der Straße und der Nachbarfabriken geschützt war.

„Ich weiß nicht," sagte der schwarzbärtige Chefredakteur, der an Körpergröße dem Fabrikherrn nur wenig nachstand, „ob in diesem Zimmer noch ein Stuhl für Sie ist, nachdem Sie mir diesen Brief geschrieben haben."

„Ich lege kein Gewicht darauf, Herr Doktor," entgegnete Schabert, „ich kann stehen. Ich komme nicht, um mit Ihnen zu rechten, ich komme zu bitten, und ein Bittender hat auf übergroße Höflichkeit keinen Anspruch."

„Halten wir uns nicht auf, Herr Schabert," erwiderte der andere. „Was ich vorgestern sagte, gilt noch heute. Sie haben den Streik auf dem Gewissen. Sie sind für den Verlust an Vermögen und Wohlstand, Sie sind für die Entbehrungen, die dieser Lohnkampf mit sich bringt, verantwortlich. Sparen wir uns jedes Wort. Auch Ihre Zeit ist kostbar."

„Es ist nicht wahr, Herr Doktor," sagte Schabert, seine Bitte vergessend, „Sie haben die Sache an die große Glocke gehängt. Sie warfen mir Manchestertum vor. Was habe ich getan? Ich habe die Akkordarbeit obligatorisch gemacht, und das ist mein gutes Recht. Es heißt bei mir: arbeiten und Geld verdienen — oder 'raus aus der Fabrik! Die Arbeiter, die den Akkord ausnutzten, haben fast das Doppelte verdient."

„Sie haben nachweislich tüchtige Arbeiter entlaſſen.“

„Das iſt nicht zutreffend, es ſtellte ſich heraus, daß ich zuviel Arbeiter hatte, die Entlaſſungen waren die Folge der Akkordarbeit. Es waren ſiebenundvierzig Mann. Ich mußte dieſe Erſparniſſe machen.“

„Sie haben die Arbeitspauſen gekürzt!“

„Jawohl! Dafür hatten die Arbeiter um vier Uhr Schluß. Bedenken Sie doch,“ ſagte Schabert, der nach Worten rang, „die ſchlechte Konjunktur und wieviel ich in dieſer Jahreszeit an Kohlen und Licht ſpare, wenn ich zwei Stunden früher aufhören kann.“

„Sie haben die Arbeiter mit Strafen ſchikaniert!“

„Das iſt nicht wahr,“ rief Schabert, der kaum ſeine Faſſung bewahrte, „ich habe einem Schloſſer zwanzig Mark in Abzug gebracht, der zweimal ſein Werkzeug verludert hatte.“

„Machen wir Schluß,“ ſchnitt der Redakteur ab, „jedes weitere Wort iſt zwecklos.“

„Jawohl, ich mache Schluß,“ erwiderte Schabert mit merkwürdiger Betonung, aber er zerdrückte, was er noch auf der Zunge hatte.

Es entſtand eine Pauſe, die den beiden Männern in den Ohren ſang. Schabert blieb angewurzelt ſtehen. Nachdem eine Zeitlang ihre Blicke wie vorhin ihre Worte aneinander vorübergegangen waren, fragte der Schwarzbärtige in einem mildern Tone: „Weshalb ſind Sie da, Herr Schabert?“

„Ich wünsche nichts für mich. Ich habe auch nichts mehr richtigzustellen. Ich komme, um zu bitten. Ich sagte es zuvor schon."

Während der Chefredakteur den Fabrikanten mit hochgezogenen Brauen ansah, zog dieser aus seiner Brusttasche ein Buch, wickelte es vorsichtig aus dem Umschlage, legte es auf den Redaktionstisch und sagte zögernd: „Ich hätte gern eine gute Besprechung über dies Buch in Ihrem Blatte."

Der andere hob den schmalen Band auf und las: „Lieder einer Leidenschaft von Hermann Schabert." „Sind die Gedichte von Ihnen?" fragte der Redakteur, dessen Erstaunen und ärgerliche Verwunderung mit einem Lachen kämpfte.

„Nein! Von meinem Sohne!" sagte Schabert kurz. — Es war eine peinliche Minute. Schabert wußte nicht, was er tun würde, wenn der Redakteur auch nur ein einziges ungutes Wort gesagt hätte.

„Ich hoffe, daß man das Buch ordentlich empfehlen kann," sagte der Chefredakteur, „aber das ist nicht meine Sache. Bitte, bemühen Sie sich auf Zimmer 7." Damit gab er den Gedichtband, sich knapp verbeugend, zurück.

Auf dem Zimmer Nr. 7 stand: „Feuilleton-Redaktion", und darunter: „Dr. Egbert Kuser." Auf sein Anklopfen rief jemand „herein!" und Schabert sah einen Herrn mit sehr kleinem Haupt, tief über die Schreibmappe gebeugt, vor einem

Schreibtiſch ſitzen, über dem am hellichten Tage die grün überſchattete Gaslampe brannte. Allein der Schreibende ließ ſich nicht ſtören und ſagte mechaniſch und gedehnt, um ſeine Gedanken nicht zu unterbrechen: „Bitte, nehmen Sie Platz!“

Das tat Schabert, wenn auch widerwillig; faſt dachte er daran, ſeinen Plan aufzugeben, denn ihm gegenüber an der Wand hing ein Schild, deſſen groß gedruckte Aufſchrift er nun zum dritten Male überlas:

„Gegen die armen Schächer,
Die mit hungernden Händen
Ein Stück Brot entwenden,
Gibt's hundert Paragraphen.
Doch für die ſchwerſten Verbrecher,
Die den größten Juwelen,
Unſere Zeit, uns ſtehlen,
Gibt's leider keine Strafen.“

Schabert wollte ſchon wieder gehen, als ſich der kleine Herr erhob und in komiſcher Weiſe eine Frage beantwortete, die Schabert gerade ſtellen wollte: „Nein, ich bin nicht Doktor Kuſer — der iſt ſeit einem Monat beurlaubt — ich heiße Erich Wohlwend. Welchen Wunſch kann ich Ihnen erfüllen? Aber, bitte, machen Sie es recht kurz!“

„Ich heiße Schabert,“ entgegnete der andere einfach, „ich bitte um zehn Minuten.“

„Gern,“ ſagte der kleine Redakteur, trat dicht an Schabert heran, als traue er ſeinen Augen

nicht, rückte die Brille zurecht und ſchaute ſteil an der Rieſengeſtalt des bekannten Eiſenwerkbeſitzers in die Höhe. Schabert, der die Gedanken Wohlwends erriet, ſagte: „Ich komme vom Herrn Chefredakteur, er wies mich hierher.“

„Aha,“ ſagte Erich Wohlwend leiſe, bot Schabert ſein Lederſofa an und ſetzte ſich, die Hand am rechten Brillenbalken haltend, ſeinem Gaſt nah gegenüber und fragte nach einer kurzen Muſterung: „Was iſt Ihnen? Sie ſind ja ganz erregt. Haben Sie etwas mit dem Chef gehabt?“

Und Schabert begann mit abgehackten Worten folgendes zu ſagen: „Ich habe einen einzigen Sohn, Herr Redakteur Wohlwend. Er iſt im Oktober ſiebenundzwanzig Jahre alt geworden. Heute erfuhr ich, daß er nur noch wenige Tage lebt. Er iſt ſchwindſüchtig. Meine Frau ſtarb. Der Junge iſt mir geblieben. Ich habe auch ſonſt keine direkten Erben. Habe meine Hoffnung auf den Jungen geſetzt, aber viel Sorgen wegen dem Schlingel gehabt. Dachte mir, der Verſtand wird ſchon kommen —“

Es zuckte in dem unbeweglichen Geſicht des Alten, ſein Unterkiefer machte mahlende Bewegungen, als ſei er loſe geworden. Wohlwend hatte immer noch die Hand am Brillenbalken, aber ſeine Augen ſchimmerten in Mitgefühl und tiefer Beſorgnis.

Und Schabert fuhr, ſich zuſammenraffend, in etwas wackelndem Sprechton fort: „Ich habe klein

angefangen, Herr Redakteur, ich war früher Maſchinenſchloſſer, hab' dann Glück gehabt. Ich kann ſagen: die Eiſenwerke ſind meiner Hände Arbeit. Ich habe alles für den Jungen getan —"

„Jawohl, jawohl!" ſagte Wohlwend gütig und beſchwörend, denn dem alten Mann gehorchten die Sprechwerkzeuge nicht mehr. Er machte mehrmals eckig den Mund auf und biß ſich dann auf die Unterlippe. Es beſchlich den Redakteur die Erſchütterung, die wir erleben, wenn wir in dem eiskalten Barbarismus des modernen Lebenskampfes plötzlich auf tiefes wahres Gefühl ſtoßen. Und Wohlwend wies den Setzerjungen, der gerade eintrat, mit derben Worten hinaus, um ſich ſelbſt Faſſung zu geben, denn er war weichen Gemütes, haßte aber jede Träne.

„Bitte, ſagen Sie alles, Herr Schabert, es tut Ihnen wohl."

„Er ſollte alſo ſpäter das Werk übernehmen, war auf den techniſchen Hochſchulen in Zürich, Charlottenburg und München. Sollte dies Jahr abſchließen. Herbſt kommt er heim. Statt des Diploms übergibt er mir dies Buch und ſagt, er wolle Dichter werden."

„Und jetzt liegt er im Sterben?" vergewiſſerte ſich Wohlwend, der den Wunſch Schaberts gern erraten hätte.

„Er hat noch einige Tage."

„Und ich ſoll über das Buch ſchreiben?"

„Wenn er gesund wäre, hätte ich's ihm in tausend Fetzen zerrissen —“

„Es soll also bald sein?“

„Jawohl, Herr Wohlwend, recht bald und gut.“

„Ja, aber ich muß es erst lesen.“

„Natürlich, natürlich — aber dann gut, nicht wahr? Der Herr Chefredakteur hoffte, daß Sie es ordentlich empfehlen könnten.“

„Ich hoffe es auch,“ sagte Erich Wohlwend, ganz fein lächelnd.

Schabert nickte, weil er nun nicht mehr reden konnte, und stöhnte wie ein schwer verwundetes Arbeitspferd, das, zu Tode getroffen, nur mit den Augen klagt und ein Röcheln hören läßt, das fast wie Wiehern klingt.

„Ich habe zwar sehr wenig Zeit,“ rechnete Wohlwend nach, aber warten Sie, um zwei Uhr bin ich fertig, um neun Uhr beginnt der Nachtdienst, jawohl, bis dahin kann ich es gelesen haben. Heute ist Donnerstag, wenn es gut geht — ich will mit dem Metteur sprechen — ist die Besprechung schon im Morgenblatt.“

Schabert drückte dem Redakteur, der mit Anteilnahme ihn an die Tür geleitete, die kleine zerbrechliche Hand. Ihm, dem der Hammerlärm tagtäglich von klein auf im Ohr schmetterte, erschien das Schreiberhandwerk, besonders das der Zeitungsmänner, als etwas Nichtiges. Er schätzte geistige Tätigkeit nur insofern, als sie der Technik diente,

und nannte Arbeit nur, was die rußige Faust im Feuerschein seiner Glühöfen verrichtete. Er hatte sich wieder gefaßt, wog die Hand Wohlwends in der Tatze, und als er dem Kleinen in die klugen freundlichen Augen schaute, flog alles Mißtrauen davon. Aber er kleidete seinen Dank in eine recht seltsame Form. „Ich hatte immer gedacht, daß auf den Redaktionsstuben nur Lumpenhunde säßen."

Da lachte Erich Wohlwend heraus, verbeugte sich ironisch und entgegnete: „Nicht immer! Nicht immer! Besuchszeit ist ja nur von elf bis zwölf."

Da lachte auch Schabert, ob er wollte oder nicht, und ging aufatmend die Treppe hinab.

Kaum aber, daß er auf die bewegte Straße trat, verflog ihm an der nächsten Ecke die Erleichterung. Straßenhändler schrien im Lärme der rasselnden Wagen ein Flugblatt aus: „Lohnverweigerung in den Schabertschen Eisenwerken!"

Er bückte sich, raffte ein fortgeworfenes Blatt vom Pflaster, rief, weil er Eile hatte und es zu regnen anhub, ein vorüberfahrendes Auto an und befahl dem Führer: „Rheinisch-westfälischer Bankverein, Jahnstraße 7. Sorgen Sie, daß Sie vor zwölf da sind."

Mit der Uhr in der Hand saß er im Wagen. Von elf bis zwölf hatten die Direktoren Sprechstunde. Wie oft hatte er sich sonst die Worte zurechtgelegt, wenn er zur Bank fuhr, um kein Wort zuviel zu sagen. Heute war er in der Verfassung,

die ſelbſt Stumme beredt macht, denn jetzt galt es zu handeln. Er haßte dieſe Gänge. Und dieſer war der ſchwerſte, den er je getan. Er haßte die beiden Direktoren mit ihrer Unnahbarkeit, und er warf ſeinen Groll auf das ganze Bankweſen. Dieſe Kerle, die nun mit einer Fingerſpitze disponierten, während ſie früher alle Mühe es ſich koſten ließen, ihm Kredit zu geben! Wie ſie jetzt ihre Überlegenheit ihn fühlen ließen, gönnerhaft ihre Geſchäfte einleiteten und eine Bewilligung wie eine fürſtliche Gnade ausſprachen! Er verbohrte ſich in ſeinen Zorn, bis jede Fähigkeit, gerecht zu urteilen, ihm geſchwunden war. „Dieſe Blutſauger!“ ſagte er ingrimmig, „Schmarotzer, die nur darauf aus ſind, den Stärkern für ſich arbeiten zu laſſen, gewiſſenloſe Geſellſchaft —“

Das Aſphalt war vom Regen glatt. Der Wagen kam nicht von der Stelle. Nun hielt er gar. Ein Droſchkengaul war geſtürzt. Faulenzer und Arbeitsloſe ſtanden umher und verſperrten den Weg. Schabert warf das Fenſter klirrend herunter, um den Wagenführer zur Eile zu mahnen. Als er in das Gewoge der Menſchen blickte, erkannte er Entlaſſene aus ſeiner Fabrik. Auch er war erkannt. „Vorwärts!“ rief er dem Führer zu, der für ſein Gefährt endlich Raum bekam.

Da bemerkte er den Zettel, den er vorhin von der Straße aufgehoben und noch zuſammengeballt in der rechten Hand hielt. Er entfaltete ihn und las

als erſten Satz: „Der Blutſauger Schabert verweigert unſeren hungernden Kindern ... Gewiſſenloſigkeit ... unlautere Praktiken ...“

Er griff mit den Augen immer vier Zeilen. Endlich hatte er es durch. Gottlob, es ſtand kein Wort von ſeinen Geſchäftsſchwierigkeiten darin. Die Lohnverweigerung war nur als Terror des Arbeitgebers aufgefaßt und aufgebauſcht. Alſo auch er war in den Augen der Arbeiter ein Blutſauger, er, der ſelbſt nur ein Rad in der Maſchinerie war, er, der ſiebenunddreißig alten treuen Arbeitern freiwillig Penſionen zahlte, die drei Viertel ihres Lohnes ausmachten, er, der im Bergiſchen Lande ein Erholungsheim für Arbeiterkinder und rekonvaleſzente Arbeiter gebaut hatte. Und nun war er ein Blutſauger, ein Gewiſſenloſer. Man zahlte ihm heim mit denſelben Schlagworten, wie er ſie vorhin ſelbſt auf den Lippen geführt hatte.

Das gab ihm die Beſinnung zurück. Er dachte plötzlich daran, daß er häufig größere Verhältniſſe ähnlich beurteilt und politiſche Maßnahmen bekämpft hatte, obwohl er den inneren Zuſammenhang nicht kannte. Es lag in ihm wie Blei. Kraftlos ſank er in den Wagen zurück und mit Anſtrengung ermunterte er ſich: Nein, verſtändnislos und undankbar wollte er nicht ſein. Vielleicht war die Bank doch im Recht. Noch war ja nichts verloren. Mochte immerhin die „Lohnverweigerung“ als niedrige Schikane ausgebeutet werden.

Heute nachmittag konnte, wenn die Unterredung gut verlief, alles wieder in Ordnung sein.

Das Auto hielt vor der Bank. Schabert durchschritt den Vorsaal und stieg die Treppe zur Direktion empor. Vom ersten Stock ab waren dicke Teppiche gelegt und weiche Läufer auf den Stufen. Ein betreßter Diener hielt ihn an und sagte gewohnheitsmäßig: „Bitte, Füße abstreichen, mein Herr!“ Schabert kehrte sich unwirrsch um, sagte aber nichts, denn die Uhr schlug zwölf. Die Herren Direktoren hielten ihre Zeit inne, und es war ihm schon einmal passiert, daß der Diener Schlag zwölf ihn zurückgehalten hatte. Es überraschte ihn, daß der Sekretär im Wartezimmer ihn sofort in das Gemach der Direktoren führte, während doch andere vor ihm da waren und ihre Zeit versäumten.

Noch immer nicht konnte er sich den dummen Respekt abgewöhnen, den er als Mangel einer besseren Erziehung stark empfand. Er spürte jede Nuance der Achtung, die ihm zuteil wurde, freilich auch jede Zugluft der Geringschätzung. Er hörte von außen, daß die beiden Bankleiter lebhaft diskutierten.

Als er eintrat, kam ihm Westerwald, der kaufmännische Direktor, entgegen, öffnete, was er bis dahin nie getan, ein silbernes Zigarettenetui und bot, geschäftsmäßig grüßend, eine Zigarette an, während Doktor Simmel, der Jurist, aus der Entfernung ein wenig das Haupt neigte.

Schabert nahm gegen seinen Willen die Zigarette, drehte sie zwischen den Fingern, bis er nur noch die leere Papierhülse in der Hand hielt, derweil Westerwald, ohne ihn zu Wort kommen zu lassen, begann: „Wissen Sie schon? Man hat Militär nach ihrem Werk requiriert. Die Arbeiter sind zu Ausschreitungen übergegangen.“

„Ist halb so schlimm,“ sagte Doktor Simmel, „der Janhagel hat ein paar Fensterscheiben eingeworfen. Die Rädelsführer sind verhaftet.“

Doch Westerwald fuhr besorgt fort: „Im Laufe des Morgens sind wir wiederholt telephonisch nach Ihrem Aufenthalt befragt worden. Man vermißt Sie dort —“

„Hauptsache ist,“ sagte der Jurist, „daß Herr Schabert jetzt hier ist.“

Schabert hatte, während die Herren sprachen, beide abwechselnd angesehen, nun sagte er mit Kälte: „So weit mußte es also kommen. Nicht wahr, nun sind die Herren in Unruhe geraten, und selbst Herr Doktor Simmel ist ein wenig fassungslos.“

„Fassungslos? Wieso?“ fragte Simmel, das Gesicht verlängernd, „ich merke nichts davon. Aber was sollen die überflüssigen Worte? In diesem Augenblick heißt's gehandelt. Für Sie und uns!“

„Deshalb bin ich da,“ sagte Schabert, dem die guten Vorsätze entglitten. „Warum haben Sie dem Kassenboten die Löhnungssumme nicht übergeben?“

„Uns blieb kein anderer Ausweg," erwiderte Westerwald betreten.

„Daran sind Sie selbst schuld," sagte Simmel schneidend. „Sie erlauben sich, auf unsere Briefe nicht zu antworten. Sie leisten seit Wochen der dringenden Aufforderung, uns zu besuchen, keine Folge. Sie lassen sich gar in der Fabrik verleugnen, als Herr Direktor Westerwald persönlich sich bemühte —"

„Und Sie glauben an böse Absicht?" fragte Schabert, aber er besann sich. Ehe er diesen Menschen etwas von dem gesagt, was er in den letzten Wochen durchgekämpft hatte — lieber hätte er sich die Zunge abgebissen. Er fügte nur hinzu: „Es lagen Dinge vor, über die ich nicht reden kann!"

„Was soll das Geheimtun, Herr Schabert?" fragte Westerwald. „Hier ist der Ort, wo man Ihnen raten und helfen kann, vorausgesetzt, daß Sie den guten Willen dazu haben."

„Ganz gleich, was Sie im Schilde führen," schnarrte Simmel, „das große Risiko unserer Bank verträgt längeres Zuschauen nicht mehr, besonders bei der schlechten Konjunktur."

„Ich habe Aufträge noch für zweieinhalb Jahre," entgegnete Schabert wegwerfend.

„Ihr Kredit hat die bedeutende Höhe von über achthunderttausend Mark erreicht," ergänzte Westerwald.

„Ich habe für anderthalb Millionen Bestände in Rohmaterialien liegen," erwiderte Schabert verächtlich.

„Schlimm genug!" warf im überlegenen Ton Simmel dazwischen.

Schabert sah dem Juristen auf die dreiste Stirn, erboste an dem herausfordernden Anblick und warf die Rücksicht beiseite: „Was verstehen Sie von meinem Geschäft?" Und zu Westerwald gewandt: „Ich habe über eineinviertel Millionen Außenstände. Ist das was? Und meine Fabrik, und der Grund und Boden, gilt das nichts? Und da verweigern Sie mir die lumpige Lohnsumme? Ist das erhört?"

„Zugegeben, daß Sie noch einen höheren Kredit vertrügen," sagte Westerwald, dem daran lag, den Gereizten zu beruhigen, „aber verzeihen Sie, Herr Schabert, wir vermissen in Ihrem Werk eine sichere kaufmännische Hand, gerade zum Beispiel wegen Ihrer übermäßigen Kreditierungen —"

„Damit habe ich die Konkurrenz niedergeworfen," entgegnete Schabert hart. „Und um die Sachlage richtig beurteilen zu können, ob ich zu viel Kredit gebe, müßten Sie Einblick in meine Verkaufsverträge haben. Den haben Sie nicht. Also!"

„Das sollten wir aber haben," sagte Simmel.

„Und das Geld ist teuer, sehr teuer —" setzte Westerwald, die Achseln hebend, hinzu.

„Dadurch haben Sie ja gerade Ihr Geschäft mit mir gemacht," höhnte Schabert.

„Wo soll das hinaus?" rief nun Simmel, „meine Zeit ist gemessen."

„Das frage auch ich!" schleuderte ihm Schabert entgegen.

„Gut! Wir wollen keinen Augenblick Verstecken spielen, verehrter Herr Schabert," sagte Simmel in gemacht ruhigem Ton. „Die Sache scheint reif, und, wir verhehlen es nicht, der Moment ist günstig. Sie glauben, daß wir bis heute mit Ihnen gute Geschäfte gemacht haben. Wir sind nicht der Meinung. Bis heute haben Sie an uns verdient. Von jetzt ab wollen wir an Ihnen verdienen."

Schabert ließ den Juristen, der mit bleichen Lippen auf ihn zukam, nicht aus den Augen. Es kam ihn ein Zittern an, aber er spürte seine Kraft, griff mit der Faust eine Stuhllehne, mehr um sich Halt zu geben, es sah aber fast aus wie eine Drohung und veranlaßte Simmel, einen Schritt wieder zurückzuweichen. Etwas unsicherer fuhr er fort: „Wir stellen von heute ab, wie dieses Schriftstück es feststellt, unseren Geschäftsverkehr auf eine neue Basis. Wenn Sie dieses Aktenstück unterzeichnen, kreditiert Ihnen die Bank weiter. Dann ist in einer halben Stunde die wöchentliche Lohnsumme in der Fabrik."

„Was für Bedingungen stellen Sie?" fragte Schabert, dem es vor den Augen schwamm.

„Sie zahlen zwei Prozent über Reichsbankdiskont. Die Bank erhält jährlich zehn Prozent Ihres Nettogewinnes. Wir ernennen einen kaufmännischen Direktor, der in allen kaufmännischen Befugnissen Ihnen übergeordnet ist, während alles Technische in Ihrer Hand bleibt.“

„Und ich,“ rief Schabert, gell auflachend, „bekomme eine Saugflasche ins Maul und werde als Pensionär im Altweiberspittel angemeldet!“ Dann änderte er den Ton und sagte beherrscht: „Sie sind ein edler Krawattenmacher, Herr Doktor Simmel, Sie meinen, daß ich nun rettungslos festsäße —“

„Sie wissen,“ wagte Westerwald, der vor der gedämmten Erregung Schaberts leichenhaft gelb geworden war, zu sagen, „daß in der gegenwärtigen Lage keine Bank Ihnen beistehen dürfte.“

„Das Geld ist rar,“ fügte Simmel hinzu, „bedenken Sie das wohl. Es kostet gegenwärtig acht Prozent.“ Und als Schabert unbeweglich auf einen Punkt starrte, sagte er: „Im übrigen warne ich Sie, einen unüberlegten Schritt zu tun, in Ihrem eigensten Interesse.“

Da nahm Schabert seinen Hut, setzte ihn im Zimmer auf und ging grußlos hinaus.

Wie geistesabwesend stieg er die Treppe hinab. Es mußte einen Ausweg geben. Es klang ihm im Ohr: „Medikamente dieser Art bekommen nur Schwindsüchtige im letzten Stadium.“ Galt

das auch für ihn? „So schnell geht das nicht, Herr Simmel," knirschte er. „So schnell nicht. Aber Zeit, Zeit! Nur acht Tage Luft. Acht Tage!"

Das große Eisentor der Fabrik war geschlossen, als Schabert vor seinem Werke ankam. Während sonst um die Mittagszeit die Menge der nach Hause drängenden Arbeiter die Straße erfüllte und ein halbes Hundert Weiber, mit Körben aller Art und kleinen Kindern auf dem Arm, den Gatten das Essen zuzutragen, vor dem Tor auf Einlaß wartete, war heute die Straße durch die Absperrung der aufgebotenen Polizei menschenleer.

Aus den Schornsteinen der Fabrik zog ein fader Rauch von erlöschenden Feuern, und die Transmissionen, die sonst auch in der Mittagsstille für die durcharbeitende Schicht den Faden ewiger Unruhe und Werktätigkeit herunterspannen, ruhten. Die Meister standen ratlos an der Meldestube und gingen auseinander, als sie den Herrn erblickten. Die Zeichensäle waren leer. Im Bureau standen noch zwei Beamte, die gerade die Pulte verschlossen, der erste Kassierer und der erste Buchhalter.

„Was haben Sie in der Kasse, Bergmann?" fragte Schabert.

„Etwas über achttausend Mark," sagte der Kassierer, dem Herrn ins verstörte Antlitz schauend.

„Gut!" sagte Schabert, „heute nachmittag pünktlich, wie immer!"

Während er noch sprach, schnarrte das Telephon. Der alte Buchhalter Zangger, der dem Apparat am nächsten stand, ergriff das Hörrohr und sagte ins Zimmer hinein: „Herr Schabert, ein Redakteur Wohlwend von der „Abendzeitung“ bittet Sie, um zweieinviertel Uhr nochmals auf die Redaktion zu kommen. Die Sache eile. Sie wüßten darum.“

„Gut!“ sagte Schabert, nickte dem Kassierer, der zur Ausgangstür ging, einen Gruß zu und winkte dem alten Buchhalter, der mit hängendem Kopf am Telephon verharrte: „Zangger, kommen Sie mal!“

Er ging, eine Glastür öffnend, in sein Privatkontor, schloß, nachdem der alte Mann zögernd eingetreten war, die Tür und begann: „Wissen Sie einen Ausweg, Zangger?“

Der schiefschulterige Buchhalter, der an der Tür stehengeblieben war, fuhr mit der runzeligen Hand über das schneeweiße Stoppelhaar und sagte kleinlaut: „Sie meinen wegen der Bank? Ja, ja, wenn ich offen sein soll, unter diesen Umständen weiß ich keinen.“ Dabei richtete er den Blick auf das Gesicht Schaberts so klar wie ein Mensch, der ein gutes Gewissen hat und niemand scheut.

„Dreißig Jahr arbeiten wir zusammen, Zangger. Wir sind zusammen alt und grau geworden. Wir haben auch früher schwierige Zeiten gehabt. Aber es ging doch immer wieder.“

„Ja, Herr Schabert, Sie hatten ſchwierige Zeiten, aber Sie haben auch immer viel Glück gehabt.“

„Sie ſagen das ja faſt vorwurfsvoll,“ ſagte Schabert.

„Das Glück eines anderen macht uns immer ein bißchen vorwurfsvoll gegen irgendwen, am meiſten gegen uns ſelbſt,“ erwiderte Zangger. „Sehen Sie, Herr Schabert, was haben wir nicht alles ſchon durchgefochten, zuſammen durchgefochten, ſo darf ich wohl ſagen. Wie oft habe ich Ihnen geraten! Schlaflos habe ich oft gelegen — um das Richtige zu finden. Und wenn Sie mir folgten, niemals haben Sie Pech gehabt. Iſt das ſo, Herr Schabert? Ich will mich ja nicht beklagen, weil ich das jetzt nicht mehr nötig habe, aber ich habe mir oft genug geſagt: wenn es nur ein kleines Zeichen der Anerkennung geweſen wäre, das er mir gegönnt hätte. Schon der Frau wegen, der Kinder wegen. Aber rein nichts.“

„Herrgott, Zangger, fangen Sie mir nicht auch noch an,“ empörte ſich Schabert. „Daß Ihnen nach ſolchem Schnickſchnack der Kopf ſtände, wie hätte ich das bei meiner Arbeit merken ſollen?“

„Jaja, Herr Schabert, wie Sie, denken gar viele Herren, und dann wundern ſie ſich noch, daß unſereins auch mal den Mund auftut.“

„Zangger, hätten Sie mir doch einen Wink gegeben. Sie ſind bei allen Fähigkeiten kein Kaufmann.“

„Herr Schabert, es gibt Dinge, die ein Menſch mit warmem Herzen fühlen muß.“

„Sie ſind ungerecht, Zangger,“ rief Schabert, der an ſeine private Arbeiterfürſorge dachte, aber zu ſtolz war, darauf hinzuweiſen, „Sie hätten vor zwanzig Jahren ſchon Prokuriſt werden können. Wollen Sie es noch, heute oder morgen?“

Lächelnd ſchüttelte der Buchhalter den Kopf. „Vor drei Jahren hatte ich alles dafür vorbereitet, als Sie vorhatten, Ihren Sohn in Charlottenburg zu beſuchen. Sie legten aber die Akten unbeſehen in den Tiſch hinein; jawohl, Herr Schabert, heute liegt es noch in Ihrem Tiſch, und aus der Reiſe wurde nichts.“

Schabert ſchloß den Schreibtiſch auf. Aber Zangger bedeutete ihm: „Nein, im linken Fach liegt's, da haben Sie es damals hineingelegt.“

Und ſo war es auch. Schabert nahm die Akten heraus und ſchlug ſich mit der Fauſt gegen die Stirn. Dann griff er zur Feder, ſetzte das Datum ein und unterzeichnete. „So, ſind Sie nun zufrieden?“

„Das will ich nicht, daß Sie in dieſer Stimmung das machen, Herr Schabert,“ ſagte Zangger, „für mich hat dies Aktenſtück keine Gültigkeit.“

„So? Sie meinen wohl auch, es ſtehe ſchlecht um mich, wie?“ ſchrie Schabert erboſt.

Aber Zangger entgegnete ruhig: „Nein, das glaube ich nicht. Wenn hier einer Beſcheid weiß,

ſo bin ich es, in manchen Sachen ſogar beſſer als Sie, Herr Schabert. Das denkt ſogar die Bank. Leſen Sie mal dieſen Brief.“

Damit reichte er ein Blatt hinüber, deſſen Inhalt Schabert mit allmählich ſich rötendem Geſicht durchflog. „Sie wollen alſo mein Vorgeſetzter werden, jaſo! Deshalb werfen Sie den Titel eines Prokuriſten ſo weit weg! Direktor! Jaſo!“

Nun wurden Zanggers Augen hinter ſeiner Brille kugelrund: „Sie ſollten gar nicht ſo höhniſch und wegwerfend lachen, Herr Schabert. Schlecht würden Sie mit mir als Direktor gar nicht fahren. Auf den Titel bin ich nicht erpicht, und was die Bank tut, iſt ihre Sache. Aber im Ernſt geſprochen, bin ich es denn nicht ſchon längſt?“

Eine Pauſe entſtand. Schabert ließ ſich auf einen Stuhl fallen und preßte die Hände vor die Stirn.

„Wären Sie mir nur immer gefolgt! Habe ich Ihnen nicht abgeraten, die große neue Keſſelſchmiede zu bauen? Durch das Bauen ſind wir der Bank in die Hände gekommen, und jetzt iſt obendrein der Schuh zu groß für den Fuß. Habe ich Ihnen nicht vor Tag und Jahr geraten, allmählich zur Akkordarbeit überzugehen? Habe ich Sie nicht gewarnt vor allzu großer Nachgiebigkeit gegen die Arbeiter? Jetzt haben Sie den Lohn. Ich habe Sie vor dem Zynismus Doktor Simmels gewarnt. Ich war dagegen, mit dem Remſcheider Kredit-

verein gänzlich zu brechen.“ Der alte Zangger hielt nicht zurück. Die Luft mußte einmal geklärt werden.

Schabert war es, als hielte der alte Mann einen kleinen Hammer in der Hand und hämmerte damit auf einen Metallschild, auf dem der Name Schabert stand. Er hämmerte damit so lange auf einen Fleck, bis der Fleck glänzte. Und hörte nicht auf, bis der ganze Schild blitzblank war. Er entwickelte eine Kette von Vorwürfen, Anklagen, Mißverständnissen, wie sie in jedem Geschäft in langen Jahren sich häufen. Und der alte Buchhalter hörte dann erst auf, als Schabert die Stirn stöhnend auf die Fäuste legte. Es wurde ihm nichts erspart, nichts.

Da nun im Nachbarzimmer von neuem das Telephon weckte, ging Zangger hinaus und antwortete dem Anrufer: „Ja, er ist hier. Sofort heimkommen? Jaja! Wieso? Wer ist krank? Der junge Herr? Krank? So? Seit Monaten? Gott, das hat ja kein Mensch gewußt. Soso! Ist's denn sehr schlimm? Gott! Gott! Heute noch? Sagt das der Arzt? Gott! Gott! Nein, ich sage ihm nichts! Adieu, Fräulein!“

Als Zangger das Privatkontor wieder betrat, saß Schabert aufgerichtet vor seinem Schreibtisch und sah mit starren Augen zum Fenster hinaus. Kein Zug regte sich in seinem Gesichte, nur die Wangen des Alten waren naß. Da verhielt Zangger, der seinen Auftrag ausrichten wollte, vor diesem

ungewohnten Anblick den Atem. Ist es an und für sich schon ein erschütternder Anblick, in den Augen eines starken Mannes Tränen zu sehen, traf es Zangger im Innersten, weil er sich nicht unschuldig fühlte. Bestärkt durch das, was er am Telephon gehört, ergriff er das Schreiben der Rheinisch-Westfälischen Bankvereinigung, das ihm vertraulich Anfrage und Angebot gestellt hatte, zerriß es und legte die Fetzen vor Schabert auf den Tisch und sagte: „So, Herr Schabert, überlassen Sie mir alles. Es ist ja nicht das erstemal. Gehen Sie heim zu Ihrem lieben Jungen. Weiß Gott, ich wußte nicht, daß er krank war, niemand hier hatte davon eine Ahnung. Man hat telephonisch nach Ihnen verlangt. Sie möchten gleich heimkommen. Ich such' derweil einen Ausweg."

Schabert erhob sich schwerfällig. Zangger begleitete ihn an die Tür, streichelte dem großen Manne den Rücken, und schob ihn liebevoll zur Tür hinaus. „Ich darf doch handeln, wie ich will?" fragte er noch, und Schabert nickte, ohne sich umzusehen, während er die Treppe hinabstieg.

Zu Hause angekommen, traf der Fabrikbesitzer den Arzt am Bette des Sohnes, der mit fiebrigem Lächeln, das sein Gesicht verstellte, sehr matt dalag. Er wußte beim Eintreten in die Wohnung, was geschehen war; blutige Bettbezüge lagen im Vorzimmer, eine Waschschüssel mit Blutwasser stand auf dem Tisch.

„Sind wir so weit schon?“ fragte Schabert den Arzt im Nachbarzimmer.

„Vielleicht, aber Bestimmtes kann ich nicht sagen,“ antwortete der Arzt.

Da brauste Schabert auf: „Ja, wenn er tot ist, dann können Sie etwas Bestimmtes sagen!“ Er mußte grob sein, sonst wäre er wieder weich geworden. Er trat an das Krankenbett zurück.

Von der ernsten Auseinandersetzung am Vormittag schien der Kranke nichts mehr zu wissen. Er lächelte, hustete, erzählte mühsam und abgerissen, daß ihm ein Äderchen im Halse geplatzt sei, sprach von der Zukunft, von Plänen, Spaziergängen und Reisen, die er vorhabe, und machte vergebliche Versuche, zu pfeifen.

Schabert hielt ihm die Hand, strich ihm das fieberfeuchte Haar aus der Stirn und legte ihm den Kopf, der kraftlos zur Seite hing, besser in die Kissen, wobei er den Körper des Schwachen ein wenig aufheben mußte.

„Du tust mir weh, Papa, du hast so harte Hände ...“

Schabert erschrak über das Leichtgewicht des Ärmsten. Er sah auf das Häuflein Mensch, das heute morgen noch seinen Zorn am Stärkeren auslassen mußte, und tiefes Erbarmen ergriff ihn. Er schaute ihn schweigsam an. Wie gebannt saß er am Bett. „Mach doch die Augen nicht so starr!“ sagte er zu dem Hilflosen, dessen Augen glanzlos

geworden waren. Der Kranke antwortete nicht. Man hörte nur seinen leise röchelnden Atem. Nun brauchte Schabert den Arzt nicht mehr zu fragen. Er wußte, daß es schnell zu Ende ging.

Als es zwei Uhr schlug, trat der Alte in das Eßzimmer, aß vom kalten Essen ein paar Bissen stehend und verließ das Haus. Er fuhr zur Redaktion der Abendzeitung.

Im Torbogen der Druckerei begegnete er Herrn Wohlwend, der ihm die Hand wie einem alten Bekannten zureichte. Weil der Regen nachgelassen — ein Sturm jagte die Wolken über die Stadt —, schlug Wohlwend einen kurzen Gang durch die Anlagen vor. Schabert war's recht.

Wie ein Knäblein erschien der Redakteur, der Mühe hatte, neben dem Eisenwerkbesitzer Schritt zu halten. Sie durchquerten das Arbeiterviertel, und als sie das Brücklein über den Stadtkanal, das zur alten Friedhofsinsel hinüberführte, überschritten, sagte Wohlwend das erste Wort. Er brachte es nur schwer heraus, denn was er mitzuteilen hatte, war ihm selbst sehr unangenehm.

„Es ist das eine eigene Sache mit der Lyrik," begann er umständlich, „und ich gebe zu, daß von hundert Kritikern, die Lyrik beurteilen, keine drei genau wissen, worauf es ankommt. Deshalb, meine ich, ist mein Urteil vielleicht nicht maßgeblich. Es braucht auch Ihnen gar nicht maßgeblich zu sein. Es ist nämlich mit der Veränderung der lyrischen

Ideenwelt eine tiefe Umwandlung der Ausdrucksformen vor sich gegangen, die im Zusammenhang mit dem — mit dem, was wir lyrisch genießen können, geworden ist. Ich meine also, daß der Rahmen des in der Lyrik Möglichen von Goethe bis Richard Dehmel und darüber hinaus groß geworden ist. In neuester Zeit gibt es eine sehr große Anzahl Lyriker, die diesen Rahmen sogar verlassen haben. Nun will ich beileibe nicht sagen, daß das, was diese Lyriker schreiben, direkt schlecht ist, ich muß aber gestehen, da ich den Satz „über den Geschmack ist nicht zu streiten", für eine billige Phrase der Geschmacklosen halte, daß mir für die Arbeiten dieser Lyriker das Organ fehlt ..." Dabei lächelte Erich Wohlwend unbeholfen.

Schabert aber blieb stehen und sagte: „Entschuldigen Sie, Herr Wohlwend, ich habe von dem, was Sie soeben ausführten, kein Wort verstanden. Ich habe aus Ihren Worten nur das eine herausgehört, daß Sie über den Wert der Gedichte meines Sohnes im Zweifel sind."

„Allerdings," entgegnete Wohlwend, und begann von neuem zu sprechen.

Da er aber keinen Schluß fand, unterbrach ihn Schabert: „Machen Sie es kurz, Herr Wohlwend! Ich verstehe von diesen Dingen nichts. Taugen die Gedichte meines Sohnes etwas oder nicht?"

Da brachte Wohlwend mit sichtbarer Anstrengung heraus: „Herr Schabert, ich kann Ihren

Wunſch nicht erfüllen. Es geht nicht. So gern ich die Arbeit übernommen hätte.“

„Was heißt das?“ fragte Schabert, „Sie glauben, die Gedichte nicht loben zu können?“

„Das iſt ganz ausgeſchloſſen,“ ſagte der andere.

Schabert hatte nun die kurze Antwort, wie er ſie begehrte. Da hängt ein Leben an der Minute, dachte er, und da markten die Menſchen noch. Er begriff Erich Wohlwend nicht, ſuchte aber zu retten, was zu retten war, und obwohl in ſeinem Auge die Verzweiflung ſtand, die ſein Herz um und um kehrte, zwang er ſich zur Ruhe und knüpfte von neuem an: „Auf ein reines Lob hoffte ich auch gar nicht. Ich dachte an eine ſachgemäße Beſprechung, die durch klare Verteilung von Lob und Tadel den Leſer überzeugt.“

„Das hatte ich auch vor,“ ſagte Wohlwend, der den gereizten Ton Schaberts mißverſtand, „aber Bücher dieſer Art beſprechen wir in der Abendzeitung ſonſt überhaupt nicht.“

„Warum nicht?“ fragte Schabert nun ſehr laut.

„Weil uns der Raum zu teuer iſt,“ erwiderte Wohlwend einfach und beſtimmt.

So verhöhnt und verlacht ein junger Dichter ſein mag, ſelbſt Schabert, der ſeinem Sohne bis heute ſogar gezürnt hatte, hätte nichts dagegen gehabt, wenn er ein wirklicher Dichter geweſen wäre. Deshalb fuhr es ihm heraus: „Na! Na! Erlauben Sie mal! Sind die Gedichte ſo ſchlecht?“

„Allerdings, Herr Schabert," erwiderte Wohlwend in größter Ruhe, „sie sind derart, daß ich darüber nicht schreiben kann."

Das erschien Schabert denn doch ein wenig stark. „Auch nicht ein paar lumpige Zeilen?" fragte er, „Gott, was für einen Unsinn liest man sonst in den Zeitungen!"

Das hatte Herrn Wohlwend nicht gefallen. Noch um eine Schattierung bestimmter entgegnete er: „Die Abendzeitung ist sehr sorgfältig redigiert. Möglich, daß mir schon mancherlei untergelaufen ist, was besser nicht gedruckt worden wäre, denn ich bin noch nicht lange im Amt. Mit ein paar lumpigen Zeilen ist Ihnen auch nicht gedient. Und dann: schon die Tatsache, daß eine Zeitung vom Range der unsrigen ein Buch erwähnt, gibt dem Werk eine gewisse Stellung. Und schließlich handelt es sich nicht allein um das Buch und die Zeitung, es handelt sich auch um mich. Ein Kritiker muß geradeso auf dem Posten stehen wie ein Künstler. Es ist für seine Geltung nicht nur das entscheidend, was er ablehnt, sondern in erhöhtem Maße auch das, was er lobt."

Da sah Schabert in eine Welt hinein, die er noch nicht kannte und nur halb begriff. Aber er merkte, daß es auch hier kein Vor und Zurück gab, ohne die Erfüllung der Bedingungen, die in den Gegenständen selbst ruhen. Gegen seinen Willen keimte etwas wie Achtung in ihm für diesen Beruf.

Es tat ihm aber auch wohl, daß Wohlwend an seine Ablehnung nicht die Erniedrigung eines freigebig gespendeten Mitleids geknüpft hatte. Also auch hier Unabänderlichkeit.

Schweigsam schritten sie nebeneinander her. Nicht einmal eine letzte Freude konnte er dem aufgegebenen Sohne spenden. In der Unentschlossenheit, ob er sich nun verabschieden solle oder nicht, kam ihm ein neuer Gedanke. „Sie kennen die Umstände, die mich zu Ihnen geführt haben; ich spreche Ihnen nochmals eine Bitte aus. Schreiben Sie eine gute Besprechung. Ich gebe es Ihnen schriftlich, daß ich sofort sämtliche Bücher aufkaufen und selbst die Vernichtung in meiner Fabrik überwachen werde."

„Eine qualifizierte Lüge angesichts des Todes schreckt mich nicht zurück, Herr Schabert," entgegnete Wohlwend, „aber das Einstampfen oder Vernichten einer Auflage, derart, daß kein Buch draußen bliebe, dürfte wohl jetzt, nachdem Wochen seit der Ausgabe verstrichen sind, unmöglich sein. Sie könnten das Buch auch ohne weiteres gar nicht zurückziehen. Sie müßten erst Einblick in den Verlagsvertrag nehmen. Und wer bürgt Ihnen dafür, daß das Buch nicht an Dutzenden von Zeitungen in den Redaktionsstuben vorliegt? Und wenn dem so wäre, wie stände ich da?"

Nun konnte Schabert kein Wort mehr sprechen. Er zog seinen Hut, entschuldigte sich höflich und bitter,

daß er die Zeit des Redakteurs in Anſpruch genommen habe, und verabſchiedete ſich.

Wohlwend blieb ſtehen. Was ſollte er tun? Auf dem Grunde ſeines Herzens lag der brennende Wunſch, dem alten Mann zu helfen, deſſen Schickſal ihn erſchütterte.

Schabert ſah ſich nicht um. Er ging mit auf den Boden gehefteten Blicken auf die Säulenpforte des alten Friedhofs zu, an der man angelangt war, und nahm den Hut vom Kopf. Dann warf er, hindurchſchreitend, wie ein Verzweifelter den Kopf in den Nacken.

Der Oktoberſturm fuhr in die Büſche des Friedhofs hinein, warf ſie zurück, ſtieß von unten gegen die ſtarkſtämmigen Bäume, daß ſie wankten wie alte Männer, denen ein Schwarm wilder Kinder in die Beine gefallen. Blechkränze klangen hell auf den Totenſteinen. Ein Schock dunkler Vögel trieb mit zerblätterten Federn und lahmen Flügeln mit dem Gewölk. In unverſtändlichen Lauten ſchrie der Wind, bald lallend wie Trunkene, bald ſtöhnend wie berſtende Äſte, bald ſchrill wie die Notzeichen heranbrauſender Nachtzüge, die lichtlos ins Dunkle fahren.

Schabert ſprach in den Wind hinein, zuſammenhanglos, wie die Töne der Natur, die um ihn tobte. Der Sturm füllte ihm erſtickend den Gaumen und ſchlug ihm jeden Laut vom Mund. Er ſchüttelte ſich wie ein Tier, das aus dem Waſſer

kommt. „Nur fort, fort aus dieſem Leben!“ ſtöhnte er.

Am Grabe ſeines Weibes hielt er an, ſah geiſtesabweſend auf die Schrift, bis ihm die Bilder vor der Seele vorbeitrieben, wie die Wolken am Himmel. Er konnte nichts denken und hoffte auch nicht auf die Rettung eines Gedankens. Er ſpürte nur, wie es eiskalt über ſein graues Haar ging, wie ihm der Schweiß auf der Stirn gefror, derweil der Wind ihn durchwühlte. „Du haſt recht gehabt,“ rief er laut, „du haſt dich beizeit davongemacht —“

Und während ſein Aug' im raſchelnden Wirrwerk des Efeus, das ſeines Weibes Grab überwuchs, ſich verfing, weckte ihn aus der dumpfen Müdigkeit, die Herr über ihn werden wollte, eine Hand, die ſich ſchüchtern auf ſeinen Arm legte. Schabert fuhr herum. Wohlwend war dem Verzweifelten nachgegangen und rief, faſt ſchreiend den Wind überbietend: „Es gibt doch noch einen Ausweg, Herr Schabert, jawohl!“

Schabert ſchaute den Redakteur, dem der Wind den Bart nach der linken Geſichtshälfte riß, erſtaunt an und rief: „Wieſo?“

„Wegen der Zeitung, meine ich,“ rief Wohlwend in die Höhe.

Schabert ſtand aber wie angewachſen da, ſchien zu überlegen. Wohlwend trat zurück und ließ ihm eine Weile Zeit. Dann legte er die Hand in den Arm des Alten, zog ihn ſanft hinweg und wieder-

holte: „Es gibt doch noch einen Ausweg, kommen Sie jetzt nur mit. Ich will alles tun, was ich kann.“

Und während beide durch die engen Straßen gingen, wo der Sturm weniger hauste, entwickelte Wohlwend seinen Plan.

Vorausgesetzt, daß der Chefredakteur seine Einwilligung gäbe und nichts Dringendes vorläge, wolle er in ein paar Überstunden, die allerdings Schabert bezahlen müsse, sofort nach Fertigstellung der Abendausgabe, die um dreieinhalb Uhr beendet sei, das Feuilleton der Titelseite, soweit er Raum brauche, neu setzen und gießen lassen und an erster Stelle unter dem Strich eine Besprechung des Gedichtbandes bringen. Wie er sich erinnere, sei schon mehrere Male in Fällen äußerster Dringlichkeit sogar der begonnene Druck der Zeitung wieder unterbrochen worden, so daß eine Änderung nach dem Druck, für diesen besonderen Zweck, kaum auf große Schwierigkeiten stoßen dürfte. Er wolle selbst darüber wachen, daß nur drei Exemplare dieser Zeitung, die er Schabert sofort übersenden werde, gedruckt würden. Er selbst wolle die Vernichtung der etwa noch übrigen Blätter besorgen, müsse aber die Bedingung stellen, daß Schabert die ihm übersandten Zeitungen sofort vernichte, wenn —

„Wenn mein Sohn tot ist . . .“ vervollständigte Schabert.

Wohlwend nickte. Schabert, der noch einen Zweifel im Geſicht des Redakteurs zu erkennen glaubte, fügte hinzu: „Er überlebt die Nacht nicht. Ich weiß nicht einmal, ob ich ihn noch lebend finde.“

„Dann will ich mich beeilen,“ ſagte Wohlwend und ging auf eine Trambahn zu.

Schabert hielt ihn zurück. Er wollte danken, fand aber nur geſchäftliche Worte: „Sagen Sie dem Herrn Chefredakteur, daß ich bereit bin, tauſend Mark in die Kaſſe Ihrer Arbeiter zu zahlen, wenn mir dieſer große Dienſt geleiſtet wird.“

„Das bleibt Ihnen unbenommen, Herr Schabert,“ erwiderte Wohlwend, „es iſt aber nicht die Hauptſache. Ich habe kein Recht, Ihrer Wohltätigkeit in den Arm zu fallen oder gar etwas, was unſeren Arbeitern zugedacht iſt, zurückzuweiſen. Aber ich glaube, daß auch Sie genau es wiſſen, wieviel menſchliches Mitgefühl in den einfachſten Menſchen ſteckt, wie einer für den anderen einſteht, und daß keiner unſerer Setzer mehr als ſeinen Überſtundenlohn beanſpruchen würde, wenn er von dem grauſamen Geſchick und dem ſchönen Vatergefühl wüßte, das Ihrer Bitte zugrunde liegt.“

So trennten ſich die beiden körperlich verſchiedenen Männer, die nun Zugetraute im Seeliſchen waren.

Schabert fuhr nach der Fabrik, die völlig ausgeſtorben lag, traf die Bureaubeamten vollzählig bei der Arbeit, erfuhr von Bergmann, dem Kaſſier,

daß Zangger sich für den Nachmittag beurlaubt habe, gab den Auftrag, an die Adresse Herrn Wohlwends tausend Mark zu übersenden, und entnahm der Kasse eine größere Summe, die er zu sich steckte.

Nach Hause zurückgekehrt, kam ihm die Magd leise entgegen und erzählte, daß Hermann um zwei Uhr eingeschlafen sei. Er fand, auf leisen Sohlen gehend, im dämmerigen Krankenzimmer den Bruder seiner verstorbenen Frau, mit dem er seit Jahren keinen Umgang gepflogen. Er gab dem Schwager schweigend die Hand und trat ans Bett, den Kranken zu betrachten, der mit rosagefärbten Wangen und gelber Stirn, die Hände gefaltet, leise atmend, schlief.

Nach einer Weile zog er sich, da er nicht mehr stehen konnte, in sein Schlafzimmer zurück, gab Auftrag, beim Erwachen Hermanns ihn zu wecken, und legte sich angekleidet auf das Bett, worauf er nach wenigen Atemzügen in einen todähnlichen Schlaf verfiel, wie er in Kriegszeiten den Soldaten überfällt, der nach unzähligen erschöpfenden und entbehrungsreichen Marschtagen stundenlang in schwerem Gefecht gelegen.

Um acht Uhr abends erwachte er, eiskalt, durch ein Klingelzeichen, tastete in der Finsternis, die ihn umgab, hinaus und hörte gerade, wie die Magd einen Arbeiter an der Korridortür dankend entließ. Es waren die Zeitungen, drei Nummern in einem gesiegelten Einband.

Mit steifen Fingern faltete er sie auf und las bei der Glühlampe des Hausflurs die Überschrift: „Ein neuer Lyriker."

„Lussy, ist er wach?" rief er der alten Magd, während er auf den Füßen wankte.

„Ja, Herr Schabert, seit zehn Minuten. Er hat eben nach Ihnen gefragt."

„Sagen Sie ihm, er soll sich freuen, soll lachen, es ständ' in der Zeitung!"

So rief er, damit es durch die Tür klingen sollte. Und mit viel Geräusch polterte er durch das Eßzimmer zum Schlafgemach des Sohnes: „Hermann, es steht in der Zeitung. In der Abendzeitung. Du! Von dir! Von deinem Gedichtbuch. Ausgezeichnet! Kerl, nie hätt' ich's gedacht."

Das Licht brannte schon. Auch die kleine elektrische Bettlampe strahlte. Hermann lag lächelnd in den Kissen. Er hatte die Arme auf der Decke ausgestreckt, die Finger in das Bettzeug gegraben, als wolle er das Glück, das der Vater verkündete, greifen, um es mit hinüberzunehmen. Er lachte, wenn es auch ein steifes Lachen war. Der Mund hatte sich geöffnet zu tiefen gierigen Atemzügen, so daß die obere Zahnreihe ein wenig sichtbar war. Das Auge, halb geöffnet, ruhte, zwischen den Lidern naß schimmernd, auf einem Punkt, ins Weite blickend.

„Soll ich vorlesen, Junge?" sagte er, den Kranken vorsichtig an der Schulter schüttelnd.

Hermann lächelte nur ſtärker, er nickte mit dem Kopf, als der Vater ihn berührte.

„Ein neuer Lyriker, ſteht oben drüber, drei Spalten ſind's," ſagte Schabert und las:

„Was ſoll ein Dramatiker uns geben? Vor allem: Größe der Perſönlichkeit. Was erwarten wir vom Epiker? Vor allem: Mannigfaltigkeit des Erlebniſſes. Was macht den Lyriker aus? Antwort: die lebendige Seele. Das iſt freilich nicht ausſchließlich gemeint. Wie es aber richtig iſt, daß es große Perſönlichkeiten geben kann, die mit lebendiger Seele in dem Reichtum der Erlebniſſe glücklich waren oder an ihm litten, ohne Dichter zu werden, vielleicht weil der Wille, der Wunſch oder die Fähigkeit fehlte, den innern Hort ans Tageslicht zu fördern, ſo iſt dies ebenſo richtig, daß ohne dieſe Dreiheit — Perſönlichkeit, Vielheit des Erlebniſſes und lebendige Seele — niemals ein großer Dichter wird. Heute glaube ich nun, von einem echten Dichter reden zu können, von einem Dichter, der das, was ſein Eigenſtes iſt, ſchlagend, ſtark und neuartig ſagen kann. Vor mir liegt ein ſchmales, aber bedeutungsvolles Bändchen. Es führt den Titel „Lieder einer Leidenſchaft" und trägt den Dichternamen Hermann Schabert. Ich werde dieſe Lyrikſammlung in meiner Bibliothek zu den beſten ſtellen und den Namen des Autors in mein Notizbuch ſchreiben, weil ich zuverſichtlich glaube, daß dieſem jungen Künſtler ein Stück Zu-

kunft gehört — Hörst du, Hermann?“ fragte Schabert, „weil ich zuversichtlich glaube, daß diesem jungen Künstler ein großes Stück Zukunft gehört . . .“

Schabert unterbrach sich. „Hermann!“ Der Vater rief den Sohn laut an. Der aber rührte sich nicht. Seine Augen standen weit offen, mit großen Pupillen. Die Oberlippe war trocken und fahl und ließ nun die ganze obere Zahnreihe schimmernd frei.

Schabert schlug die Decke zurück, ergriff, hob und schüttelte den zerbrechlichen Körper; horchte an der Brust, legte die Wange auf das Gesicht des Sohnes, fühlte Nase und Stirn des immer noch Lächelnden kalt und rief von neuem rauh: „Hermann!“ Aber er erhielt keine Antwort mehr.

Da richtete sich der Alte auf. Nur seine Lippen bewegten sich, als schmecke er die Galle seines erbarmungswürdigen Daseins, das mit mißfarbiger Fratze aus jeder Ecke grinste. „Nicht mal diesen armseligen Betrug hat mir der Himmel gegönnt,“ sagte er matt, „nicht mal das bißchen Freude, den armen Jungen noch einmal lächeln zu sehen.“

„Er lächelt ja!“ sagte der Arzt.

Schabert nahm den bei jeder Berührung wackelnden Kopf des friedlich Daliegenden in die Hände und schaute ihn an.

Der Arzt hatte das Fenster geöffnet. Kalte Nachtluft schlug herein. Dicke Finsternis quoll aus der Tiefe. Die Augen des Entschlafenen weiteten

ſich noch mehr, faſt überirdiſch, ſo daß es ſchien, als könne man dem Toten bis auf den Grund der Seele ſehen.

Schabert war es, als blicke er in dieſes erloſchene Leben hinein, das im Innern noch glühte. Die Seele ſuchte nach Licht, Sternglanz einzulaſſen, der über dem undurchdringlichen Gewölk ſtand. Sie ſuchte nach Strahlen, nach denen ein zitternder Menſch, wenn auch vergeblich, mit ſchwachen Fingern gegriffen.

Nun aber ging er heim, wie ein armer Ährenleſer vom Felde der Erde, mit dürftigen geknickten Halmen. —

„Das iſt für euch," ſagte Schabert zu den Umſtehenden, „ich bin hier nicht mehr vonnöten. Laſſen Sie mich," wehrte er rückſichtslos den Arzt ab, der ihn halten wollte, „jedes Wort iſt zuviel."

Mit dieſen Worten ſtieß er den Schwager zur Seite und ging hinaus. Er hörte nicht, daß man ſeinen Namen rief.

Als gäbe es einen Auftrag hurtig zu erfüllen, miſchte ſich Schabert auf der Straße unter die Menſchen und eilte in großen Schritten nach dem Bahnhof. Er wußte ſelbſt nicht, was er tat, als er eine Fahrkarte nach Köln löſte, nur von dem inneren Willen gepackt, fluchtartig davonzufahren. In Köln angekommen, beſtieg er den bereitſtehenden Nachtzug nach Berlin. Während der Zug über die eiſerne Rheinbrücke donnerte, wurde ihm klar, was

er wollte. Er mußte davonfahren, weil eine Gefahr auf ihn lauerte, weil ein dunkler Panther, der zum Sprung angesetzt hatte, seinen Nacken bedrohte. Furcht, die er nie gekannt, umlauerte und überfiel ihn, wie sie im schluchtenreichen Hochgebirge den Stärksten überfällt, der hinter stotzigen Felszacken schweres Gewölk heraufkriechen sieht, aufgeiernd, die Luft verfinsternd, durch eiskalte Sturmstöße Ahnung kommenden Unglücks vor sich hertreibend. Gejagt, gehoben, fühlte er sich entführt und von dem Gedanken getragen, daß mit jeder Schienenlasche, die das sausende Rad des Zuges überschlug, die Rettung sich ihm nähere. Nur die Ferne galt ihm als Rettung. Indes überkam ihn die Freude des erschöpften Feiglings, der, mit zitternden Knien, beim ersten Rückwärtsschauen die Kräfte des Verfolgers versagen sieht. Er schaute durch das Fenster, sah im glostenden Lichte die Zickzackbilder einer gespenstischen Welt, die, wie im Wirbel, lichtwerfend, schattenzeichnend, auftauchte und verschwand, überwunden, niedergeworfen, von der größeren Kraft verhöhnt.

Er saß erschlafft im überheizten Wagen, in seinen Mantel zusammengesunken, und schlief mit offenen Augen, gab Rede und Antwort, gleichgültig und klar, wie jeder andere. Er verglich sein Leben mit dem der Mitreisenden, die mit hängenden Gesichtszügen mit dem Schlaf kämpften oder im unruhigen Schlummer sich streckten, und fragte:

Sind ſie ſo gleichgültig oder tun ſie nur ſo? Warum ſitzen ſie ſo teilnahmslos da? Warum reiſen ſie? Einem Schickſal entgegen, einem Unheil zu entfliehen? Nein, alle entfliehen ſie, alle. Sie ſagen es nur nicht. Und es erſchien ihm als das Zeichen der arbeitenden Zeit: die Menſchheit iſt auf der Flucht. Mit dieſem Gedanken ſchlief er ein.

Nach acht Stunden in Berlin angekommen, bemerkte er, daß er kaum noch gehen konnte. Er mußte ſich auf den Arm eines Schutzmannes ſtützen, der ihn durch das Gewirr der Wagen über die Straße führte. Er ſtand, mit kaltem Schweiß auf der Stirn, faſt zwei Stunden an einer Straßenecke und ließ ſich dann, halb betäubt, bei jedem Schritte zitternd und wankend, von der Menge fortſchieben.

Auf einem blauen Straßenſchild las er, jede Silbe buchſtabierend, die Worte „Potsdamer Platz“. Mit Anſtrengung beſtieg er die Treppe zu einem Gebäude, das einer Torwache ähnlich ſah, um ſich ein wenig aus dem Getriebe zu retten. Aber auch hier ging es Tür auf, Tür zu. „Das iſt ja ein Poſtbureau,“ ſagte er laut und ſchob ſich mühſam in das Haus hinein. Er riß, während ihn eine nicht niederzukämpfende Übelkeit überfiel, ein Depeſchenformular ab und adreſſierte an Zangger die Worte: „Ich bin nach Berlin gefahren. Ich will Ruhe haben. Man ſoll nicht nach mir forſchen. Schabert.“

Der Poſtbeamte öffnete für einen Augenblick das Fenſterchen, ſah erſtaunt in das durchfurchte,

erdfarbene Geſicht des Aufgebers und fragte: „Eiſenwerk Schubert?“

„Schabert,“ lallte der Alte, der kaum mehr ſprechen konnte.

Auf der Treppe, während er die Poſtſtelle verließ, überfiel ihn dunkle Nacht. Lautlos brach er an einer Rundſäule der alten Torwache zuſammen. Noch einmal wurde es ihm für einen Augenblick licht. Er lallte: „Ich bin krank. Ich will in ein Krankenhaus.“ Dann ſchwanden ihm gänzlich die Sinne.

*

Aber die Kraft des Hünen war noch nicht gebrochen. Als er nach elf Tagen die Schweſter nach dem Tage ſeiner Einlieferung fragte, rechnete er nach: „Alſo am Tage vorher iſt mein Sohn geſtorben, am 17. Oktober, und jetzt iſt der 29. Oktober.“

Aufſtehen durfte er freilich noch nicht. „Ich muß nur ſchlafen, dann geht es wieder,“ pflegte er zu ſagen. Und er lag in tiefen lautloſen Nächten in einem bleiernen Schlafe. Am Tage begehrte er, ewig vom Hunger geplagt, zu eſſen: „Schweſter, geben Sie mir doch keine Suppen,“ bat er, „ich muß mich geſund kauen. Ich muß etwas zu beißen haben.“

Mitte November wurde er entlaſſen. Nach einer Zeit, in der die Unruhe ihn faſt innerlich verbrannt hatte, ſchritt er, mit einem nie gekannten Gefühl

innerer Dankbarkeit, in einen ſonnigen Spätherbſttag hinaus, noch ſehr ſchwach, aber frei ...

Er ſchämte ſich, wie er ſich die Wochen geſchämt, daß er davongefahren war, ein Flüchtling, und er begriff nicht, wie er es hatte tun können. Er begriff nicht, was über ihn gekommen war. Er wollte ans Grab ſeines Sohnes, ihn um Verzeihung bitten, daß er ihn fremden Händen überlaſſen. Er wollte vor die Bankdirektoren hintreten, alles durchkoſten, was der Zuſammenbruch des Werkes mit ſich brachte. Er wollte vor den Menſchen furchtlos erſcheinen, wie er immer geweſen war. Erſt dann gehörte ſein Leben ihm. Niemand hatte er Rechenſchaft zu geben als ſich ſelbſt. Und ſein Entſchluß war gefaßt.

Mit dieſen Gedanken ging er zur Bahn. Er nahm, wie ihm der Arzt dringend anempfohlen, einen Schlafwagen, und da ihn der Gang durch die Stadt, mehr als er glaubte, ermüdet hatte, ſchlief er bald ein, wachte erſt kurz vor Köln wieder auf, ſo daß er ſich flink ankleiden mußte, um den Zug ins Induſtrierevier noch zeitig zu erreichen.

Die Sonne ſchimmerte über dem rheiniſchen Land, als er der Heimatſtadt entgegenfuhr. Auf den Kartoffelfeldern ſtanden reihenweiſe Mägde und Knechte und winkten dem Zuge nach. Reif lag auf den Wieſen. In jedem Waſſertropfen glitzte Licht. Die Luft, die durch das geöffnete Wagenfenſter hereinſchlug, war lebenerweckend, ſtark und

herb. Es hungerte den Alten, körperlich und seelisch; aber je näher er der Stadt kam, desto unruhiger wurde er. Ja, schließlich überfiel ihn Angst und Herzklopfen. Er wagte den quälenden Wunsch, der ihn seit Wochen erfüllte, nicht auszusprechen, aber er wünschte seine Verwirklichung. Nun, an den Schornsteinen würde er es ja sehen, woran er war. Kein Bericht war an ihn gelangt, wie er es gewünscht hatte. Und als er Nachrichten selbst einforderte, war alles taub und stumm geblieben. Wahrscheinlich, um die Aufregungen von ihm fernzuhalten. Die alte Magd hatte nur einen Koffer Wäsche und Kleider geschickt.

In Gedanken am Fenster stehend, überrumpelte es ihn, als die ersten Häuser der Stadt vorübersausten, bekannte Straßen, Häuser, Geschäfte, Menschen. Jetzt mußte die Fabrik kommen. Er starrte in die Höh'. Wirklich! Wirklich! Es war kaum zu glauben. Dicker Rauch entquoll den Kaminen. Die Maschinen orgelten in allen Schuppen, die Transmissionen liefen.

„Na, selbstverständlich," sagte er, „warum sollte es denn anders sein?"

Am Bahnhofbüfett kaufte er ein Schinkenbrot und biß hinein mit dem gierigen Hunger eines Handwerksburschen, der drei Stunden nüchtern durch die gefräßige Luft eines harten Herbstmorgens gewandert ist. Er kaute auf der Straße weiter und stand nach kurzer Zeit am Tor der Fabrik.

Drei Wagen, mit Kohlen beladen, begehrten Einlaß, vier Wagen fuhren heraus, ehe er eintreten konnte. Einen Fluch schrie er dem Kutscher des zweiten Wagens nach, der dem Sattelpferd Peitschenhiebe gegen den Bauch gab. Als habe der Satan ihn im Genick gepackt, riß es den Fahrburschen herum, daß er fast unters Fuhrwerk geraten wäre.

Rechts und links am Tor hingen die Fetzen großer Plakate. Das eine konnte er noch gut lesen: An die Arbeiter der Schabertschen Eisenwerke. Die Fabrikleitung ist in Unterhandlungen eingetreten. Lohnzahlung am 18. Oktober, vormittags elf Uhr. J. A. der Schabertschen Eisenwerke: Zangger.

„Das ist sehr gut," knurrte der Alte halblaut in sich hinein, „die Fabrikleitung ist in Unterhandlungen eingetreten. Der Zangger hält sich wohl schon für den Herrn der Fabrik. Das ist sehr gut, sehr gut."

Der Oberingenieur verließ, ohne Schabert gewahr zu werden, die Fabrik.

„Emmerich, wo wollen Sie hin?"

„Guten Morgen, Herr Schabert," mit aufrichtiger Freude im hellen Gesicht begann der Oberingenieur zu lachen, „Sie hier, ich denke, ich schlage lang hin."

„Das können Sie nachher besorgen," sagte Schabert, die Hand des Beamten stark ergreifend, „ich frage Sie, wo Sie hingehen?"

Da war Oberingenieur Emmerich sofort im Geschäftlichen: „Eine dumme Geschichte, die Bürgerbrauerei hat die neue Dampfmaschine beanstandet.“

„Warum?“ klang es ernst.

„Weil sie die vorgeschriebene Kraft nicht entwickelt.“

„Wie? Was?“ fragte Schabert scharf, „eine Maschine von uns? Was sollte sie leisten?“

„Hundertsechzig Pferde. Die Berufsgenossenschaft war dreimal da. Es ist zum Tollwerden, aber es ist nichts zu machen.“

Da schossen Schabert die Stirnfalten zusammen. „Reden Sie mir den Unsinn nicht vor! Ist richtig gebremst worden?“

„Es war alles in Ordnung. Ich stehe vor einem Rätsel. Sie wirft bei hundertsiebenundzwanzig Pferden die Riemen ab. Einmal hat sie hundertneunundzwanzig gezogen.“

Schaberts Lippen preßten sich aufeinander, seine Kinnbacken arbeiteten. „Und nun?“

„Die Maschine soll demontiert werden.“

„Was? Sie wollen die Maschine wieder herausreißen? Wer hat sie montiert?“

„Hier — Kleinhardt und Lüscher,“ sagte Emmerich, auf die Monteure weisend, die sich auf drei Schritt in der Entfernung hielten.

„Kleinhardt?“ schrie Schabert.

Aber Kleinhardt, ein ernster Westfale, erwiderte ruhig: „Die Maschine ist ordentlich montiert worden.“

„Lüſcher," befahl Schabert, „Ingenieur Trabert und Georgi ſollen ſofort in die Bürgerbrauerei kommen," und mit einem Wink ſetzte er ſich in Gang.

Die Bürgerbrauerei war keine zehn Minuten entfernt. Die beiden Ingenieure hatten ihn unterwegs ſchon eingeholt. Schabert, kein Wort verlierend, ſtapfte, durch den Würzgeruch der Hopfenpfannen alle Kräfte ſtärker fühlend, nach dem Maſchinenhaus. Dort traf er den techniſchen Direktor der Brauerei.

„Ich habe Ihnen die Maſchine ſchon vorige Woche zur Verfügung geſtellt, Herr Schabert," ſagte dieſer in gereiztem Tone. „Ich habe in dieſer Zeit mit der kleinen Erſatzmaſchine gearbeitet, täglich nur einen halben Sud brauen können. Für jeden Schaden mache ich Sie verantwortlich."

„Das tun Sie nur," entgegnete Schabert, „aber meine Maſchine bleibt hier. Setzen Sie Dampf auf!" befahl er dem Maſchinenmeiſter.

Er ſelbſt ließ die Maſchine an, die lautlos arbeitete. Er nahm die Uhr heraus, zählte die Touren, prüfte jede Einzelheit, ſah jedes Ventil, jede Kurbel, jeden Öler nach. Mittlerweile waren noch einige andere Herren der Brauerei eingetreten.

Schabert ſprach mit niemand. Während die übrigen in Gruppen herumſtanden, das Für und Wider erwogen, hundertmal Erwogenes von neuem durchſprachen und wieder verwarfen, hantierte der Alte mit Zollſtock und Meßkette an der Maſchine

und begab sich schließlich an die Rohrleitung, die er eingehend besichtigte und ausmaß. Als er aus dem Kesselhaus wieder an die Maschine trat, pflanzte er sich, Atem schöpfend, vor Emmerich auf und fragte in Gegenwart aller Herren: „Woran liegt es?“

Die Maschine war wieder stillgelegt worden, die Herren traten mit verlegenen Mienen und Gesten näher.

„Sie haben doch studiert,“ klang es spöttisch. „Sie müssen das doch wissen. Nun? Ich frage die hohen Herren.“

Da keine Antwort erfolgte, sagte Schabert leichthin: „Nun dann will ich es Ihnen sagen: das Kind hat zu wenig Luft. Ein Verrückter hat die Zuleitung entworfen. Druckverlust im Dampfzuleitungsrohr. Und hier! Hier! Sehen Sie das? Das Zuleitungsrohr einen ganzen Dritteil stärker.“

Da meldete sich die zaghafte Stimme des jungen Ingenieurs Georgi: „Herr Oberingenieur, daran habe ich auch schon gedacht.“

Da schlug Schabert ein breites Lachen auf, er lachte, bis sein Lachen in Husten überging. Man hatte den Alten seit Jahren nicht lachen hören. Niemand war verletzt, alle lachten schließlich mit. Man gönnte es dem Alten. Das dunkle Gefühl, daß auf diesen Ausbruch der Freude kein Mensch in diesem Augenblicke mehr Anrecht hatte als dieser

alte geplagte, nie unterzukriegende Mann, der schon durch seine Gegenwart allen Mut und Vertrauen, aber auch Achtung einflößte, beherrschte jeden.

Die Schabertleute spürten seine Festigkeit, es beschlich sie die Ahnung, daß im Nebeneinander der Dinge dieser Mann den festigenden Kern ausmachte. „Da bin ich ja zu rechter Zeit heimgekommen," brummte er, und lauter fügte er hinzu: „Kleinhardt, Lüscher, sofort daran. Emmerich, sorgen Sie für Unterstützung. Nachtschicht. Herr Direktor," wandte er sich kurz um, „in achtundvierzig Stunden läuft die Maschine."

Und damit ging er hinaus in die Fabrik. Er war auf alles gefaßt und ballte die Fäuste.

Zangger wußte schon, daß er da war. Es leuchtete hinter seinen Brillengläsern verräterisch, fast überirdisch sonnig, denn das Glück, einem Menschen das Leben gerettet zu haben, ist das höchste.

„Woher haben Sie das Geld für die Lohnzahlung bekommen?"

„Ich habe es selbst vorgeschossen," sagte Zangger einfach.

Schabert antwortete nicht. Er sah den Buchhalter wie geistesgestört an, die innere Wallung verzerrte ihm die Miene, Glück und Schmerz sperrten ihm die Augenlider auseinander.

„Die Bank?"

„Remscheid hat alles übernommen nach Einsicht der Bücher und des Werkes. Ich habe vor-

läufig abgeſchloſſen. In vier Tagen war es gemacht. Es liegt zur Unterſchrift alles bereit.“

Da faßte ihn Schabert mit der Linken eiſern an und ließ die Fauſt der Rechten dem alten Buchhalter derart auf die Schulter fallen, daß Zangger laut aufſtöhnte. Schabert ließ ihn erſchrocken los. Zurücktaumelnd zerrieb er ſich die Stirn, damit das Heulen ihm nicht ausbrach, und ſagte in einem fort: „Zangger, das habe ich nicht verdient, bei Gott, das habe ich nicht verdient ...“

Nach einer Viertelſtunde zog er ſeine dicke kurze Joppe an, ſetzte ſeine flache Kappe auf und ging, die Fäuſte geballt in den Taſchen, zwar etwas mehr gebeugt als früher, in die Fabrik. Zangger ſollte nachher weiterberichten. Es zog ihn in die Werkſtätten. Als man ſeiner gewahr wurde, ertönte irgendwoher ein warnender Pfiff. Die Arbeiter holten höher zum Schlage aus. Ein Schloſſer rief in die Dreherei hinein: „Lohmann, Kerl, haſt verloren, der ſieht nicht aus, als habe er ſechs Wochen im Rheinwaſſer gelegen.“

Schabert aber, ohne links und rechts zu ſchauen, trat in den Funkenregen der Amboſſe, ging, überall ernſt und ehrerbietig begrüßt, durch das Werk, und hielt erſt im Walzwerk an, wo man das weiche Eiſen mit Zangen aus der Weißglut der Öfen zog ...

Mein Freund, der Herr Professor

Am Philoſophenweg, der am botaniſchen Garten entlang führte und die Univerſität mit der pſychiatriſchen Klinik verband, ſtand ein einfaches Häuschen mit grünen Jalouſien.

Dort wohnte ein penſionierter Offizier. Man hatte den Hauptmann von Schrenk nie in jungen Jahren gekannt. Solange man ſich zurückerinnern konnte, trug er graue Haare.

Es war etwas Gravitätiſches und Jugendliches im Weſen des alten Herrn. Jugendlich war vor allem ſein rotes Geſicht und ſein helles lebhaftes Auge. In welchem Jahre er in das Städtchen gekommen, wo er früher geweſen war, das hatte man ſchon längſt wieder vergeſſen. Jedermann wußte jedoch, daß Alfred von Schrenk am Philoſophenweg wohnte. Er bildete einen weſentlichen Beſtandteil des Städtebildes. Man hätte ſich eher einen Turm aus der Häuſerſilhouette wegdenken können, als den kleinen Hauptmann aus den Straßen der Stadt.

Als Hauptmann hatte Alfred von Schrenk eines Kopfleidens wegen quittieren müſſen. Auch heute noch mußte jede Aufregung von ihm fern-

gehalten werden. Er war eine jener ſchnell auf-ſiedenden Naturen, die, wie ein ſchabernäckiſcher Kochtopf über den Flammen den Deckel abwirft, alsbald jede Rückſicht fahren laſſen. Man mußte alſo ſehr vorſichtig mit ihm umgehen. Sein Temperament ſchien eine Pulvermine zu ſein, die ſich zuweilen ſelbſt entzündete. Daher kam es, daß die Ängſtlichen und Friedliebenden nicht mehr ſo nahe an ihn heranrückten. Zuweilen legten Böſewichter wohl den unvorſichtigen Finger abſichtlich auf die elektriſchen Leitungsdrähte, die ihn unſichtbar umſpannen. Ja, man lachte dann wohl, wenn Funke und Blitz überſprangen; aber man riskierte es doch nicht ſo ſchnell zum zweiten Male. Selbſt Menſchen, die auf Umgangsformen ſonſt wenig Gewicht legten, wechſelten den Ton, wenn ſie mit Alfred von Schrenk redeten, ja, der Barbier des Städtchens, der beim Raſieren jeden Bürger an der Naſenſpitze faßte, wagte kaum zu atmen, wenn er den roten Kopf des Reizbaren unter den Händen hatte. Deſto mehr lachte man heimlich über „Alfred den Großen“, wie ein Spaßvogel ihn getauft hatte.

Das war jahrelang ſo gegangen. Schließlich vergrößerte ſich der Bannkreis um die Perſon Schrenks ſo ſehr, daß dem kleinen Hauptmann die Fühlung zu ſchwinden begann. Alfred von Schrenk merkte das und wurde gereizt. Als er aber nun die Menſchen zu ſuchen anfing, rückte man ganz bewußt von ihm ab. Am Biertiſch beehrte er Herren

mit seiner Gesellschaft, die früher gar nicht für ihn gelebt hatten. Nach kurzer Zeit krakeelte er aber auch mit diesen. Selbst auf der Straße sprach er die Passanten an, Frauen verwickelte er in Gespräche und halbwüchsige Buben bekamen seine Verweise und Ermahnungen mit auf den Weg.

Der Hauptmann hatte eine Tochter. Agnes von Schrenk war ein spätes Mädchen, eine tannenschlanke, etwas verblühte Schönheit mit unnahbarer Miene. Ihr herbes Gesicht, ihr strenger Blick und ihre feierliche Stimme hatten ihr den Beinamen „die Äbtissin" eingetragen. Agnes von Schrenk schloß sich gegen jedermann ab. Obgleich niemand im Städtchen lebte, der mehr als hundert Worte mit ihr gesprochen hatte, galt sie für sehr klug. Sie pflegte ihren alternden Vater mit einer Engelsgeduld. Sie war ein tapferes Mädchen. Es konnte ihr nicht verschlossen bleiben, daß man ihren Vater mehr und mehr mied. Als man aufgehört hatte, mit ihm zu streiten, und zu lachen, ja zu lächeln begann, verließ sie nur noch abends das Haus.

Nur eine Freude hatte sie.

Samstags um fünf Uhr sprach regelmäßig Professor Liecham von der Universität vor. Wie dankbar war sie, daß dieser Mann hier lebte! Das war der einzige, der den Vater verstand. Immer war er gütig, gleichmäßig freundlich, mild und nachsichtig. Er sprach mit Agnes ohne verletzende Teilnahme, mit dem Hauptmann ohne Überlegen-

heit. Alfred von Schrenk ſagte: „Liecham iſt ein Kavalier, und er weiß, daß er im Hauſe eines Kavaliers verkehrt.“

Als Agnes von Schrenk im Herbſt ganz plötzlich am Typhus ſtarb, ſah das Städtchen einen eigenartigen Leichenzug. Er beſtand außer dem Pfarrer aus acht Perſonen. Hinter dem Sarge ſchritten: der Hauptmann, zwei Verwandte, die von weit herkamen, der Univerſitätsprofeſſor Liecham, der Stadtſergeant Krummel und drei Bürger, die auf Grund ihres Kontobuches den Zylinder geputzt hatten.

Der Hauptmann hatte nun faſt keinen Menſchen mehr in der Stadt. Nur der Profeſſor Liecham hielt zu ihm, und der Stadtſergeant Krummel war ſein Zechgenoſſe. Wie einſam und verlaſſen er war, das merkte er aber jetzt erſt, als er nach dem Leichenbegängnis ſein ſtilles Haus betrat. An der Hauptſtraße hatte Sergeant Krummel ſeinen weißbehandſchuhten Zeigefinger ſchweigend an den Helmrand gelegt, am Bahnhofsweg verabſchiedeten ſich ſeine beiden uniformierten Neffen, nur der Profeſſor Liecham war mit ihm in den Philoſophenweg eingeſchwenkt. Beide ſtanden nun ein Weilchen am Hauſe des Hauptmanns ſtill. Der verlaſſene Alte ſah an dem kleinen Profeſſor vorbei, ſein Blick flog über die meterhohe Hecke, die den ſchmalen Weg ſäumte, über den botaniſchen Garten nach der ſtechend blinkenden Zinne des Univerſitäts-

gebäudes. Es zuckte um den Mund des Alten. Aber eine Träne ließ er nicht aufkommen.

Endlich ſagte er, indem er dem Profeſſor faſt die Hand zermalmte: „Sie ſind mein einziger Freund, Herr Profeſſor ...“

„Auf nächſten Samstag ...“ erwiderte dieſer einfach und hob den Zylinder.

So verging der Winter und kam das Frühjahr.

Der Hauptmann ſah nun keinen Menſchen mehr an. Dieſe Idioten, dieſe Kretins, dieſe Gedankenſpatzen ... wie er ſie nannte. Da war kein einziger, der ihn verſtand. Kein einziger, der ſeine Gedanken faſſen konnte. Es rentierte ſich nicht, mit ſolch armſeligen Kreaturen zu verkehren. Und mochte das erbärmliche Neſt ſich den Kopf blauſtoßen, er verkehrte nur mit dem Stadtſergeanten Krummel und mit Profeſſor Liecham. Jeden Nachmittag ſaß er im „Rheiniſchen Hof“ mit Auguſt Krummel zuſammen. Der Poliziſt widerſprach nicht. Er wußte als alter Soldat, was er dem Herrn Hauptmann ſchuldig war. Die Unterhaltung begann regelmäßig damit, daß Krummel ſtramm aufſtand, den Säbel zwiſchen den Ringen faßte, einen Ganzen trank und hinterher meldete: „Ich erlaubte mir, dem Herrn Hauptmann einen Ganzen vorzukommen.“

Auf dieſen Augenblick warteten die Sueven, die im „Rheiniſchen Hof“ ihre Kneipe hatten. Sie legten im übermütigen Gelächter die Stirnen auf

die Tiſchkante ... Sie hatten dieſe Redensart dem alten Stadtſoldaten beigebracht, wenn er abends kam, um Feierabend zu bieten. Sonſt verhielt ſich Auguſt Krummel ziemlich ſchweigſam, denn die Unterhaltung beſtritt der Hauptmann. Krummel ſaß mit ſteifem Genick am Tiſch. Er ſah reſpektvoll den Hauptmann an und füllte die Redepauſen des anderen mit einem: „Zu Befehl, Herr Hauptmann“, aus. Die Zeche zahlte natürlich ſtets Alfred von Schrenk. Das war auch ganz in der Ordnung, denn Krummel war ein tapferer und aufmerkſamer Zuhörer, der alles hinunterkämpfte. Zwar verſtand er nicht alles, was der Hauptmann ſagte, aber er war wacker genug, ſolche Blößen militäriſch zu verbergen. Deſto beſſer verſtanden es aber die Muſenſöhne am Nachbartiſche. Sie hätten um keinen Preis ihre Kneipe gewechſelt, ſolange der Hauptmann dort mit Krummel ſeinen Veſperſchoppen trank und ſeine konfuſen Reden hielt.

Auguſt Krummel hatte es fürwahr als Zuhörer nicht leicht. Kaum hatte er ſeinen Gedanken eine beſtimmte Richtung gegeben, da ſprang der Hauptmann ſchon wieder ab. Unglaublich, was der für Gedanken im Kopfe hatte! So ſchnell kamen dem Alten die Ideen, daß er keinen Satz zu Ende ſprach, ſondern, wie ein flinker Treppenſteiger mehrere Stufen zugleich nimmt, von einem Satz in eine andere Konſtruktion hineinſprang, was um ſo verwirrender wirkte, als der Geſprächige häufig

zwiſchen zwei Atemzügen auch noch den Gedankeninhalt wechſelte ...

Am Samstag um fünf Uhr klopfte Profeſſor Liecham mit der Elfenbeinkrücke ſeines altfränkiſchen Ebenholzſtockes am Parterrefenſter der Schrenkſchen Villa. Seit dem Tod der Tochter ging er nicht mehr hinein. Im geſchloſſenen Raume fiel ihm die laute Stimme des Hauptmanns zu ſehr auf die Nerven. Im freien Felde, da konnte der ehemalige Offizier mit ſeiner Kommandoſtimme ſich austoben, ſoviel er wollte. Alfred von Schrenk, der ſeit dem Tod ſeiner Tochter ſein Äußeres etwas vernachläſſigte, erſchien zu dieſen Ausgängen ſo adrett wie früher. Ja, er machte für den Profeſſor ſogar beſonders Toilette. Die ganze Stadt ſollte es ſehen: dieſer angeſehene Gelehrte war ſein Freund! Der Krummel war ja in Wirklichkeit doch nur ein großer Hammel, das geſtand er ſich lächelnd zu ...

Aber der Profeſſor!

Die feinen Bemerkungen, die er zu ſeinen Ausführungen und Ideen machte! Er war eben durch und durch ein kluger Mann. Zuweilen geſchah es, daß der Profeſſor auf den Kopf das erriet, was er ſelbſt hatte ſagen wollen. Das war dann immer ſehr heiter. Aber das bewies eben treffend, daß ſie kongeniale Geiſter waren ...

Wiederholt war es ſchon paſſiert, daß der Gelehrte ganze Sätze, kühne Wendungen, ja ganze

Vorträge von ihm auf offener Straße ſich aufnotiert hatte.

„Schreiben Sie das nur auf ... ich autoriſiere Sie dazu ...“ ſprach dann ſtolz der Hauptmann. Tränen ſtanden ihm im Auge. Ja, unſere Gelehrtenwelt, wenn die nicht wäre!

Wie ein Miſtkäfer würde jedes Genie zertreten werden, unerkannt, troſtlos und einſam ſterben und verderben.

Wie ein Sieger ging er glücklich nach Hauſe ...

Es war im Mai des vergangenen Jahres, an einem Mittwochnachmittag. Alfred von Schrenk konnte es zu Hauſe nicht aushalten. Er ging, wie gewohnt, nach dem „Rheiniſchen Hof“. Weil aber Krummel noch nicht da war, ſetzte er ſich gar nicht und trat wieder auf die Straße.

Der Bürgermeiſter ging auf der anderen Seite der Straße. Alfred von Schrenk fuhr nach dem Hut. Der Bürgermeiſter aber blies über den linken Rockärmel hinweg und tippte mit dem Handrücken ſeiner Rechten ein Stäubchen fort. Oberlehrer Doktor Partner ſtieß faſt mit ihm zuſammen. Dem flog aber ein Sandkorn oder ſonſt etwas ins Auge ...

Nun ſah von Schrenk keinen Menſchen mehr an. Auguſt Krummel kam mit der großen Stadtſchelle die Straße herunter. Er ſchellte aus, daß in drei Dörfern die Maul- und Klauenſeuche erloſchen ſei ...

Hochgemut ſchritt der Hauptmann vorüber. Heute ſchämte er ſich dieſes Menſchen. Er beſchloß, den Dämmerſchoppen ausfallen zu laſſen.

Zum Profeſſor zog es ihn.

Auf der Uhr des Univerſitätsgebäudes ſchlug es fünf.

Die breite Freitreppe zum Seitenflügel ging eben ein großer Schwarm Studierender hinauf. Die Kerls mit den Mützen waren ihm verhaßt. Er redete einen ſchmächtigen jungen Mann an.

„Erlauben Sie mal, wer lieſt denn jetzt, das iſt ja die reinſte Völkerwanderung?“

„Profeſſor Liecham, Pathologie,“ antwortete weiterſchreitend der Student.

„Liecham ... ſoſo ...“ ſagte er ſtolz und vergaß auch nicht hinzuzuſetzen: „Liecham, mein Freund.“

Der andere aber hatte Eile.

„Jaja, das darf man nicht verſäumen ...“

„Erlauben Sie mal, junger Herr,“ rief er dem Enteilenden nach, „kann man da mal mitkommen?“

„Natürlich, mein Herr, kommen Sie nur! Das Kolleg wird ja von vielen geſchunden. Auditorium II, im erſten Stock links ...“

Hochatmend ging der Alte die Treppe hinauf, etwas unſicher, denn er kam ſich wie ein Eindringling vor, aber er hatte doch niemand auf der Welt wie dieſen Mann ... Er zitterte vor Aufregung in den Knien ... Was war es nur? Er war doch ſonſt

nicht weichherzig. Nun kam ihm faſt das Weinen an. Keinen Menſchen hatte er ſo verehrt, ſo geliebt, wie dieſen Gelehrten, der unbeirrt ihm treu blieb und zu ihm hielt.

Das Auditorium ſaß gedrängt voll. In der vorletzten Reihe der amphitheatraliſch angeordneten Bänke bat er um Platz. Alle Härte war aus ſeinem Weſen gewichen. Faſt verſagte ihm die Stimme. Man rückte höflich zuſammen.

Wie als kleiner Junge faltete er die Hände und murmelte: „Mein lieber Liecham ...“

Er beſann ſich, was er dieſem Manne eigentlich bisher geweſen. Die Überzeugung drängte ſich ihm auf, daß er die Freundſchaft dieſes bedeutenden Forſchers wie etwas ganz Selbſtverſtändliches hingenommen hatte. Er überlegte gar nicht lang, wie er Liecham ſeine Dankbarkeit beweiſen könnte. Ein ſchöner, ein vortrefflicher Gedanke war ihm gekommen: den größten Teil ſeines Vermögens wollte er für wiſſenſchaftliche Zwecke beſtimmen, einen Teil jetzt ſchon Liecham überweiſen, der ja immer über die unzweckmäßige Sparſamkeit der Regierung bitter Klage führte ...

Die Glocke ſchrillte durch das Haus. Das Stimmengeſchwirr erſtarb. Der Profeſſor war eingetreten. Tief neigte der Gelehrte ſein Haupt über den Leſetiſch und ordnete flüchtig noch einige Papiere, die er ſeiner Bruſttaſche entnahm. Dann hakte er umſtändlich ſeine goldene Brille von den

Ohren, legte sie vor sich auf den Tisch und begann frei zu reden.

Er wiederholte in der ersten Viertelstunde resümierend seine Ausführungen der letzten Vorlesung: Störung der Urteilsfunktion bei Wahnideen und begann darauf sein neues Thema: „Pathologische Tatsachen und das Denken."

An der Hand von durch Kraepelin und Wernicke mitgeteilten Beispielen schilderte er zuerst eingehend drei Krankheitsbilder, fixierte das Anormale dieser Fälle und wandte sich darauf dem normalen Denkprozesse zu, indem er aus den pathologischen Tatsachen praktische Beziehungen für die Erklärung des normalen Denkprozesses herleitete. Der Hauptmann hörte mit angestrengtester Aufmerksamkeit zu.

Er war gar nicht gewöhnt, anderen zuzuhören. Das lag jedoch nicht allein in seinem Wesen, sondern es machte ihm stets große Schwierigkeiten, eine längere Rede in sich aufzunehmen. Predigten hörte er wohl an, aber er hatte seine eigenen Gedanken dabei. Es fiel ihm überhaupt schwer, sich zu sammeln. Nun saß er im Hörsaal und hatte Mühe, drei oder vier Sätze hintereinander ganz zu erfassen. Etwas wenigstens wollte er doch behalten, um mit dem Professor später darüber reden zu können. Er zwang sich zur größten inneren Sammlung, vergaß aber alles wieder zu schnell. Was Liecham zu Anfang gesagt hatte, war ihm schon jetzt wieder entschwunden.

Ja, wenn er sich genau prüfte, so hatte er schon rein alles vergessen. Er ballte seine Fäuste. War denn sein Gedächtnis so schwach geworden? Das Blut strömte ihm zum Kopf. Fast jede Sehne seines Körpers war gespannt. Schweiß trat auf seine Stirn. Es begann ihn im Hinterhaupt mit feinen Stichen zu schmerzen. Da schlugen plötzlich folgende Sätze scharf und deutlich an sein Ohr:

„... ich verweise Sie auf Karl Göring. Der Laie hält partielle Begreiflichkeit für konstante Begreiflichkeit. Der Laie hält assoziativen Zwang für Denkzwang. Nur der Denker steht unter Denkzwang. Nur ein Denker fällt seine Urteile nach den Gesetzen der Denknotwendigkeit. Die große Mehrzahl der Menschen denkt in Assoziationen und Analogien. Die Unterschiede werden Ihnen tagtäglich im Leben klar. Die Gedankensprünge der in Assoziationen denkenden Menschen sind oft sehr erheiternd. Debile Personen fallen besonders durch ihre wirren Reden auf. Bei Paralytikern der zuvor charakterisierten Art finden sich diese Erscheinungen noch ausgeprägter. Ist der Verkehr mit solchen Kranken für den Laien zumeist ärgerlich und ermüdend, so gibt es für einen Denker nach angestrengter Arbeit keine größere Ausspannung und Erholung, als von Zeit zu Zeit mit einem Debilen sich zu unterhalten ..."

Der Professor machte eine Pause, als besänne er sich, ob er seinen Vortrag durch eine Abschweifung

unterbrechen ſolle, ſchließlich fügte er lächelnd hinzu: „Auch ich habe mir jeden Samstagnachmittag ein Stündchen reſerviert, um mit einem älteren intereſſanten Paralytiker mich im Freien zu ergehen ...“

Da klang durch den Hörſaal ein dumpfer Fall. Das Auditorium wurde lebendig. Man ſprang auf. Ein junger Arzt ſaß zufällig ganz in der Nähe. Der Profeſſor unterbrach ſich und ſtieg etwas ratlos vom Katheder herab.

Mit aufgeriſſenen Augen und dunkelrotem Geſicht lag da ein älterer Herr am Boden. Der Arzt riß dem Patienten Kragen und Weſte auf.

„Schnell ... Waſſer ...“ rief er. Er hob den Kopf des Hilfloſen und blickte in zwei gebrochene Augen, das weißhaarige Haupt ſchlug zurück ... Der Arzt legte das Ohr an die Bruſt des Verſchiedenen.

„Wer iſt es denn?“ fragte der kurzſichtige Profeſſor.

„Es iſt der Hauptmann Alfred von Schrenk,“ flüſterte der Arzt.

Adinda

Es war an einem kalten Wintertage. Ich war damals zu Beſuch in Amſterdam bei Herrn van Weſſem. Er wohnte an der Keizersgracht in einem der ſchmalen, großfenſtrigen alten holländiſchen Häuſer, denen man bei dem einfachſten äußeren Eindruck die Wohlhabenheit des Innern gar nicht anſieht.

Es war Abend geworden. Am Nachmittag hatten wir im Hafen einen Ozeandampfer beſucht, der zur Abfahrt nach Indien bereit lag.

Obwohl ein ſchneidender Nordoſt in der Takelage pfiff, als wir das Schiff beſchritten, war jetzt noch ein flüchtiger See- und Teergeruch in unſeren Kleidern. Eine leichte Ahnung von überſtandenen Gefahren hatte mich beſchlichen und wieder ein Gefühl der Sicherheit, als wir über den mächtigen Dampfer gingen, in deſſen Rumpfe ganze Eiſenbahnladungen verſchwanden und der in dem aufgeregten Waſſer des Y ſo ſicher und unbeweglich lag, als trotze ſeine unbeugſame Wucht jeder Gewalt. Über die Handelskade gingen wir nach Hauſe. Gegen den Winterſturm war kaum anzukämpfen, und an der de Ruyterkade leckte das Waſſer im luſtigen Schaber-

nack am Kai herauf. Der krönende Giſcht der Wellenkämme flog als weißer Schaum durch die Luft, und die Verkehrsboote und Trajektdampfer der Zuiderſeeſchiffahrt wurden von den prallenden Wogen wie Spielzeuge gegen die Landungsſtege geworfen. Mein Geſicht ſtarrte in Froſt und Röte. So ſchritt ich neben der Hünengeſtalt des Niederländers dahin. Er drängte heim. Mir aber wurde wohl in dem Wetter. Es war ein Jubeljauchzen in meiner Bruſt, wie ich es nur in meinem Leben angeſichts der ſtürmenden See erlebt habe, wenn der Wind in allen Taſchen der Kleidung wühlte und ſuchte, wenn der kalte Sturm das Haar von der Stirn hinwegriß, wenn im Herzen Erinnerung und Gedanke ruhen, wenn es ſtill im Innern wird, weil der Aufruhr in der Natur draußen ſtärker geworden iſt, als das ewige Wunſch- und Triebleben in unſerer Bruſt.

Nun aber waren wir in der warmen Stube. Mit einem Seehunger hatten wir uns zu Tiſch geſetzt. Aus klingendem venezianiſchem Glaſe tranken wir dazu einen roten Tropfen.

Nach der Hauptmahlzeit, die man in Holland gegen ſechs Uhr einnimmt, machten wir die Lampen aus und ſetzten uns in eine gemütliche Niſche ans Fenſter. Die Zigarren brannten.

Wenn man ins halbdunkle Zimmer zurückſah, glühte uns das rote Auge des Kaminfeuers ent-

gegen und zuckte in heimelnden Widerſcheinen in den ſpiegelnden Fenſtern.

Durchs Fenſter hindurch ſah man auf das ſchwarze Waſſer der Gracht. Der Laternenſchein, der ſich darin unſtet wiegte, ließ es noch dunkler erſcheinen. Lautlos zogen die plumpen Frachtkähne mit weitbuchtigem Heck, mit roten und grünen Lichtchen oben im Maſt, durch das faſt unbewegliche finſtere Waſſer ihre Furche. Auf der Weſterkerk ſetzte das Glockenſpiel ein: „Piet Hein — Piet Hein!“ Das alte prächtige Seemannslied ſchwangen die Glocken windgetragen über das enggeſtellte Häuſermeer zu uns herüber. Unvergeßlich bleibt mir dies eigenartige Bild. Dieſe alte Handelsſtadt mit Maſten und Lichtern, mit ihrem Seegeruch, mit ihrem Straßenleben am Abend. Fliehende Wolken, flatternde Möwen über den Dächern und die ſilberbeſchienenen Zinnen erhellt vom unſicheren Glanze des Mondes: Amſterdam! —

„Warum haben Sie eigentlich nicht geheiratet?“ fragte ich Herrn van Weſſem, aus der Stimmung der froheſten Behaglichkeit heraus.

Eine lange Pauſe folgte. Wir beobachteten beide unſere glühenden Zigarren in den Scheiben und lauſchten auf das brennende Kaminholz, deſſen Späne in den Flammen zerſprangen.

„Sie irren,“ ſagte in ſeiner ruhigen Weiſe der alte Holländer, „auch ich war verheiratet.“

Ich verschmähte irgendein nichtssagendes Wort darauf zu erwidern, und weil ich auch nicht zudringlich erscheinen wollte, schwieg ich still.

Nach einer geraumen Zeit sagte der Alte grimmig lächelnd: „Wenn ich ein Deutscher wäre, hätte man mich vielleicht schon längst geköpft."

Ich wußte nicht, durch welche Gedankenverbindung mein Gastgeber zu diesem Ausspruch kam. Ich war es zwar gewohnt, von Zeit zu Zeit bittere Bemerkungen über Deutschland zu hören. Bemerkungen, die sich zum Teil gegen deutsche Ehranschten, zum Teil auch gegen deutsche Volkssitten und den deutschen Volkscharakter im allgemeinen richteten. Auch bei anderen Holländern hatte ich ein starkes Vorurteil gegen Deutschland gefunden.

Der Ausspruch van Wessems schien sich aber gegen unsere Rechtspflege zu richten. Ohne jedoch weiter seinen Gedanken nachzutasten, fragte ich: „Glauben Sie, daß deutsche Richter einen schärferen Maßstab anlegen als holländische?"

„Ich glaube nur," erwiderte er gelassen, „daß die Deutschen von Kolonialverwaltung und Behandlung der Eingeborenen keine Ahnung haben."

Ich war aber nicht gewillt, in diesem Augenblick auf ein politisches Thema einzugehen. Da ich überdies die schmerzliche Wahrheit des Urteils hätte zugeben müssen, ersparte ich mir den Hinweis auf die ewigen Kämpfe der Holländer mit den Atjehern, die

ſchon Jahrzehnte ohne Unterbrechung währen, ohne die kolonialen Schwierigkeiten beſeitigt zu haben.

Mich intereſſierte die erſte Antwort meines holländiſchen Freundes. Ich ging deshalb ſeinen Gedanken aus dem Wege und fragte: „Weshalb ſollten Ihnen denn die Deutſchen den Kopf vor die Füße legen wollen?“

Nach der Art ſtarker Naturen, die häufig die als ſchwächer taxierten Nerven müßiger Frageſteller auf die Probe ſtellen wollen, ſagte er: „Weil ich die Mutter meines Kindes töten ließ.“

Er wartete einen Augenblick die Wirkung ab. Als ich aber ſchwieg und ihm nur ſtill ins Auge ſah, fügte er hinzu:

„Ich habe die Mutter meines Kindes erſchießen laſſen. Ich hätte es verhindern können, habe es aber nicht getan.“

„Ihre eigene Frau?“ fragte ich zweifelnd.

„Wie Sie wollen,“ antwortete er, „vor Gott: ja; vor den Menſchen: nein.“

„So waren Sie alſo doch nicht verheiratet,“ ſagte ich nachdenkend.

„O ja,“ erwiderte er ruhig, „aber nur ſehr kurze Zeit. Wenn Sie es intereſſiert, will ich Ihnen etwas aus meinem Leben erzählen.“

Er griff im Dämmerſchein aus einem kleinen Wandſchrank eine dickbauchige Flaſche und ſagte anbietend: „Ein Benediktiner iſt das Beſte nach dem Eſſen.“ Dann begann er:

„Wenn man ſein Glück machen will, muß man nicht zu Hauſe bleiben. So war es früher ſchon, heute iſt es für die Völker an der Waſſerkante nicht anders. Im alten Rom konnte man nur reich werden, wenn man in die Provinzen ging. Die Spanier fuhren nach Amerika. Die Engländer ſind überall, wo etwas zu holen iſt. Wir Holländer gehen nach Indien. Was wäre unſer Mutterland ohne Indien! Wenn Sie einen reichen Holländer kennen lernen, ſo hat er ſeinen Reichtum in Indien erworben oder wenigſtens haben ihn ſeine Vorfahren dort gemacht.

Ich habe auch klein angefangen und bin frühzeitig nach Indien gegangen. Das iſt nun faſt vierzig Jahre her. Wir waren damals ein halbes Dutzend junger Leute, unternehmend und lebenskräftig. Von Marſeille aus ſchifften wir uns ein, und um die Pfingſtzeit kamen wir in Labuan Deli auf Sumatra an.

Damals ging noch keine Eiſenbahn ins Innere, und ich fuhr die Straße nach Medan in einer Caretta-Sewah. Noch heute denke ich an dieſe entſetzliche Fahrt. Da der Weg oft metertiefe Waſſerlöcher hatte, ſo ſprang der Malaie, der den zweiräderigen Karren führte, erſt in die Löcher hinein, um feſtzuſtellen, ob er noch durchfahren könne. Dann ſpritzte die ſchlammige Brühe hoch auf. Nach vierſtündiger Fahrt kamen wir in Medan an. Auf dem Schiffe hatten wir ſchon unter der Hitze ge-

litten, aber im Inland erfuhren wir erſt, was es heißt, jahrelang in dieſen Zonen zu verweilen. Der Mut entſank uns jedoch nicht.

Die Zonen bilden die Menſchen um. Wie die Eindrücke, das Leben, die Menſchen ganz andere in den heißen Gegenden ſind und wir unſere Gewohnheiten, ohne daß wir es wiſſen, verändern, ſo wechſelt Fleiſch und Blut, Geiſt und Seele unter dem ſüdlichen Himmel ſeine angeſchaffene Eigenart, ohne daß man es weiß.

Alles, was wir ſahen, war uns neu, eigenartig. In Medan fuhren wir durch eine herrliche Palmenallee. Links und rechts wuchſen in den Gärten Bananen, alle Arten Palmen, Kokos- und Zitronenbäume. Ein ſinnverwirrender Blumenduft, bald ſcharf betäubend, bald ſüß und faulig, erfüllte die Luft.

Nackte Kinder liefen über die Straße. Bedenken Sie, direkt unter dem Äquator! Die Männer trugen nur eine kurze Hoſe, die Weiber meiſt den Oberkörper frei und den Unterkörper in einem faltigen Kleidungsſtück. Doch ſahen wir auch viele Frauen, die ein regelrechtes Gewand trugen: Sarong und Kabaja. Die Kabaja iſt eine weite luftige, von dünnem Stoff gefertigte Jacke. Der Sarong iſt ein langes meterbreites Tuch aus buntbedrucktem Kattun, in das die Inländerinnen, an Stelle eines Rockes, ſich hineinwickeln. Man könnte in ein ſolches Gewand wohl drei oder vier dieſer Frauen ſtecken.

Jung und alt geht barfuß. Bei großer Hitze ſchlagen die Inländerinnen wohl ein buntes Tuch um den Kopf, häufig aber verzichten ſie auf alles und begnügen ſich mit dem Sarong. So war es damals wenigſtens. Heute iſt unter dem Einfluß unſerer Kultur, der europäiſchen Nachbarſchaft manches anders geworden. Aber auch hier ſpürt man ſchon die Gegenſeitigkeit des kulturellen Austauſches, wenn zwei verſchiedenartige Völker ſich annähern. Unſere holländiſchen Frauen tragen dort nur offiziell ihre ausländiſchen Kleider, während ſie mit großem Behagen, beſonders nach der Mahlzeit, in Sarong und Kabaja hineinſchlüpfen.

In der Nähe von Medan kaufte ich mich an. Ein einfaches Haus war bald errichtet, und ich begann Tabak zu pflanzen. Wohl vierzig Inländer hatte ich im Dienſt. Es war ein hartes Stück Arbeit. Morgens der erſte, abends der letzte. Die Ernte, die an Reichtum und Güte ſehr verſchieden iſt, fiel in den erſten Jahren wundervoll aus.

Eines Tags bekam ich den Beſuch eines Franzoſen. Als Vertreter einer großen franzöſiſchen Tabakgeſellſchaft, die damals dort Fuß zu faſſen ſuchte, zeigte er Gefallen an meiner Pflanzung. Die prächtige Ernte entſchied kurz unſeren Handel. Ich verkaufte und zog weiter in das Land. So erwarb ich über Nacht ein gutes Stück Geld.

Nach europäiſchen Begriffen war ich damals ſchon ein wohlhabender Mann, und ich konnte

meine neue Pflanzung auf einen ganz anderen Fuß ſtellen. Diesmal baute ich mich feſt an.

Das Landhaus, das ich damals in die Wildnis ſtellte, iſt heute noch eins der anſehnlichſten. Ich nannte es Villa Semarang. Heute hauſt dort ein Neffe von mir im Auftrage einer großen Geſellſchaft, denn ich habe auch dieſe Pflanzung ſpäter verkauft.

Diesmal arbeitete ich von Anfang an mit hundertundzwanzig Arbeitern. Meiſt waren es Chineſen. Malaien hatte ich nur zu meiner perſönlichen Bedienung. Man fährt ganz gut dabei. Der Malaie iſt arbeitſam, untertänig und ehrlich. Daß er auch andere Eigenſchaften hat, ſollte ich ſpäter gründlich erfahren.

Auf dieſer Pflanzung habe ich nun achtzehn Jahre gearbeitet. Ich habe in dieſer langen Zeit eigentlich nur zwei Mißernten gehabt. Es waren aber auch Jahre dabei, wo der Pack Tabak in Amſterdam mit zwölfhundert Gulden gehandelt wurde. Jedes Jahr kaufte ich dann neue Gebiete hinzu. Meine Pflanzung hatte in die Wildnis ſchon ein gewaltiges Loch geſchlagen. Und Sie müßten wiſſen, wie dort alles blüht und wuchert!

Im Laufe der Zeit hatte ich mir drei Aufſeher beſtellt. Aber ich verließ mich nicht blind auf ſie. Jeden Morgen ſtieg ich in den Sattel und ritt die Strecken ab und ſah ſelbſt nach dem Rechten. Abends konnte ich manchmal nicht vom Pony her-

unter, ſo ausgedörrt, ſteif, hungrig und müde war ich. Wenn ich dann in die dämmerige, mit glatten, kühlen Steinfließen belegte Halle meines Hauſes trat, dann wußte ich, daß ich meine Arbeit getan hatte. Am Tage war ich ein Knecht, wie der geringſte Kuli, am Abend aber wurde ich ein König.

Villa Semarang war eine Sehenswürdigkeit an exotiſchen Beſonderheiten. Vor allem ſollte es behaglich bei mir ſein. Überall konnte man ſitzen, liegen und bequem ruhen. In der Küche ſchalteten zwei malaiiſche Köche — die wußten zu kochen. Gebackene Bananen und Reisſpeiſen! Ich ſage Ihnen, nie habe ich Wohlſchmeckenderes genoſſen. Ich hatte das ganze Haus voll Dienerſchaft. Die Arbeitskräfte ſind ſo billig, und leben wollen alle.

Zu meiner Bedienung hatte ich mir einen ſchönen Menſchen herausgeſucht. Er hieß Sariman. Es war kein Malaie von Sumatra, ſondern ein Klingaleſe. Ich hatte ihn mir gelegentlich von Singapore mitgebracht. Früher war er in Britiſch-Indien in Dienſt geweſen und verſtand etwas von ruhigem Dienſt. Jeden Blick verſtand er. Es war ein merkwürdiger und ſchöner Kerl, an dem man ſeine Freude haben konnte. Faſt von meiner Körpergröße, nur ſchlanker und geſchmeidiger gebaut, trug er nach Art der Klingaleſen ſtets ein weißes bis zur Erde reichendes Gewand, das nur die nackten Füße freiließ. Sein glänzend-ſchwarzes Haar war ſtets geſchmackvoll geflochten. Wenn er

lachte und Mund und Naſe in die Breite zog, verſchönte ſich ſein ebenmäßig geſchnittenes Geſicht ja nicht, dafür gewannen aber ſein weißes Gebiß, die dunkle Farbe des Auges, der ſchimmernde Augapfel eine Leuchtkraft, die etwas Dämoniſches hatte. Sämtliche Weiber im Hauſe waren ihm gut. Die Männer ſahen ihn ſcheel an; aber er ertrug das mit der Ruhe des an Kräften Überlegenen. Beweiſe ſeiner Unerſchrockenheit, ſeiner Geiſtesgegenwart hatte er mir ebenſo oft ſchon gegeben, wie ſeines flammenden Zornes. Er wurde raſend, wenn ihm unrecht geſchah, aber er litt auch kein Unrecht an anderen.

Mein Schlafzimmer bediente Adinda. Sie war jung in mein Haus gekommen. Ich ſchätzte ſie auf ſiebzehn Jahre, als ſie ihren Dienſt übernahm. Sie war aber erſt zwölf. Adinda war das ſchönſte malaiiſche Mädchen, das ich gekannt habe. Auch nach europäiſchen Begriffen würde man ſie ſchön genannt haben. Das wurde ich in den erſten Jahren zwar nicht gewahr. Ich lebte nur meinem Geſchäft, und obwohl dieſe Inländer ein reinliches Volk ſind — ein Malaie badet vielleicht häufiger als ein Europäer —, hatte ich immer in der Nähe dieſer farbigen Menſchen einen ekeln Eindruck. Sie merkten das auch. Meine Miene mochte es ihnen wohl ſagen. Ebenſo ſchnell und lautlos, wie ſie kamen, entfernten ſie ſich, wenn ich nur einen Augenblick aufgeſehen hatte. Dazu konnte ich nie einen

Abſcheu gegen die Gewohnheiten unterdrücken, die nach ihrer Anſicht zur Verſchönerung ihres Antlitzes beitragen. Die Weiber haben die Gewohnheit, ſich die Schneidezähne abzufeilen. Das gilt für ſchön. Ein zahnloſer Mund tut mir ſchon phyſiſch wehe, kommt aber noch die Unſitte des Betelkauens hinzu, wodurch die Zahnſtümpfe ſchwarz, die ganze Mundhöhle, Zahnfleiſch und Lippen braunrot gefärbt werden, ſo können Sie meinen Widerwillen begreifen, den ich beim Anblick eines malaiiſchen Weibes hatte, das beim Lachen rotbleckend den Mund aufriß.

Eine Luſt war es dagegen, Adinda und Sariman anzuſehen. Man ſah ſie faſt immer zuſammen, und es war mir eine artige Freude, zu beobachten, wie gleichgültig die beiden in meiner Gegenwart taten. Als Adinda in meinen Dienſt trat, trug ſie nach Art der Mädchen aus dem Kampong nur einen Sarong. Sie ſchlang ihn ſo hoch um ihren Leib, daß man die Bruſt nicht ſah, ſonſt war ihr ſchöner junger Körper unbekleidet. Wie eine junge Katze huſchte ſie geſchmeidig und lautlos durchs Haus. Ihre Körperhaut hatte einen eigenartigen bronzegoldenen Schimmer.

Einmal überraſchte ich Sariman, wie er ſie ſchmückte. Er hatte einen billigen Goldblechſchmuck, der aus Sternen und Halbmonden beſtand, in ihr ſchwarzes Haar gedrückt. Nun lehnte er ſich nachläſſig an den Türpfoſten zurück und ſah mit faſt

geſchloſſenen Augen wohlgefällig auf ſie hernieder. Es war Abend. Die Sonne ſchien zur Tür herein und flimmerte wie Gold auf der Haut des jungen Geſchöpfes.

Ich trat herzu und ſagte: „Sariman, mein Bad iſt zu warm, du mußt im Badezimmer die Fenſter beſſer gegen die Sonne ſchützen und das Waſſer am Morgen ins Haus tragen.“ Mein Bad war nämlich ein gemauertes Bad, und das Waſſer wurde im Hauſe mit der Zeit kühler.

Sariman zuckte zuſammen und verſchwand. Auch Adinda wollte entfliehen. „Du kannſt bleiben,“ ſagte ich, und ſie wich nicht von der Stelle.

Ich hatte bis zu dieſem Tage Adinda wohl gern geſehen; aber ich hatte ſie nicht geliebt. Sie war für mich, wie man ſo ſagt, ein geſchlechtsloſes Geſchöpf geweſen.

Man wird in den ſüdlichen Ländern ein gut Teil freier. So kam es, daß ſie ſtets um mich war. Ich merkte ſie kaum. Abends war ich todmüde, morgens hatte ich nur meine Arbeit im Kopfe. Sie war der Geiſt der Behaglichkeit und Sorgſamkeit, der ſichtbar mich umgab. Man leidet auf Sumatra viel unter Stechfliegen, Moskitos und anderem Ungeziefer. Ich habe unter Adindas Pflege faſt nie etwas davon geſpürt. Die Netze meines Bettes verſchloß ſie ſo dicht, daß nichts hindurch konnte, und was ſonſt noch lebte, fing ſie weg. Sie ging in meinem Zimmer aus und ein,

wenn ich mich wusch. Wenn Sariman verhindert war, brachte sie mir meine Hausschuhe, meine Hauskleider. Man trägt in Indien abends einen dünnen hellen Anzug, den man auch als Nachthemd benutzt. Adinda war auch dabei, wenn ich mich umzog. Ich achtete nicht darauf, weil sie mir vollkommen gleichgültig war, aber entbehren konnte und mochte ich sie doch nicht.

Eines besonderen Falles erinnere ich mich genau. In einem der benachbarten Kampongs war Feuer ausgebrochen. Als Vorsteher des Bezirks war ich sofort zur Stelle und beteiligte mich an den Rettungsarbeiten. Bei dieser Gelegenheit fiel ein armdicker brennender Balken auf den Handrücken meiner rechten Hand. Das Feuer war bald unterdrückt, ich aber hatte meine Brandwunden weg. Um den brennenden Schmerz zu lindern, hatte ich das verkehrteste getan, was ich tun konnte, und die Hand sofort in Wasser getaucht. Sobald ich die Hand in Wasser steckte, ließ der Brandschmerz nach, wenn ich sie heraustat, kam er verdoppelt wieder. Die entstandenen Blasen öffnete ich selbst. Gegen Abend kam der Arzt und verband mich. Nun aber setzten die Schmerzen erst ein. Gegen Mitternacht riß ich den Verband ab und sprang auf. Es war eine fast taghelle weiße Mondnacht. Von einer Nachtkühle war nicht das geringste zu spüren.

Kein Auge hatte ich zugetan. Ich rief nach Wasser. Als ich die Tür öffnete, trat ich auf einen

Menſchenkörper. Vor mir erhob ſich Adinda. Ich herrſchte ſie an. Sie aber ſagte, daß ſie ſich gedacht habe, „Tuan“ brauche heute nacht noch Hilfe. Aus der Halle hatte ſie ſich eine Matte mit heraufgenommen und ſich vor meiner Tür ſchlafen gelegt.

Ich war ſofort verſöhnt, machte Licht und zeigte ihr meine Hand. Aber vom Waſſerkühlen wollte ſie nichts wiſſen. Nur kein Waſſer, der Arzt hatte es ja verboten. Statt deſſen begann ſie auf die Wundflächen vorſichtig zu blaſen. Solange ihr kühlender Atem über die Brandſtellen ſtrich, hatte ich Ruhe. Ich ließ es eine geraume Zeit geſchehen und legte mich wieder zu Bett. Wie ein Schatten war ſie hinter mir hergekommen, kniete vor meinem Bett, legte die verwundete Hand vor ihren Mund und blies darüber hin. Als ich bei hoher Sonne erwachte, lag ſie immer noch, erſchöpft und ſchwindlig vor Überanſtrengung, auf den Knien und ließ ihren kühlen Atem über die Wunden ſpielen. Die heftigſten Schmerzen waren vorbei.

Von dieſer Zeit an war ich froh, wenn ich ſie ſah, und an jenem Abend, an dem ſie mit Sariman in der Abendſonne ſtand, bemerkte ich eigentlich zum erſten Male, ihre Schönheit.

Ich hatte mich in einen bequemen Stuhl geſetzt und ſah ſie lange freundlich an. „Der Schmuck ſteht dir gut,“ Adinda, ſagte ich. Darauf legte ſie den Kopf auf die Seite, blinzte in die Sonne und nahm den blinkenden Zierat aus dem Haar.

Sariman war unterdeſſen wieder eingetreten und hatte es wohl geſehen. Er ſchlug die Augen nieder und erhob ſie von Stund an nie wieder zu Adinda.

Nach einigen Tagen fuhr ich nach Medan. Als ich den Abend in die Halle trat, huſchte Adinda nach der Treppe. Ich rief ſie an. Mit glühenden Augen und einer Art ſehnſuchtsvoller Unterwürfigkeit kam ſie heran.

„Wo haſt du deinen Haarſchmuck, Adinda?“ fragte ich.

„Sariman hat ihn zurückgefordert,“ antwortete ſie.

„Tut dir das leid?“ fragte ich.

„Nein,“ ſagte ſie mit ungekünſtelter Offenheit. Sie ſchüttelte dazu den Kopf, daß ihre baumelnden Ohrgehänge in der Sonne blinkten.

Mit läſſigen hängenden Armen und in demütiger Ergebenheit ſtand ſie vor mir und wich meinem forſchenden Auge, mit halblächelnder Verſchämtheit ſeitwärts blickend, aus. In dieſem Augenblick merkte ich, daß ich das fünfzehnjährige Mädchen liebte.

Ich holte nun ein Schächtelchen aus der Taſche und öffnete es. Es war niemand zugegen. Einen goldenen Halbmond, der auf der emporſtehenden Sichel einen Stern trug, hatte ich in Medan gekauft und ſteckte ihn nun Adinda ins Haar.

Sie bewegte kein Glied. Sie wagte kaum zu atmen, wie ſie, ſo eng an mich geſchmiegt, vor mir

ſtand. Auch bemerkte ich jetzt, als ich den Schmuck in ihrem Haar befeſtigte, zum erſten Male, daß ſie viel größer war als die anderen Frauen und als es gewöhnlich bei ihren gelenken Bewegungen erſchien.

Von dieſem Tage an ging ſie nie mehr mit entblößtem Oberkörper. Sie trug jetzt eine Kabaja und ließ den Sarong etwas tiefer herunter, ſo daß man nur noch die Füße ſah. Wenn ich abends nach Hauſe ritt, ſpürte ich kaum mehr die Müdigkeit. So fröhlich und ſelig wie in dieſer Zeit war ich nie wieder in meinem Leben. Je mehr Adinda zudem ihre Reize verſchloß, deſto lieber hatte ich ſie. Nachdem ich ſie darauf aufmerkſam gemacht hatte, wie häßlich das Betelkauen ſei, unterließ ſie es.

Ich war jung, ſtark und toll. Wer in ſittlichen Dingen anderer Meinung iſt, ſoll nicht nach Indien gehen, er könnte in dieſem heißeren Klima bald ſtraucheln, und was hier Unmoral geſcholten wird, iſt dort Natur und Ehrung.

Es war wohl ein ganzes Jahr ins Land gegangen, daß ich Adinda liebte. Ich lebte wie in einem glücklichen Rauſch und war froh, daß ich durch dieſes Mädchen fern der Heimat die Einſamkeit und die Fremde liebgewann. Als ich eines Abends zu Bett ging, traf ich Adinda in meinem Schlafzimmer noch beſchäftigt. Es war ein unerträglich heißer Tag geweſen, und ſeit langem ſah ich ſie wieder einmal ohne Kabaja. Das war mir ganz ungewohnt. Wie ein Feuerſtrahl fuhr es vor

meinen Augen herunter. Sie wollte aus der Tür. Ich aber vertrat ihren Weg, schloß ab und legte meine Hände um ihren Körper.

Von dieser Zeit an war Adinda mein Weib. Obwohl ich keine geistige Gemeinschaft mit diesem Naturgeschöpf hatte, muß ich gestehen, daß ich nie wieder so heiß und innig ein Mädchen geliebt habe wie diese schöne Malaiin. Jeden Tag entfaltete sie sich herrlicher. Obwohl mit jedem Tage ihre Macht über mich stieg, blieb sie dennoch die einfache ergebene Dienerin, deren liebevolle Unterwürfigkeit mein Begehren nicht minderte.

Nach einem Jahr schenkte sie mir einen Jungen. Nach Art der malaiischen Mädchen und nach der gebräuchlichen Sitte war sie vor der Geburt ihres Kindes in das malaiische Dorf zurückgekehrt, um dort ihre Stunde abzuwarten. Auch glaubte sie nun, ihre Aufgabe erfüllt zu haben und wagte nicht, in mein Haus zurückzukehren, da die übrigen Ausländer die jungen Mädchen vor der Entbindung einfach aus dem Hause schickten.

Sariman, den ich in den Kampong geschickt hatte, kam mit glänzenden Zähnen zurück und berichtete mir, daß es ein schöner großer Junge sei; dabei machte er die Arme auseinander, als beschriebe er ein junges Nilpferd.

Nachdem drei Monate ins Land gegangen waren und ich Adinda zu vermissen begann, berührte ich auf einem größeren Inspektionsritt den

Kampong. Ich hatte das Inländerdorf schon längst hinter mir und ritt auf eine Anhöhe zu, die vor meinen Besitzungen lag, als ich plötzlich Adinda vor mir sah. Von der Anhöhe aus konnte man Villa Semarang im Sonnenschein liegen sehen. Sie hatte Ausschau gehalten. Prächtig sah sie aus. Den Jungen trug sie auf dem Rücken.

Wie ein Fieber flackerte es in ihren Blicken auf, als sie mich erkannte. Sie nahm das Kind, zeigte es mir und sah nach meinen Augen.

Was ich an Geld bei mir hatte, gab ich ihr.

Am folgenden Tag war mein Geburtstag. Tuan wurde auf Händen getragen. Felle, Waffen, Elfenbeinschnitzereien, Flechtereien, Stickereien, bemalte Tücher, kurz, was sie in freien Stunden gearbeitet und aufbewahrt hatten, brachten sie mir. Mein Haus sah aus wie ein Basar in Singapore.

Drei Freunde waren von weit herbeigeritten, und wir verlebten einen schönen Festtag.

Unter meinen Arbeitern waren ein Dutzend Javanen. Als es Abend wurde, stellte sich alles vor meiner Terrasse im Halbkreise auf. Die Javanen spielten Gamelang, sangen ihre eintönigen Weisen, und die phantastisch geschmückten Tänzer und Tänzerinnen traten zu ihrem Nationaltanz an, bei dem sie sich kaum von der Stelle bewegen und mit den Armen gespensterhafte Greifbewegungen machen. Das ging so die halbe Nacht durch.

Aber die Hauptſache blieb mir noch aufgeſpart.

Meine Freunde waren ſchon früher zur Ruhe gegangen. Ich machte mit Sariman noch einen Rundgang und ſuchte dann auch mein Schlafzimmer auf. Schon während meine Freunde ſich zurückzogen, hatte ich bemerkt, wie alle Inländer mir immer lächelnd mit den Augen folgten. Auch in Sarimans Geſicht zuckte dieſes geheimnisvolle Lächeln, das ſeine Rätſel mir jetzt enthüllen ſollte.

Es war wieder eine mondhelle Nacht. Ich zündete kein Licht an, um durch die aufgeſtoßenen Fenſter keine Inſekten anzulocken. Da war es mir, als hörte ich tiefes Atmen in meinem Zimmer. Nun zündete ich doch meine Lampe an, um nachzuſehen. Beim erſten Scheine erhob ſich da von einem Felle, das in meinem geräumigen Schlafzimmer lag, ein Mädchen.

Adinda — ſchoß es mir durch den Kopf; aber es war gar nicht Adinda. Ein wenig kleiner, ein wenig zarter gewachſen, konnte ſie wohl den Vergleich mit Adinda aushalten. „Was tuſt du hier?“ fragte ich ſie, ohne ſtreng zu ſein.

Sie aber legte die Handflächen vor der Bruſt zuſammen, ſchlug die Augen nieder und ſagte nur: „O Tuan!“

Seit Adinda im Kampong war, ſchlief Sariman auf ſeiner Matte vor meiner Tür. Ich ging hinaus und fragte ihn, was das zu bedeuten habe.

Da erzählte er mir nun mit glänzenden Augen, daß die Inländer ein beſonderes Zeichen ihrer Liebe mir hätten geben wollen, und das ſchönſte Mädchen aus dem Kampong für meine Geburtstagsnacht mir geſchickt hätten.

Nachdem ich die Kleine nach ihrem Namen gefragt hatte, ſchenkte ich ihr ein Goldſtück und befahl Sariman, daß er Gnat, ſo hieß das Mädchen, noch in derſelben Nacht nach dem Kampong bringen ſollte.

Ich öffnete ſelbſt die Halle und ließ Sariman, nicht ohne ihm noch vorher einen nicht mißzuverſtehenden Wink gegeben zu haben, ins Freie. Einige Zeit ſah ich den beiden nach, bis das weiße Kleid des Klingaleſen nicht mehr zu ſehen war, und wollte eben die Tür verſchließen, als Adinda vor mir ſtand.

Wie ein Schatten glitt ſie an mir hernieder, umfaßte meine Knie und ſtammelte: „O Tuan, o Tuan, ich danke Tuan, ich danke Tuan —!“

Anfangs war ich erſchreckt und unwillig. Als ſie aber in meinem Schlafzimmer in zuſammenhangloſen Worten immer wieder dankend mich anflehte, immer wieder wie aus endlich erlöſter Verzweiflung meine Knie umſchlang, wurde mir aus ihren wirren Liebeslauten bald alles klar. Sie hatte im Kampong erfahren, welche Ehrung mir zugedacht war, hatte ſich herbeigeſchlichen, unter meinem Fenſter geharrt und gelauert, wie ich das

Mädchen aufnehmen würde. Und nun der freudige Dank: „O Tuan, mein großer, ſchöner, herrlicher Tuan!...“

Van Weſſem war aufgeſtanden und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Ich hatte ſeiner Erzählung bis hierher ſtill und andächtig gelauſcht. Mit keiner Frage hatte ich ſeinen manchmal ſtockenden Redefluß unterbrochen und ſchwieg auch jetzt ſtill, als er ſich erhoben hatte. Er ging nach den Zigarren, bot eine neue an und ſagte: „Der Reſt iſt gar bald erzählt!

Nun blieb ſie wieder in meinem Hauſe. Ihren Knaben ließ ſie aber bei ihrer jüngeren Schweſter im Kampong. Ich ſah das Kerlchen häufig, nicht ohne Stolz, muß ich ſagen. Mit fünf Jahren war er ſchon ſo groß wie die zehnjährigen Kinder der Inländer.

Adinda hatte ſich im Laufe der Jahre eine rechte Poſition in meinem Hauſe geſchaffen. Nicht etwa, weil ſie herrſchſüchtig geweſen wäre, oder die Herrin ſpielen wollte, nein, man räumte ihr eine höhere Stellung als ſelbſtverſtändlich ein. Nach wie vor blieb ſie meine Dienerin, aber man achtete auch in meiner Geliebten meine eigene Perſon, und bei den natürlichen Völkern fürchtet man die Macht der Bevorzugten. Adinda blieb ſanft und mir zärtlich ergeben. Das Tier ſchlummerte damals vollkommen in ihr, ſchon deshalb, weil niemand da war, der ihr ihren Platz ſtreitig gemacht hätte.

Das wurde eines Tages anders. Ich war mittlerweile gut dreißig Jahre alt geworden und dachte daran, mich zu verheiraten. Die äußeren Umstände meines Lebens gefielen mir zwar sehr gut, aber ich trug mich mit dem Gedanken, meinem Leben einen höheren Wert und inneren Gehalt zu geben.

Ich leugne auch nicht, daß, als Adinda älter wurde, ihre Ansehnlichkeit abnahm. Ihre Gesellschaft bereitete mir eine Leere, die ich um so merklicher empfand, als meine Arbeit sich verringert hatte und meine Tätigkeit mehr und mehr sich nur auf die Administration beschränkte, während ich den aufreibenden Aufsichtsdienst einem erprobten ehemaligen Assistenten überließ, dem ich eine bessere Stellung geschaffen hatte.

Meine Nachbarn, mit denen ich im Verkehr stand, hatten sich sämtlich in der Heimat Frauen geholt, und ich entschloß mich, ebenfalls nach Holland zu fahren.

Adinda war in der letzten Zeit etwas nachdenklich geworden. Ihr Wesen hatte einen lauernden Zug bekommen, der mir vollkommen fremd an ihr war, und ihre lächelnde, fröhliche Anmut war einer bewußten Vorsichtigkeit gewichen, die sie bei meiner unvermuteten Annäherung häufig bis in die Lippen erschrecken ließ. Mit dem feinen Instinkt des Weibes hatte sie die Lockerung der Bande, die uns aneinander knüpften, schon in den

leiſeſten Anfängen geſpürt, und ſie zitterte vor dem Bruch. Wenn ich morgens erwachte, lag ſie häufig, den Kopf in die Hand geſtützt, auf einem Felle vor meinem Bette und ſchaute mich mit unſagbar traurigen Augen an. Ich unterſagte ihr das. Aber ich erinnere mich deutlich, daß ich zweimal von der Macht dieſer Blicke erwacht bin. Die Sache wurde mir ungemütlich. Ohne meine Aufforderung durfte ſie in Zukunft mein Schlafzimmer nicht mehr betreten.

Auch Vorwürfe machte ich mir. Dann aber ſchalt ich mich einen Toren. Andere ſchickten ſolche Mädchen, nachdem ſie abgelohnt worden waren, einfach in den Kampong und kehrten ſich den Teufel an ernſtere Bedenken. Deshalb verſuchte ich mir die Sorgen aus dem Sinn zu ſchlagen, indem ich mir ſagte, daß ſolche Beziehungen an der Haltloſigkeit der inneren Bedingungen ja zugrunde gehen müſſen.

Ich kann nicht ſagen, daß mir Adinda völlig gleichgültig geworden wäre. Wenn ich gerecht ſein will, muß ich ſagen, daß die Unehrlichkeit meiner Gedanken gerade mich veranlaßte, alles wohl etwas mißtrauiſcher anzuſehen, als es in Wirklichkeit war. Aus dieſem Schuldgefühl entſprang auch der Wunſch, Adinda mir treu und lebenslang zu verpflichten. Das konnte ich mit Geld und Geſchenken nicht allein, und ich war der Gelegenheit dankbar, die unſer gegenſeitiges Vertrauen wiederherſtellte.

Die Deli-Rivier, die an einer meiner Pflanzungen vorbeifloß, wimmelte von Kaimans. Wie ich schon erzählt habe, baden die Inländer sehr gern und sind vorzügliche Schwimmer. Ich hielt, ohne daß es nötig war, unter meinen Leuten auf größte Reinlichkeit. Jeden Tag mußte eine bestimmte Abteilung baden. Es war mir in der Einsamkeit ein rechtes Vergnügen, den Leuten beim Baden zuzusehen. Mit übermütiger Lustigkeit machten sie freiwillig alle Kunststücke vor und tauchten nach Münzen, die ich ihnen ins Wasser warf.

Eines Tages kam ich an der Badestelle vorbei, hatte meine Büchse wie immer über der Schulter und sah dem fröhlichen Treiben zu. Männer und Frauen schwammen nebeneinander im Wasser. Nur wenige schwimmen wie wir, die meisten wehren sich gegen das Untersinken wie die Hunde, was den Anblick noch ergötzlicher macht.

Beim An- und Auskleiden hielten sie auf gute Zucht. Die Auskleidestellen waren durch dichtes Buschwerk voneinander getrennt, aber im Wasser fanden sie sich zu lustigem Spiel zusammen. Manche Frauen gingen auch mit dem Sarong ins Wasser. Die aber ihre Kinder bei sich hatten, machten sich gern von jeder Behinderung frei. Zu diesen gehörte auch Adinda, die ihren Jungen mitgenommen hatte und ausgelassener als alle war. Sie schwamm auf dem Rücken weit hinaus und ließ den großen Jungen auf ihrer Brust reiten.

Ich hatte wohl eine halbe Stunde zugesehen; die meisten Badenden hatten das Wasser verlassen, nur Adinda schwamm gemächlich zum Badeplatz zurück. Dieser Teil der Deli-Rivier war sonst ziemlich gefahrlos. Die Malaien sind vortreffliche Schützen und machen gern, meist mit Keulen und Knüppeln bewaffnet, Jagd auf den Kaiman.

Plötzlich stand Sariman, wie er aus dem Wasser kam, mit aufgerissenen Augen und fliegenden Gliedern vor mir und deutete bebend nach dem Fluß. Fast nichts war zu sehen. Doch! Kaum den Rachen und die vorstehenden Augenknochen aus dem Wasser erhebend, kam hinter Adinda so ein Ungeheuer heran. Was galt jetzt Schicklichkeit oder Scham! Ich ritt mitten in die Badeplätze hinein und befahl, laut zu schreien. Aber Adinda schwamm mit den Ohren im Wasser und hörte nichts. Im Taumel hatte ich meine Büchse ganz vergessen. Ich riß sie herunter, hielt, so gut es ging, nach den Augen des Kaimans und feuerte.

Den Schuß hatte Adinda nun doch gehört. Sie fuhr auf, sah die erhobenen Arme der Schreienden am Ufer, nahm blitzschnell ihr Kind unter den Arm und kam atemlos ans Land. Gott sei Dank! Dem Kaiman hatte ich wohl nicht wehe getan; aber er blieb fort. Da aber diese Tiere meist unter Wasser angreifen, so glaubte ich jeden Augenblick, die beiden Menschen unter den Wasserspiegel verschwinden zu sehen. In dieser Stunde war es mir

ſonnenklar, wie lieb ich Adinda noch hatte; aber auch, wie nahe das Kind mir ſtand. Nun ſchien wieder alles in Ordnung.

Mit dem Eintritt der Regenzeit fuhr ich nach Europa. Vor dreieinhalb Monaten konnte ich nicht zurück ſein. Deshalb ordnete ich alles aufs gründlichſte, und mein Nachbar verſprach mir, alle acht Tage einmal nach dem Rechten zu ſehen. Es wird ſchon werden, dachte ich. In Amſterdam hatte ich ja genug Geſchäftsverbindungen, da konnte es nicht fehlen. In ſiebenundzwanzig Tagen fuhr ich nach Marſeille und von da mit der Bahn nach Amſterdam.

Nun war ich ein Mann geworden und konnte wohl überall anklopfen. Frauen, du lieber Gott, konnte ich ja genug haben, aber nun machte auch ich meine Anſprüche. Wie das ſo geht. Geſund ſollte ſie ſein, denn das heiße Klima verlangt eine ſtarke Konſtitution. Schön ſollte ſie ſein, aus erſter Familie, gebildet und tüchtig. So machte ich mir das zurecht. Vermögen brauchte ſie nicht zu beſitzen; aber lieb müßte ſie mich haben; denn ich war ſehr verwöhnt! Ein Adonis war ich nie, wenn ich auch gut gewachſen war. Kräfte hatte ich wie ein junger Bär. Da mußte ſich doch eine Frau finden laſſen, ſagte ich mir.

Geſellſchaften beſuchte ich. Von einer Einladung ging's zur anderen. Aber es fand ſich nichts. Viele wollten mich auch gar nicht. Sie

maßen den braungebrannten ſtämmigen Sumatraner zwar mit achtungsvollen Blicken, aber nach Indien?

Wenn ich der Wahrheit die Ehre geben ſoll, muß ich jedoch hinzufügen: die meiſten wollte ich nicht. Ganz unbewußt fing ich an, zu vergleichen. Schließlich kam ich zu dem Ergebnis: ſo natürlich, gut und aufopfernd wie Adinda iſt keine. Was man hier feines Gefühl nannte, war bei Adinda angeborener Inſtinkt. Die Mädchen wußten und dachten wohl alle mehr als das Naturkind, auch waren ſie liebenswürdig, gütig, gewinnend, ſogar liebevoll. Ob ſie aber ſoviel natürliche Anmut, unverfälſchte Grazie beſaßen, ob ſie ſoviel heißblütige wahre Liebe für mich empfinden könnten wie Adinda, das bezweifelte ich mit jedem Tage mehr. Nach vier Wochen war ich ſo weit wie am Anfang. Ich mußte bald zurückkehren, durfte auf keinen Fall den nächſten Dampfer verſäumen.

Drei Wochen vor meiner Abreiſe fuhr ich nach dem Haag, und dort lernte ich an demſelben Tage meine Frau kennen. Sie war jung, ſchlank, ſchön, lebensfreudig und aus guter Familie. Am Tage der Hochzeit reiſten wir nach Marſeille, und nach weiteren vierundzwanzig Stunden ſtachen wir in See.

Wir hatten beide unſer Glück gemacht. So ſagten unſere Verwandten, ſo dachten auch wir. Aber eins. Man ſoll ſeine Hochzeitsreiſe nicht auf

Dampfschiffen machen, und wären es die komfortabelsten der Welt. Ein gesundfühlender Mann verträgt die arbeitslose andauernde Wonne nur mit Stöhnen. Wir hatten uns wenig zu sagen, weil wir uns erst ein paar Tage kannten, und es war ein Glück, daß die Herrengesellschaft an Bord von Zeit zu Zeit für Abwechslung sorgte, sonst hätten wir uns schließlich noch tüchtig gelangweilt. Später erst habe ich erfahren, welch einen kühnen und guten Griff ich mit meiner Wahl getan hatte.

In Labuan Deli und Medan traf ich alles beim alten, und auf Villa Semarang harrte unser ein festlicher Empfang.

Während der ersten Wochen bekam ich Adinda nicht zu Gesicht. Beim Empfang hatte mein Blick umsonst nach ihr gespäht. Ich hatte meiner Frau kein Wort von diesem Verhältnis gesagt. Vorderhand verstand sie kein Wort Malaiisch, und der Dienerschaft war es untersagt, Holländisch zu reden, um keinen Ton der Vertraulichkeit aufkommen zu lassen. Das ist in allen Häusern so, und so hielt ich es auch. Nicht etwa, daß ich mein Leben vor meiner Heirat mit Schweigen decken wollte, nein, ich wollte nur warten, bis meine Frau für das indische Leben, für das Leben in den Kolonien überhaupt, das richtige Verständnis gewonnen haben würde; dann gedachte ich, ihr alles zu erzählen.

Die ersten Wochen vergingen unter allen Anzeichen des Glücks. Wohl litt meine Frau unter der

Hitze, aber sie hatte starke Nerven, und die Schönheit der Natur entschädigte sie für alle Unbilden der Witterung. Sie ging wie im Traum durch die Gärten, griff glücklich lächelnd das Obst von den Zweigen und kam jeden Tag mit neuen Entdeckungen nach Hause.

Adinda hatte unterdessen schweigend und ungesehen ihren Dienst verrichtet. Es war alles peinlicher bestellt als je. In dieser Hinsicht war keine Klage. Eines Abends jedoch sagte mir meine Frau, unter den malaiischen Mädchen verfolge sie eine mit bösartigen Blicken. Heute sei sie im Garten förmlich erschrocken, als sie ahnungslos in die Augen dieses Mädchens gesehen, das sie offenbar schon längere Zeit belauert habe.

Ich kannte diese Blicke, ging aber scheinbar arglos über die Bemerkung meiner Frau hin. Wieder überlegte ich mir, ob es nicht besser sei, Adinda jetzt wegzuschaffen, aber ängstlich bin ich nie gewesen.

Als ich denselben Abend in die Halle trat, wollte Adinda mit gesenkten Blicken an mir vorüber. „Holla!“ rief ich, „den Kopf hoch!“ Ich faßte sie unter dem Kinn und hob den etwas widerstrebenden Kopf auf. Ich war überhaupt keinen Widerstand an ihr gewöhnt. „Adinda,“ sagte ich ermahnend, worauf sie sofort freundlich die Augen aufschlug und mich ansah, „ich wünsche, daß du jedermann hier im Hause freundlich ansiehst, namentlich aber

die Njonja und mich.“ Sie nickte, so gut sie in der Zwangslage konnte, in der ich sie festhielt, aber ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Mit der Frühjahrsernte hatte ich in diesem Jahre viel Ärger. Ich mußte häufig selbst hinaus und meine Frau allein lassen. Ehe ich eines Tages wegritt, bat mich meine Frau, Adinda aus ihrer Nähe zu nehmen. Kurzerhand schickte ich ein anderes Mädchen hinauf und verbot Adinda, ungerufen die Zimmer meiner Frau zu betreten.

Es ist selbstverständlich, daß ich seit meiner Heirat jeden Verkehr mit Adinda abgebrochen hatte. Ich wartete auf eine gute Gelegenheit, sie anständig entlassen zu können, und als der Besitzer von Banja-Rameh, mein befreundeter Nachbar, eine gut empfohlene Dienerin suchte, ließ ich sie im Laufe derselben Woche durch Sariman hinüberbringen. Sie war mit allem zufrieden, nahm meine Belohnungen gern an und schien ohne Groll zu scheiden.

Aber die Ärgerlichkeiten häuften sich. Meine Frau war eine leidenschaftliche Schwimmerin. Ich ließ einen großen Park in der Deli-Rivier einzäunen, so daß sie ungestört und ungefährdet schwimmen konnte. Sie nahm Kwamina, die junge Malaiin, die sie jetzt bediente, mit ins Bad, und Saidjah, der alte treue Stallbursche, blieb in Rufweite. Adindas Neugier hatte es sich nun nicht nehmen lassen, meine Frau ganz aus der Nähe

einmal zu beobachten. Sie lag im Dickicht auf der Lauer, und als meine entkleidete Frau ahnungslos auf den Buſch zuging, ſprang ſie, da ſie ſich entdeckt wähnte, beſchämt auf. Meine Frau war aber bis auf den Tod erſchrocken.

Wahrſcheinlich war Adinda heimlich von Banja-Rameh durchgebrannt und machte meine Beſitzungen unſicher. Meinen Wächtern (ich hatte damals drei Sicherheitsbeamte im Dienſt) gab ich nun genauen Beſcheid, und Sariman ſorgte für das Haus. Meine Frau hatte bald den Vorfall vergeſſen. Sie hielt Adinda für ein wenig ſchwachſinnig und fing ſchon an, recht mitleidsvoll über ſie zu ſprechen.

Aber es kam noch ſchlimmer. Eines Nachts, ich lag gerade im erſten Schlafe, weckte mich meine Frau. Ein Weib ſchrie wie eine Wahnſinnige direkt vor meiner Tür. Meine Frau zitterte und wagte kaum zu atmen. Ich fuhr aus dem Bett. Als ich die Tür aufriß, ſah ich zwei Weiber an der Erde liegen, die verzweifelt miteinander rangen. Ich hielt beide feſt und machte Licht.

Es waren Adinda und Kwamina. Entſetzlich ſahen beide aus. Wie die Beſtien mußten ſie gekämpft haben. „Was geht hier vor?“ forſchte ich.

Kwamina hatte in dieſer Woche Dienſt. Sie ſchlief auf der Matte vor dem Schlafzimmer. Vor zwei Tagen wollte ſie nun deutlich bemerkt haben,

daß jemand das Schlafzimmer vorsichtig verließ, ohne wiedergekommen zu sein. Sie hatte fest geschlafen, war aber erst aufgewacht, als die leisen Tritte auf der Treppe verklangen. Sie konnte sich das nicht erklären, sagte aber auch nichts, war aber nun wachsamer als sonst. Als sie in dieser Nacht nun bemerkte, daß wieder die Tür leise aufging, habe sie sich erst vergewissert, dann aber fest zugefaßt.

Da stand nun Adinda. Sie sagte kein Wort. Hochatmend, mit glühenden Augen brachte sie ihren zerrissenen Sarong wieder in Ordnung. Aus dem glänzenden schwarzen Haar rann ein dünner Blutstreifen über Stirn und Wange. Der Kopfputz, den ich ihr einst geschenkt, der immer wie ein guter Stern aus dem schwarzen Glanze ihres Haares mir geleuchtet hatte, war beim Sturze ihr ins Fleisch gedrungen.

Ich faßte sie an der Hand, führte sie nach unten, stieß eins meiner Fremdenzimmer auf und hieß sie eintreten. „Was suchst du in meinem Hause?“ fragte ich. „Was suchst du gar in meinem Schlafzimmer?“

Ein feindseliger und vorwurfsvoller Blick traf mich. Es beschlich mich ein ganz lächerlich unheimliches Gefühl. Sie biß sich auf die Unterlippe und gab keine Antwort.

Nun stand es bei mir fest, der weibische Instinkt, der sie in mein Haus getrieben hatte, würde sie

noch zu größeren Tollheiten verleiten. Das Tier war in ihr erwacht. Ich nahm mir vor, am anderen Morgen sie einsperren zu lassen, ließ sie allein und schloß hinter ihr ab.

Wir taten während der Nacht kein Auge zu. Schon frühzeitig stand ich auf, um Sariman, der mit der anderen Dienerschaft in den Nebengebäuden wohnte, die nötigen Befehle zu geben. Als ich aber Adinda holen wollte, fand ich den Vogel ausgeflogen. Die Fenster standen weit offen. —

Nach vier Wochen war bereits das Verbrechen geschehen, das ich nun noch kurz berichten muß.

Wenn ich jetzt am Tage fortritt, war ich in steter Sorge um meine Frau, und sie sollte nicht unbegründet sein. Eine Unruhe, eine Unsicherheit hatte mich erfaßt, daß ich mir eines Tages vornahm, alles meiner Frau zu erzählen. Sie hörte mich ruhig an, und nachdem sie lange still gewesen, fragte sie nur: „Leben so alle Männer in Indien, ehe sie heiraten?“

Ich konnte das mit gutem Gewissen bejahen und war schwach genug, meine Schwäche mit der Schwachheit der vielen anderen zu entschuldigen. Wie gern ist man dann ein Dutzendmensch, wenn man sich der tieferen Einsicht nicht beugen will, daß die Sünden aller die unseren nicht entschuldigen!

Meine Frau war verſtändig genug, mir keine Vorwürfe zu machen, aber ſie ſagte in ihrer ruhigen Weiſe: „Wenn ich das vorher gewußt hätte, würde ich dich nicht geheiratet haben.“

Es war am ſiebenundzwanzigſten Auguſt. Frühmorgens hatte ich zwei wichtige Nachrichten bekommen. Auf Station Sirang ſei ſeit zwei Tagen ein Zugſtier ausgebrochen und noch nicht eingefangen, und auf Station Malong wären Elefanten geſpürt worden. Nachts höre man das Trompeten der Tiere, und die Pflanzung ſcheine bedroht. Elefanten können nämlich großen Schaden anrichten. Mit Sariman und zwei Malaien brach ich auf, weil ich bei dieſer Gelegenheit gern einen Elefanten geſchoſſen hätte. Wir wollten uns bald in den Wald ſchlagen und eine alte Elefantenſtraße benutzen, um ſchnell zum Schuß zu kommen.

Es mochte wohl zwanzig Minuten von Villa Semarang entfernt ſein, als Sariman plötzlich ſtehenblieb. Er witterte etwas. Ein auffälliger fauler Geruch ließ ihn anhalten.

„Es wird nichts ſein, Sariman,“ beruhigte ich und zeigte in dem Wirrwarr der bunten Vegetation auf drei wagenradgroße zerfallende Afleſiablüten, die beim Vermodern einen jauchigen Geruch verbreiten; aber Sariman hatte ſich nicht getäuſcht. Kaum waren wir vierzig Schritte vorwärts geritten, da ſtanden wir am Kadaver des vermißten Stieres.

„Ein Tiger!“ entfuhr es uns faſt gleichzeitig. Denn das konnte nur ein Tiger getan haben. Es war ein gewaltiger Ochſe, den ſelbſt der ſtärkſte Tiger nicht fortgeſchleppt hätte. Faſt zur Hälfte war es ſchon aufgefreſſen. Tauſende von Inſekten umflogen den Kadaver.

Ein ſolch frecher Angriff in direkter Nähe von unſerer Wohnung war uns ſeit langem nicht vorgekommen. Ich gab ſofort die Elefantenjagd auf und ritt nach meinem Hauſe zurück. Den Tiger wollte ich haben. Auch meine Nachbarn beteiligten ſich an dem Unternehmen. Mit Hacke und Spaten zogen wir hinaus, begruben zuerſt den Ochſen und fuhren dann die große Mauſefalle herbei. Man hat in Indien auf den meiſten Pflanzungen große, fahrbare Tigerfallen, das ſind große, viereckige Kaſten mit einer gitterartigen Falltür. Dieſe Falle fuhren wir an die Stelle, wo der verweſende Ochſe gelegen hatte und überdeckten ſie mit Laubwerk. Der hungrige Tiger iſt nicht ſo vorſichtig, wie man denkt. An die Hinterwand der Falle banden wir ein Lamm, deſſen Körper mit der Falltür in Verbindung ſtand. Wenn der Tiger nun das Lamm niederſchlug und es hinwegriß, ging es ihm wie der Maus, die am Speck nagt.

Sariman brachte jeden Tag dem Lamm etwas Futter und revidierte den Köderplatz. Nach der zweiten Nacht ſaß die Katze ſchon in der Falle. Es

war ein prächtiges Tier. Das Fell liegt unten in meinem Empfangsraum.

Nun zog ich aus, meinen erſten Tiger zu ſchießen. Meine Frau war ſehr ängſtlich und bat mich, ich möchte doch zu Hauſe bleiben. Vielleicht hatte ſie eine Vorahnung von dem kommenden Unheil. Sie weinte ſogar, als ich lächelnd alle Bedenken in den Wind ſchlug. Wir konnten kaum ſchnell genug den Wald erreichen. Die Jagdluſt brannte in mir.

Ich hörte den Tiger ſchon, ehe ich ihn ſah. Er machte ein ſehr unkönigliches Geſicht, auch Appetit ſchien er ſehr wenig zu haben, denn das tote Lamm war faſt unverſehrt. Nun vollbrachte ich das große Heldenſtück und erſchoß den Tiger in der Falle. Nach dem Schuß beobachteten wir den Regungsloſen lange Zeit durch die Stäbe. Mit Zagen und Vorſicht zogen wir ihn heraus und luden ihn auf mein Pony. Noch vor der toten Katze hatte das Tier Angſt und fing an zu zittern. Dann zogen wir heim. Wie würde ſich meine Frau freuen, wenn ſie das prächtige Fell ſah!

Aber meine Frau ſollte ſich nicht mehr freuen. Im Hauſe hatte ich ſie, laut rufend, umſonſt geſucht, ſtürzte nach dem Garten —

Da war das Verbrechen geſchehen. Meine Frau lag in einem Nebenweg des Gartens ermordet!

Anfangs glaubte ich mich zu täuschen, denn seit einiger Zeit trug sie wegen der Hitze vormittags und abends auch Sarong und Kabaja. Aber es war Gewißheit. Ein Dolch saß ihr im Herzen. Nur wenige Blutstropfen färbten die Kabaja . . .

Nur eine konnte es getan haben: Adinda! Die folgenden Zeiten, in denen ich darüber sann, wie ich das Weib, das ich so heiß geliebt hatte, für diese Mordtat peinigen konnte, waren die dunkelsten Stunden meines Lebens. Ich war mit zwei Nachbarn Richter in meinem Bezirk. Tag und Nacht ließ ich sie mit Spürhunden suchen.

Wie in Folterqual schrie ich auf, als ich hörte, sie habe ihren Knaben ertränkt und sei geflohen. „So handelt nur ein wildes Tier," sagte ich.

Wenn ich über die Felder ritt, war es mir, als ob der Fluch dieser Mordtaten in einem teuflischen Weiberschatten mit mir ging. „Sie muß unschädlich gemacht werden," knirschte ich vor mich hin — das war das Ende aller Gedanken.

Meine Frau war vierzehn Tage begraben, da kam bei der fürchterlichsten Mittagshitze Sariman herein. Ich las alles auf seinen Mienen. Er hatte sie.

Zwei Gewehre trug er geladen in den Händen. Wie Schleichfüchse verließen wir das Haus. „Du

drohſt nur, Sariman, wenn du ſie ſiehſt," rief ich dem Enteilenden nach, der wie beſinnungslos davonſtürzte.

In einem großen Bogen umkreiſte ich den Garten, um ihr den Weg zu verlegen. Sie flog wie ein Pfeil vor Sariman her und ſuchte das Gebüſch vor dem Walde zu erreichen.

Schon glaubte ich, daß ſie entwiſchen würde, und ich wünſchte es. Da erreichte ſie ein Schuß Sarimans. Er hatte doch geſchoſſen — und ſie war, im Feuer ſozuſagen, zuſammengebrochen ..."

Van Weſſem war in höchſter Erregung aufgeſtanden und ging wieder durch das Zimmer. Er machte Licht.

Mir war die Kehle heiß und trocken. Ich erhob mich ſteif und unbeholfen.

„Es war ein Unſinn, daß ich das Weib nur einen Augenblick nach meiner Heirat im Hauſe behielt," ſagte er nach einer Pauſe. Wieder ging er mit ſchweren Schritten auf und nieder.

„Oder es war die Sühne für eine große Ungerechtigkeit," ſetzte er nach einer Weile hinzu.

„Gegen wen?" fragte ich mit ausgetrockneter Stimme.

„Das haben die Richter ſpäter mich auch gefragt; aber, bitte, reden wir nicht davon!"

Vor einer alten Truhe hatte er haltgemacht. „Das iſt indiſche Arbeit," ſagte er und hob den beſchlagenen Deckel auf.

Ein eigenartiger Seegeruch ſtieg empor, wie Tee und kalter Zigarettendampf. „Das iſt ein Sarong,“ ſagte er und hob ein buntes, weites Gewand empor, „und das iſt eine Kabaja.“

Ich hob die leichte weiße Frauenjacke auf und betrachtete ſie.

„Dieſe braunen Flecken ſind Blutſpuren,“ ſagte van Weſſem erklärend, indem er auf die Kabaja deutete.

„Sind das die indiſchen Kleider Ihrer ermordeten Frau?“ fragte ich ſcheu.

„Nein,“ antwortete er mit ſicherer Stimme, „dieſe Kabaja trug Adinda — —“

Die Synkope

Es war nachmittags vier Uhr, als der Kammerdiener der Herzogin die ſteile Turmtreppe im Schloß Hinrichsluſt emporſtieg. Er rückte die Silbertreſſen und Fangſchnüre über ſeiner linken Schulter zurecht, hielt einen Augenblick veratmend ſtille, tippte vom dunkelblauen Tuch ſeines linken Oberärmels ein wenig Kalkſtaub fort, den er durch leichtes Streifen an der Wand ſich zugezogen hatte, und ſchaute prüfend auf ſeine weißen Gamaſchen und ſpiegelnden Lackſchuhe hernieder. Dann klopfte er mit vorgebeugtem Kopfe vorſichtig an der geſchnitzten Eichentür des Turmzimmers, in dem der Hofprediger Reinhard Althaus wohnte.

Auf das „Herein!“ des Geiſtlichen trat Gundermann einen demütigen Schritt ins Zimmer und ſagte in wohlabgewogener Sprechweiſe, indem er von unten zu dem Hofprediger derart aufblickte wie ein Bußfertiger zu einem Heiligenbilde: „Ihre Durchlaucht laſſen Eure Hochwürden auf halb fünf Uhr in den großen Muſikſaal bitten; Ihre Durchlaucht laſſen Eure Hochwürden außerdem bitten, die alte Kniegeige mitzubringen.“

Reinhard Althaus hatte sich aufgerichtet, den Kammerdiener mit bleichem Gesicht, in dem ein Licht des Glücks und der Überraschung über die Botschaft mit einem Zug der Geringschätzung gegen den Diener kämpfte, ernst angeblickt und erwiderte: „Ich lasse Ihrer Durchlaucht untertänigst danken; ich werde zur befohlenen Stunde pünktlich zur Stelle sein."

Ihre Durchlaucht war die dreiundzwanzigjährige schöne Tochter des Herzogs Ludwig. Sie kam in jedem Jahre mit kleinem Gefolge auf mehrere Sommermonate nach dem Waldschloß Hinrichslust, das, ein grauer Sandsteinbau im englischen Landhausstil, in einem großen Fichtenwalde, abseits jeder größeren Verkehrsstraße, in Schlesien lag.

Die Tage gingen in diesem Schlosse langsamen Schrittes. Es gab dort keine lauten Feste und kein lautes Gelächter. Der Wald stand in eiserner Ruhe rings um das Schloß. Kein Eisenbahnpfiff zerriß hier die Stille ...

Reinhard Althaus hörte am Tage die Tropfen, die aus dem Trientiner Brunnen von Schale zu Schale sanken. Wie Glockentöne klang es, wenn sie schließlich in das große blaue Wasserbecken fielen. Er hörte, wenn ein Diener durch den knirschenden Silberkies der Parkwege ging, er horchte auf, wenn weit in der Umgebung ein Schuß fiel, und er lauschte, wenn ein Wagen in der Ferne verrollte.

In der Nacht sah er, am Fenster stehend, wie die täuschende Pracht des Mondlichts eine Bahn über den melancholischen Schloßweiher legte. Stundenlang konnte er den Schwänen zuschauen, wie sie lautlos auf dieser Silberfurche fuhren. Ja, sein Ohr hatte sich so geschärft, daß er, so oft er wach lag, das leise Flüstern und Rieseln der fallenden Tannennadeln zu hören vermeinte.

So vergingen ihm Wochen und Monde. Die Schlaflosigkeit war seit der Stunde über ihn gekommen, seitdem er die junge Herzogin Sophie liebte. Die Einsamkeit brachte ihm keine Heilung. Sie, die noch keinem Liebenden Heilung gebracht hat, wurde ihm eine zehrende Qual. Das geringe Maß von Arbeit, das Wohlleben am Hofe, gegen das er sich jahrelang umsonst gewehrt hatte, boten dem immer größer werdenden Ansturm seiner Leidenschaft, die er sich anfangs nur widerwillig eingestand, kein Hindernis. Ja, er fühlte, wie er täglich mehr und mehr erschlaffte, wie es ihm Jahr um Jahr unmöglicher wurde, sich loszureißen.

Um sich vor sich selbst und seiner Liebe zu retten, begann er das Studium der assyrischen Sprache. Zu diesem Zwecke hatte er das nötige wissenschaftliche Material aus Breslau sich kommen lassen, und fand so wenigstens am Tage, soweit er Arbeitslust hatte, Ruhe und Vergessen. In den Nächten aber durchstreifte er den Schloßpark, weil er dann sicher war, der jungen Herzogin nicht zu begegnen,

ertappte sich aber wiederholt darauf, daß er nur dann eine Gartenbank zur Ruhe sich aussuchte, wenn sie zufällig einen Ausblick auf die Fenster der Herzogin Sophie gewährte ...

Die letzten drei Tage in der Woche widmete er seiner Predigt, die er am Sonntagvormittag in der Schloßkapelle hielt. In diesen Predigten sprach er nur zur Prinzessin, die ihm unverwandt auf die Stirne sah, und es gewann die himmlische Liebe, die er verkündete, einen eifernden Ausdruck, den die Herzogin Sophie haßte, und seine verschlossene Leidenschaft verbarg er nur mit Mühe hinter einer allzu beredt an den Tag gelegten Sittenstrenge.

Der Hofprediger liebte die Musik über alles. Er spielte vor und nach seiner Predigt selbst die Orgel. Wie ein Künstler, sagte die Fürstin. Die zurückgedämmte Sinnlichkeit des Hofpredigers war es vielleicht, die ihn wieder zur Musik geführt, die ihn zu seiner Kniegeige greifen ließ. Er verstand sie in einer guten Art zu spielen, und der eigenartig süße Orgelton dieses Instrumentes drang gar oft, selbst um die Mitternachtsstunde noch, aus dem kleinen Fenster des hochgelegenen Turmzimmers; und mancher späte Heimkömmling maß besorgt die beiden Schloßflügel, die in dem gewaltigen Turm zusammenstießen, mit dem Gedanken: wird das nächtliche Musizieren Ihre Durchlaucht auch nicht stören?

Die junge Herzogin Sophie lag aber häufig genug auf der Türkenſeide ihrer Schlummerſtätte wach. Sie öffnete ſogar leiſe jenes ſchmale Fenſter ihres Schlafzimmers, das nach der Turmſeite zu lag, und lauſchte den warmen Tönen, die da einſam durch die Nacht gingen. Die Sehnſucht, die auch von ihren Augen die Müdigkeit ſcheuchte, hatte ihr Ziel in einer fernen Garniſon, und es war kein Zufall, daß zu ihrem geöffneten Herzen das Spiel des Hofpredigers in beſonderer Weiſe ſprach. Im Tiefſten haßte ſie die Art des Geiſtlichen, ſeine Selbſtgerechtigkeit, ſeine Strenge gegen andere; und es war auch nicht abſichtslos, daß man ihr gerade dieſen Geiſtlichen zum Seelſorger beſtellt hatte.

Mit zuſammengeſchlagenen Händen, die viel mehr geballt als gefaltet waren, ſtand Althaus vor dem kleinen Fenſter ſeines Turmzimmers und ſtarrte auf die dunkeln Fichten, deren zarte Spitzen in das Lichtblau des Nachmittagshimmels hineinzielten. Stundenlang konnte er in dieſer Stellung verharren, ſtundenlang hämmerten dann ſeine Gedanken ſo lange auf denſelben Fleck, bis er geiſtig völlig ermattet war.

Die beiden kleinen Fenſter ſeines Turmzimmers, die eigentlich eher Luken als Fenſter waren, erhellten den mit dunkelm Holz furnierten Raum nur ſpärlich, und ſeine lichtempfindlichen Augen litten unter dieſen beiden Lichtöffnungen unſagbar, die

wie glühende Augen in seine Dämmerung hineinsahen.

Seine Leidenschaft wurde in der Stille dieses Zimmers doppelt fühlbar, und die Abhängigkeit des Hofpredigers und Hofbeamten gab ihm häufig das lastende Gefühl eines an Leib und Seele Gelähmten. Nun aber lag es wie Fieber in seiner Brust, es fror ihn bis ins Mark, wiewohl die Sonne draußen brannte.

Er nahm seine Kniegeige hervor, stimmte sie, spielte einige Takte, daß das Griffbrett warm wurde, und begann dann ruhelos im Zimmer auf und nieder zu gehen. Er rang nach Sammlung und fand sie nicht. Alle Überlegenheit seiner amtlichen Stellung, die er sonst gut zur Schau zu tragen wußte, war wie weggeblasen. Er fühlte beim tiefen Atmen den süßen Schmerz der Erwartung, und es zitterte seine Seele wie die ewig sich verändernden, ewig sich verschlingenden Lichtkreise auf der Oberfläche eines stehenden Wassers, in dem der grelle Schein der Mittagssonne sich spiegelt.

Er nahm von einer Traube, die auf einer Schale lag, zwei Beeren in den Mund, um den Gaumen zu erfrischen, aber er vermochte sie nicht hinunterzuschlucken. Dann wartete er, mit der Uhr in der Hand, bis kurz vor halb fünf und verließ drei Minuten vor der befohlenen Zeit das Turmzimmer. An den Königszimmern des Schlosses vor-

bei, betrat er, eine kleine Wendeltreppe benutzend, die mit schweren Persern belegten Marmorfliesen der Halle und schritt an den beiden hochlehnigen Kaiserstühlen, welche aus vergangenen Jahrhunderten hier Aufstellung gefunden hatten, vorüber in den großen Musiksaal. Er sah noch an der gegenüberliegenden Gobelintür den enteilenden Fuß eines Lakaien, der den Flügel geöffnet hatte, und betrat mit einem überschauenden Blick den hohen, feierlich gestimmten Raum, der so groß war, daß der einzelne Mensch in seiner Weite fast verschwand.

Das Gefühl der Verlassenheit, das die lautlose Stille des Schlosses in jedem erzeugte, war ihm beim Eintritt in den Saal verflogen. Unter den schattenden Markisen, die vor den hohen Fenstern herabgelassen waren, zwitscherten die fernen Vogelstimmen des Rosengartens herein. Während aber draußen die Glut auf der Terrasse zitterte, blieb dieser Raum in einer eigenartigen Elfenbeinkühle, die jedes Möbelstück ausströmte. Althaus atmete den merkwürdigen Geruch, der diesen Raum erfüllte, den feinen bittern, ozonartigen Duft, wie ihn alte Uhrgehäuse ausströmen, die man nach langer Zeit wieder einmal öffnet.

Die Hand auf das kalte Holz einer Stuhllehne gelegt, erwartete er die junge Herzogin, abwechselnd auf alle fünf geöffneten Türen blickend. Da aber die Fürstin verzog, löste sich allmählich seine Span-

nung, und er richtete das Auge schließlich auf das lebensgroße Gemälde einer im Reifrock sich spreizenden englischen Prinzessin, die die Laune gehabt hatte, mit der Geige in der Hand sich porträtieren zu lassen, und bemerkte die Gegenwart der jungen Schloßherrin erst, als sie, auf dem Teppich unhörbar genaht, wenige Schritte hinter ihm stand. Sie war, von der Terrasse kommend, durch eine der breitgeöffneten Türen lautlos in den Saal getreten.

Wie in Augenblicken starker innerer Erregung der Mensch mechanisch und unbewußt tätig sein kann, ohne später zu wissen, was er getan, erfüllte den Hofprediger, in der Furcht, der Prinzessin musikalisch nicht gewachsen zu sein, der einzige Wunsch, vor allem richtig zu spielen und nichts außer acht zu lassen. Er verneigte sich mit niedergeschlagenen Augen, betreten und überrascht, durch die Nähe der geliebten jungen Herrin völlig verwirrt, übersah ihre Hand, die sie ihm hinhielt, und wurde seines Versehens erst gewahr, als sie den Arm gleichgültig wieder sinken ließ. Ohne die Lippen zu bewegen, seine tiefe Verbeugung kaum beachtend, deutete sie auf ein Notenheft, das aufgeschlagen auf dem Flügel stand, und sagte einfach: „Ich hörte Sie schon oft. Es gefällt mir, wie Sie spielen, Herr Althaus. Vielleicht gelingt es uns zu zweien. Das Stück da ist für Cello und Klavier."

Althaus verneigte sich noch einmal, las mit zusammengekniffenen Augen „Adagio", entzifferte den

Namen des Komponiſten „Goltermann“, wartete, bis die Prinzeſſin ſich geſetzt hatte, und rückte dann, auf einen fragenden Blick der Fürſtin hin, ſeinen Stuhl ſo nahe, daß er die Noten noch gerade erkennen konnte.

„Es iſt leider kein Notenſtänder im ganzen Schloß,“ ſagte Prinzeſſin Sophie, „wir müſſen uns ſo begnügen, ich ſtelle Ihre Noten neben die meinen.“

Althaus war aber ſchon wieder aufgeſtanden: „Ich habe einen Notenſtänder auf meinem Zimmer!“

„Ach, es geht auch ſo,“ ſagte Prinzeſſin Sophie, „laſſen Sie uns keine Zeit verlieren.“

Ehe ſie aber begann, maß ſie noch einmal die Entfernung, in der der Hofprediger ſaß, und ermunterte ihn: „Kommen Sie doch näher, Sie können ja kaum ſehen, und ſeien Sie nicht ſo ungemütlich!“

Er aber wagte nur ein diskretes Lächeln, blieb aber auf ſeinem Platze ſitzen. Er prüfte nochmal die Stimmung ſeines Inſtruments und erwog, ob er beim Abſtrich nicht etwa mit der Bogenſpitze das Kleid der Prinzeſſin berühre.

Dieſe beobachtete das vorſichtige Manöver, ſah lächelnd an der Seite ihres Kleides herunter und ſagte treuherzig: „Und wenn auch!“

Er aber ging auf dieſen zutraulichen Ton nicht ein, obwohl das Herz ihm klopfte, ja, er rückte den Stuhl einen Zoll noch weiter zurück.

Dann begann, während die Prinzeſſin mit ihren ſehnig geſpreizten Händen faſt unmutig in die Taſten ſchlug, ein Wogen der Gedanken in ihm, das durch die Fülle der Töne und den Widerhall des Raumes betäubend auf ihn wirkte.

Am Ende der erſten Seite hatte die Prinzeſſin ſelbſt das Blatt gewendet. Bei der zweiten Seite erhob er ſich vorſichtig, wartete, da er einige Takte Pauſe hatte, den Augenblick ab, und legte mit einer ſchönen Geſte das Blatt herum. Bei dem vierten Takt der neuen Seite hatte die Fürſtin drei Triolen vorzuſchlagen, darauf zwei Vierteltakte zu pauſieren, ehe ſie beide wieder zuſammen einſetzten. Sie überſah jedoch, obgleich ſie ſonſt vorzüglich prima vista ſpielte, die beiden Viertelpauſen, worauf Althaus das Spiel kurz abbrach.

„Nun?“ fragte die Prinzeſſin, ſah den Hofprediger einen Augenblick an und bequemte ſich ſchließlich, das Spiel wieder aufzunehmen.

Noch zweimal begegneten der jungen Herzogin kleine Verſehen, die der Hofprediger, unbeholfen lächelnd, durch Unterbrechung des Spiels feſtſtellte.

Auf der dritten Zeile der fünften Seite, beim Buchſtaben E, brach der Hofprediger abermals das Spiel ab, wies mit der Bogenſpitze auf die Vortragsbemerkung „dolce“, ſpielte ſeinen Takt und zählte dazu bis fünf. Die Prinzeſſin ſah ſtill vor ſich hin und ließ den Hofprediger ſeinen Takt dreimal ſpielen. Als ſie aber kurz darauf wieder eine Pauſe

überſehen hatte und nicht darauf achtgab, daß die Viertelnoten in demſelben Takte punktiert waren, bei der Wiederholung noch läſſiger im Ausdruck wurde und nun gar unrichtig ſpielte, ließ ſie, als Althaus „bitte, bitte“ ſagte, zum erſten Male die Hände in den Schoß gleiten und äußerte, mit einer leiſen Schwingung von Mißmut in der Stimme: „Mir ſcheint, wir kommen nicht überein.“

Darüber geriet Althaus in Eifer, deutete erneut auf den Buchſtaben E und flüſterte: „Durchlaucht, bitte untertänigſt, noch einmal.“

Die Prinzeſſin ſah ihn bei der Wiederholung mit einem langen prüfenden Blick vom Scheitel bis zum Fuße an, ohne daß er dieſen Blick ſpürte. Sie ſpielte infolgedeſſen abermals die Stelle unrichtig, worauf Althaus ein kurzes „Bitte nochmals!“ hören ließ.

Die Prinzeſſin ſah ihn zum zweiten Male an, diesmal beluſtigt, mit einem vieldeutigen Zug um die Lippen. Er hielt aber den Blick krampfhaft auf die Noten gerichtet und ſagte ſchulmeiſterlich: „Es iſt eine Synkope, Durchlaucht!“

Da ließ die Prinzeſſin die Hände wiederum von den Taſten gleichgültig in ihren Schoß fallen, ſah einen Augenblick auf ihre Nägel, als beſänne ſie ſich, richtete dann die Augen mit hochgezogenen Brauen hilfeſuchend nach der Decke, erhob ſich, ohne den Hofprediger anzuſehen, legte, vorbeiſchreitend, einen Augenblick die warme Hand auf das glatte

Ebenholz des Flügels, so daß der Glanz der Politur dort, wo ihre Hand lag, für kurze Zeit erblindete, und verließ den hohen Saal.

Althaus hatte sich schnell erhoben, wollte etwas sagen, unterdrückte es aber, blickte ihr nach mit offenem Munde, wartete, in der Meinung, daß sie irgendetwas hole, schaute auf die Stelle der Ebenholzpolitur, wo vorhin ihre warme Hand gelegen, sah sich um und blieb ratlos stehen.

Er wartete mit summenden Ohren eine Viertelstunde, horchte mit klopfendem Herzen eine halbe Stunde auf jedes Geräusch, und als die Turmuhr mit weitausholendem, purrendem Schlage sechs Uhr schlug, verließ er mit eingetrockneter Kehle den Saal und begab sich, wie ein Genarrter taumelnd, auf sein Turmzimmer.

Wrack

Ich ſtand auf der ſandüberwehten Treppe, die von der Villa Quiſiſana zu dem ſchönen breiten Strande hinabführt, und ſah zwei jungen Mädchen nach, die mit anmutigen Bewegungen ihre durchſichtigen Kleider höher rafften und die weißen Strandſchuhe zierlich in den ſilberkörnigen Dünenſand ſetzten. Da hörte ich hinter mir eine harte Stimme, die mich rückwärtsblicken ließ. In dem rollenden Tonfall des Holländers, der ſich befleißigt, einem Bedienten nie ein Wort zu viel zu ſagen, klang es:

„Jan, den Stuhl!“

„Ja, meneer,“ antwortete der Diener und nahm ſeine Kappe in die Hand.

„Setze den Stuhl dorthin, hinter das Wrack!“

Ich folgte der ausgeſtreckten Hand und ſah in der Ferne einen Maſt aus dem Strand aufragen, dem der Diener, mit dem Klappſtuhl über der Schulter, im Laufſchritt zuſtrebte, während ſein Herr dem Eilenden gemeſſen folgte.

Wie wir häufig im Leben, zu unſerem eigenen Erſtaunen, die Erinnerung an die kleinſten Vorgänge behalten, war mir der Blick des Holländers

haften geblieben. Er hatte mit ſeinen großen grauen Augen, die einen Stich ins Schwärzliche hatten und vom Oberlid drohend überdacht waren, nur den Teil einer Sekunde mich angeſehen. Dieſer Blick aber brachte mir einen Vorfall ins Gedächtnis, den ich vor Jahren in Baden-Baden vor dem Kurhaus beobachtet hatte, als ein Herr es wagte, eine ſchöne, vornehm ausſehende Dame, die er einmal gekannt haben mochte, anzuſprechen. Jene Dame verhielt einen Atemzug den Schritt, ſchien im Stolz zu wachſen, und ihr Blick ſagte: „Aus meinem Weg!“

Genau ſo hatte der Holländer, obſchon er mir völlig unbekannt war, mich angeſehen, mit einem Blick des Stolzes und der Menſchenverachtung. Ich ſchaute ihm eine Zeit nach und ſchritt dann hinab zum Strande. Es war Ebbe.

Die Sonne glitzerte im Salz des feinen Sandes und blitzte auf dem glänzenden Schild des ruhigen Meeres, das kraftlos, gemächlich und träge in die Fläche des Strandes hineinlief.

Ich war wohl eine Stunde zwiſchen den krachenden Muſchelſchalen und den ausgeſpreizten Fingern der Seeſterne dahingeſchlendert, als ich plötzlich, auf der Suche nach einem Strandſtuhl, einen Knall vernahm, der in dem ungemeſſenen Raume ſchneller verklang als der taube, nichtige Klang einer Kinderpiſtole.

Da der Strand, kurz nach Mittag, noch unbelebt war, konnte der leichte Klang des Schuſſes

kaum beachtet worden ſein, und auch ich hatte nur einen Augenblick nach der Richtung des ſteilen Maſtes, der in größerer Entfernung nach Oſten ſichtbar war, den Kopf verwandt, da ich durch die häufigen Jagden in den Dünen an ſolche Geräuſche längſt gewöhnt war.

Vor mir bauten ſich zwei blonde Kinder im Sande eine Burg, ſteckten franzöſiſche Fähnchen hinein, ſprangen mit ihren braungebrannten Beinen den Wellen entgegen und fiſchten ſchließlich unter lautem Geſchrei eine dicke, unbeholfene Krabbe aus dem Waſſer. Ich ſah noch eine Weile dem Spiel der Kinder zu, machte mich aber endlich auf den Weg nach dem Wrack, wohin der Holländer ſeinen Stuhl befohlen hatte.

Ich hatte das vor vielen Jahren geſtrandete Schiff noch nie in der Nähe geſehen, weil ſonſt die Brandung es umſpülte; heute aber war das Meer derart zurückgewichen, daß das Schiff auf dem Trockenen zu liegen ſchien. Da es eine gute Strecke bis dahin war, beeilte ich mich, um vor Eintritt der Flut am Ziele zu ſein.

Wie Rumpf und Knochen irgendeines Urwelttieres im Wüſtenſand, ſo ragten die Rippen des von den Wogen gebrochenen Schiffskörpers empor. Unheil thronte über dem Orte.

Die Brandung hatte mit der Zeit viel Sand herangetragen, aber immer noch zeigten ſich die gewaltigen eiſernen Steven, deren Abſtand einen

Maßstab von der Größe des Schiffes gab. Auch das Salzwasser hatte am Eisen genagt. In wunderlichen Blüten, Brückenstegen und Verzierungen aller Art spann der Rost Krusten, Netze und Schleier um das dauernde Metall. Der Mast stand ungebogen in dem Chaos der Schiffsmasse. Ein grausiges Denkmal, dachte ich mir, ein Denkmal verworrener Jammerrufe, verhallter Seelieder, verwehter Schicksale, verbrauster Stürme: so stehen manche Menschen mitten im Leben!

Der zerschlissene, gebleichte Wimpelfetzen am Kranze des Mastes hing unbeweglich in der Sonnenglut, unbeweglich wie das im Sande festgefahrene Schiff. Als ich näher herzugetreten, sah ich, daß es unmöglich war, einen Einblick in das Schiffsinnere zu gewinnen. Der Wellenschlag hatte tiefe Wasserlöcher rings um das Schiff ausgewaschen. Nur an einer Stelle gelang es, eine Sandbank hinter dem Wrack zu erreichen, aber nur für einen Augenblick, denn die schabernäckische Brandung schreckte die Neugierigen zurück.

Ich stand schon eine Weile, beim Anblick des Totenortes in schattige Gedanken versunken, als ich hinter mir, wie aus weiter Ferne, einen Hilferuf vernahm. Ich wandte mich um und gewahrte den Holländer, der vorhin meine Aufmerksamkeit erregt hatte.

Er konnte aber nicht gerufen haben; denn er schien in seinem Liegestuhl fest zu schlafen. Zudem

brannte ſein Auge mir noch in der Seele: Aus meinem Wege!

Den Blick über die hellgrünen Helmgrasbüſchel der Düne ſchweifen laſſend, vernahm ich unverhofft zum zweiten Male denſelben Laut, wie das Stöhnen eines Erſtickenden. Es faßte mich kalt im Genick, riß mich herum.

Was war das? Der Holländer? Hob er nicht die Hand, hilflos winkend? Ich ſprang hinzu. Blut quoll ihm aus dem Munde. Eine Schußwaffe lag neben ihm im Sand. „Kurhotel!“ lallte er. Das hervorbrechende Blut erſtickte jedes weitere Wort.

Ich rief einen einſamen Radfahrer an, der die Ebbe zu einem Strandausflug benutzte, poſtierte ihn bei dem Unglücklichen und fuhr ſelbſt auf dem Rade eilig nach dem Dorf.

Ohne Aufſehen, während die meiſten Badegäſte noch ihre Mittagsruhe hielten, brachten wir den Verwundeten durch die Dünen nach ſeinem Hotel. Ebenſo ſtill und geräuſchlos wurde ſein Balkonzimmer, das nach der Seeſeite lag, zu einem Krankenzimmer umgewandelt, damit die Seekühle, wenigſtens am Abend, den Fiebernden erfriſchen konnte.

Nach zwei langen Stunden, während der Unglückliche bewußtlos lag, trafen zwei ältere Ärzte aus dem nahen Amſterdam ein, unterſuchten mit tiefer Beſorgnis den um das Leben Kämpfenden und entſchloſſen ſich, da der Kranke nicht trans-

portfähig war, sofort ihre Kunst zu versuchen. Nach mühsamer, vorsichtiger Arbeit gelang es ihnen endlich, das Geschoß in der Nähe des Rückgrates festzustellen und zu entfernen.

Karel ter Borg stand auf den Zeitungen und Briefen, die das Zimmermädchen in den folgenden Tagen auf den Tisch des Krankenzimmers niederlegte. Vom Poststempel war abzulesen, daß einige Sendungen aus dem Haag kamen. Eine Nachforschung nach der Familie des Unglücklichen unterblieb auf den ausdrücklichen Wunsch des Kranken hin, den dieser mit den ersten schwachen Kräften deutlich genug zu erkennen gab.

Eine nicht von müßiger Neugier beeinflußte Frage beantwortete mir der Besitzer des Hotels mit der Vermutung, daß Herr ter Borg, der übrigens über ein bedeutendes Vermögen verfüge, vor kurzer Zeit aus Java heimgekehrt, bestimmt unverheiratet sei und, soviel er zu wissen glaube, überhaupt keine nahen Verwandten in Holland habe.

Der Arzt des Kurhotels kam täglich dreimal. Eine junge, liebevolle Pflegerin löste mich in meinen freiwilligen Krankendiensten ab. Sie hielt auch des Nachts bei ihm Wache.

Die Bewußtlosigkeit, die nach schweren Fiebern gelegentlich immer noch auf Stunden eintrat, wich nach einiger Zeit einem totenähnlichen Schlaf, aus dem der Abgezehrte regelmäßig mit Bluthusten erwachte. Aber nach zwei Wochen wurde sein Blick

klarer, ſein Geiſt heller. Er drückte mir ſchwach die Hand, als er mich erkannte, und ſah mir lange unverwandt in die Augen, prüfend, forſchend, faſt peinigend.

Kein Wort fiel vorerſt zwiſchen uns.

Er folgte meinen Handreichungen mit ſeinen harten Augen, nahm ſchweigend die ihm verordnete flüſſige Nahrung aus meinen Händen und ſchlief wieder ein, nachdem er lange unbeweglich an die Decke geſtarrt hatte.

Mit hartnäckiger Geduld ertrug er ſeine Schmerzen, hörte die Anordnungen des Arztes mit leichtem Kopfnicken an und befolgte ſie, wie nur ein Menſch mit ſtarkem Willen und eiſerner Selbſtbeherrſchung es vermag.

Als der Arzt das Sprechen ihm wieder erlaubte, winkte er mich heran und ſtreichelte meine Hände — er ſelbſt aber lag auch ferner da mit feſt geſchloſſenen Lippen. Ich redete ihm zu und erzählte unter anderem, wie jedermann im Hotel glaube, daß er das Opfer eines Blutſturzes geworden ſei. Das ſchien ihm unendlich wohlzutun. Als aber der Arzt die Adreſſe ſeiner Verwandten erbat, richtete er ſich zum erſtenmal ſelbſtändig auf, und ſeine Augen wurden hart, als er deutlich ſagte:

„Nicht! Nicht! Ich will es nicht!“

In der Folge wurde ihm geſtattet, jeden Tag eine Spanne länger in einem bequemen Stuhl am Fenſter zu ſitzen.

Er ſah von nun an ſtundenlang ſchweigſam auf die See hinaus. Er ſah in der Ferne die großen Ozeandampfer vorüberziehen. Er ſah die ungezählten Segler der Fiſcherflotte Montags aus dem Hafen auslaufen und am Freitag wieder heimkehren. Er ſah die alten, hinfälligen Fiſcher, die, zu keiner rechten Arbeit mehr nütze, mit eingefallenen Wangen, krummen Knien, mit den Händen in den ſackähnlichen Hoſen und ſchweren Holzſchuhen an den Füßen, tabakkauend oder rauchend in Trüppchen zuſammenſtehen. Und wie dieſe mit billigen Meſſingfernrohren die Fahrzeuge auf dem Meere ſtundenlang beobachteten, ſo ſaß auch er, ein einrohriges Zeißglas vor das rechte Auge haltend, am Fenſter vor der Ferne und träumte in die blaue Weite, manchmal in unterdrückten Schmerzen ſtöhnend.

Ganz allmählich begann er endlich zu reden. Mit Vorſicht ſchloß er ſich auf, erzählte von Indien und Java, wo er ſiebenundzwanzig Jahre in einſamer Abgeſchloſſenheit gelebt hatte, berichtete, zögernd und ſtockend, von Erlebniſſen aller Art, von Jagden und Abenteuern, von fremden Sitten und Gewohnheiten, von ſüdländiſchen Pflanzen und Tieren, ſeltſamen Erfahrungen, erzählte von krummen und graden Menſchen und geſtand ſeine Hoffnungen und Entbehrungen.

Ich ſtaunte über die reichen Kenntniſſe dieſes Überſeers, der, wie er mir verſicherte, heute wie

damals nur in der Lektüre geſchichtlicher Bücher Erholung und Troſt, Bereicherung und Vergeſſen geſucht hatte.

War ich anfangs durch Karel ter Borg eigenartig angezogen worden, ſo fühlte ich mich jetzt gefeſſelt, und als ſein Leben außer Gefahr war, blieb ich in ſeiner Geſellſchaft, als er die erſten mühſamen Gehverſuche am Strand machte. Ich fügte mich auch darein, da er in einem Anfall wiederkehrenden Mißtrauens eine Zeitlang wortkarg und von neuem menſchenſcheu wurde. Mit tieferem Vertrauen belohnte er ſpäter dieſes Verhalten, und als ich nach fünfwöchigem Aufenthalt an der See in die Heimat zurückfuhr, glaubte ich den Holländer zum Freunde gewonnen zu haben.

Das war freilich eine Täuſchung.

Zweimal ſchrieb ich an Karel ter Borg; aber nur ein einziges Mal wurde mir eine Antwort zuteil, die nicht einmal eine Briefſeite füllte. In ſeine alte Menſchenſcheu und Vorſicht zurückgefallen, teilte er mir ziemlich geſchäftsmäßig mit, daß er ſich zur weiteren Erholung nach dem Süden begeben werde.

Das war alles.

Die Schrift war kaum leſerlich. Er ſchrieb auf liniertem Papier. Die Buchſtaben waren kaum höher wie die Linie, ſo daß die Briefſeite auf einige Entfernung ausſah, als habe man das weiße Blatt mit einigen Reihen Telegraphenzeichen bedeckt.

Das Erlebnis an der Nordſeeküſte ging mir nach. Immer wieder mußte ich an den ruhig und ſtarr daſitzenden Menſchen denken, der nur zuweilen den Kopf bewegte, der, wie eine Schildkröte umpanzert, nur manchmal den Kopf vorſichtig aus dem Gehäuſe ſchob, kaum aß, kaum zu atmen ſchien.

Ja, die Eindrücke waren mir ſo gegenwärtig, als ob ich ſie vor kurzem erlebt hätte.

So kam dieſer Sommer heran. Drei Jahre waren dahingegangen. Ich weilte am Vierwaldſtätterſee, hatte mich in Brunnen behauſt, ſchritt eines Tages die Axenſtraße entlang und gedachte mit der Bergbahn nach Morſchach hinaufzufahren. Da aber der Zug mir vor der Naſe davonfuhr, erging ich mich noch eine kurze Strecke auf der Axenſtraße, hatte gerade den Tunnel paſſiert, hinter dem die Ausſicht auf den See, vom hohen Steilufer herab, entzückend ſich weitet, als ein Kraftwagen aus dem Tunnel herausfuhr, ſo daß ich ſchleunig zur Seite treten mußte.

Ein Herr mit großem Panamahut, in einen ſandgelben Anzug aus chineſiſcher Rohſeide gekleidet, der neben mir ſtand und über die Brüſtung der Straße gerade in die Tiefe geſchaut hatte, richtete, durch den Staub der Straße zum Huſten gereizt, ſich mißmutig auf, hielt ein Taſchentuch vor die Naſe und ſah ſich drohend um —

„Aus meinem Weg!“ ſagten die Augen.

Es war Karel ter Borg. Ich hatte ihn sofort erkannt. Er war, obwohl erst ein Fünfziger, fast ganz weiß geworden. Mit einem zerstreuten Lächeln reichte er mir die Hand, etwas fester wie damals, tat, als hätten wir uns gestern erst gesehen, und lud mich, als er meine Absicht, nach Morschach hinaufzufahren, erfuhr, kurzerhand ein, im Hotel Axenfels, wo er wohnte, mit ihm den Tee zu trinken. Ich nahm gern an. Sein Gang war immer noch schleppend und unbeholfen wie seine Redeweise. Seine Menschenfeindlichkeit schien noch gewachsen. Fast jeden Menschen betrachtete er mißtrauisch und antwortete dem Bahnschaffner fast gereizt.

Wir saßen, nach einem Gang durch den einzigartigen Park, auf der schönen Säulenterrasse des Hotels Axenfels wohl zwei Stunden in der milden Sonne und sahen, weit über das Tal und den See erhoben, in die starken Farben, in die scharfen Züge der Täler und Berge hinein. Vor uns, jenseits des Urnersees, standen der Seelisberger Kopf, der Ober- und Niederbauen. Karel ter Borg aber richtete, sein kurzes Fernglas vor dem rechten Auge, den Blick auf den Urirotstock, auf dessen Firn er, als winzig schwarze Punkte, Menschen entdeckt hatte. Er reichte mir das Glas und sagte:

„Sehen Sie, so klein sind die Menschen bei dieser gewiß geringen Entfernung, die Himmelstürmer! Ob sie wohl vom Himmel aus überhaupt sichtbar sein werden, diese Ameisen!“

Auf dem Urnerſee pflügte ein Dampfer die Bläue des Seeſpiegels.

„Die Dampfer ſind wie Nußſchalen," wies er nach der Tiefe; „wenn ein Regentropfen hineinfällt, werden ſie umſchlagen. So leicht hat es unſer Herrgott!"

Er lachte dazu, und es klang hart und gebrochen. Lachend erwiderte ich: „Für die Menſchen, die gern Herrgott ſpielen, iſt freilich alles klein!"

„Ich habe nie Herrgott geſpielt," ſagte er langſam und ernſt, „ich wollte nur ſagen, daß Gottes Mittel, uns zu regieren, klein ſind, vielmehr: für ihn nur ſo klein zu ſein brauchen, weil wir ſo nichtig ſind. Wir ſchätzen alles aus der Nähe und ſehen deshalb falſch. Wie groß ſind die Entfernungen zwiſchen den nächſten Verwandten, zwiſchen den Menſchen und den Dingen gar!"

Dann ſchwieg er, ſaß im blauen Rauch ſeiner Zigarre und nippte vorſichtig an ſeinem Teeglaſe. Nun hatte ich Gelegenheit, Karel ter Borg aufmerkſam betrachten zu können. Es fiel mir auf, wie hager er geworden war. Die übereinander geſchlagenen Beine, das ſpitze Knie waren nur noch Knochen, die Schläfen eingefallen. Das Auge lag tief in der hautigen Höhle. Die Naſe ſprang hart vor. Der Hals war dürr, wie eingetrocknet; nur die deutlich heraustretenden Muskelſtränge des Genickes erſchienen wie die eines Menſchen, der früher Laſten getragen, und die linke Hand hielt er krampfhaft geballt.

Auf meine Frage nach ſeiner Geſundheit kam er ſelbſt auf den Unglückstag an der holländiſchen Küſte zu ſprechen, und ich gewann bald den Eindruck, daß er die Abſicht habe, mir eine Erklärung zu geben. Da ich aber in ſeine Geheimniſſe nicht eindringen wollte, ſprach ich von dieſem und jenem; er aber kam immer wieder auf die ſeltſamen Umſtände, die unſere Bekanntſchaft vermittelt hatten, zurück und begann nach meiner Verſicherung, wie glücklich ich damals über das Anzeichen der beginnenden Geneſung geweſen ſei, als er nach troſtloſem Warten und Stilleliegen endlich das erſte Wort geſprochen habe, langſam und ſtockend zu reden:

„Als ich in Brigin bei Soerabaya unter den Javanen hauſte, war ich achtzehn Jahre lang einſam. Ich habe in dieſer langen Zeit nur kurze Befehle erteilt und ſonſt faſt immer geſchwiegen. Ich war vom Leben ſo gut wie völlig abgeſchnitten, hatte als Aufſeher einer Pflanzung, die zu einer großen Unternehmung gehörte, hundert Kulis und Eingeborene unter mir und viel Arbeit.

Auch ſonſt war ich einſam.

Ich habe als Waiſe ſchwere Jugendjahre gehabt, hatte ſo gut wie keine nahen Verwandten und ſtand nur mit zwei Menſchen in brieflichem Verkehr. Der eine ſtarb aber bald auf Sumatra am Fieber, und der andere iſt ſeit ſeiner Verheiratung meinem Geſichtskreiſe entſchwunden.

Jedes Jahr kam ich zweimal geſchäftlich nach Soerabaya. Dort konnte ich holländiſch reden; aber ich gewann keinen Anſchluß. Mein Vorgeſetzter, der Adminiſtrator der Geſellſchaft, ein Wüſtling, der keine eingeborene Arbeiterin, die ihm in den Weg lief, verſchonte, machte mir den Aufenthalt auch nicht angenehmer.

Er hielt mich jahrelang nieder, beſpöttelte meine beſſere geiſtige Ausbildung, peinigte mich, weil ich aus gutem Hauſe war, und warf ſeinen Haß auf mich, als der Amſterdamer Direktor unſerer Geſellſchaft bei einer Viſitationsreiſe mich ſtark bevorzugte und meine Pflanzung als die einzige bezeichnete, die ſeinen Anforderungen völlig entſpräche.

Mit den Inländern redete ich nur javaniſch. Große Kenntniſſe in dieſer ſchweren Sprache habe ich mir nie erworben. So war ich alſo mit meinen Gedanken ſtets allein.

Anfangs half ich mir ſo, daß ich alles, was ich las, Geſchichtsbücher und philoſophiſche Schriften, mit mir ſelbſt laut beſprach. Ich hatte die Erfahrung gemacht, daß ich nach vielem lauten Sprechen heiterer wurde; es kam mir ſo vor, als ob ich in Geſellſchaft wäre, kurz, ich empfand den Druck der Einſamkeit, der mir wie ein bohrender Schmerz in der Bruſt ſaß, weniger peinlich. Auch war es mir deshalb ein Bedürfnis, laut zu ſprechen, weil ich, da die Einſamkeit nachdenklich und ge-

dankenſchöpferiſch macht, unter dem Druck der Gedanken litt. Das laute Sprechen befreite mich von dieſem Druck ..."

„Warum ſchrieben Sie Ihre Gedanken nicht auf?" fragte ich ganz abſichtslos.

Da antwortete Karel ter Borg rauh und bitter: „Sehen Sie, auch Sie finden das laute Sprechen töricht! Ich habe es ſpäter auch gelaſſen, weil die Javanen, wenn ſie mich reden hörten, die Köpfe zuſammenſteckten. Einige glaubten, ich betete laut, andere hielten es für eine Krankheit."

„Aber ich bitte, ſo meinte ich es doch nicht..." unterbrach ich.

Er aber ließ mich nicht ausreden.

„Sie haben ganz recht, man ſoll ſolche Dinge nicht tun, ich tat es ja nur, weil ich holländiſch reden hören wollte. Das Schreiben war mir immer eine Qual, und das laute Selbſtgeſpräch befreite mich. Mein Adminiſtrator aus Soerabaya, von dem ich vorhin ſprach, ſagte mir, als er einſt auf meiner Pflanzung herumſtolperte und mich zufällig laut mit mir ſelbſt ſprechen hörte: „Laſſen Sie mir dieſe Verrücktheiten; Sie machen ſich lächerlich und die Leute kopfſcheu!" Seit der Zeit nahm ich mir vor, es zu laſſen. Lange habe ich es allerdings nicht ausgehalten."

„Sie haben geheiratet?" riet ich.

Der Holländer ſah mich einen Augenblick mit unbewegten Augen an, dann ſagte er:

„Nein, ich konnte damals noch nicht heiraten; auch gibt es nur wenige weiße Frauen, die ins Innere mitgehen. Die Holländerinnen gehen ungern nach Indien, vielleicht in die Städte, aber in die Wildnis? Ich half mir anders. Ich kaufte mir einen großen Hund, mit dem ich holländisch reden konnte. Wenigstens nahm jetzt niemand mehr Anstoß daran. Aber wieviel läßt sich mit einem Hunde reden?

Im vierten Jahr meines Aufenthaltes in Indien wurde ich von Soerabaya aus nach Kobaya Massa versetzt, noch weiter ins Innere. Dort starben die Hunde, die ich mir hielt, schnell weg, und ich mußte mich schließlich mit einem bissigen, unfreundlichen Köter begnügen, denn die reinrassigen Hunde vertrugen das Klima nicht. Bald aber bekam ich andere Gesellschaft.

In meinem Garten saßen die Affen auf den Nußpalmen, und ich brachte es mit viel Ausdauer dazu, daß einer sich zu mir gewöhnte. Ich nannte ihn Joko. Er wurde der Freund meiner Einsamkeit, und ich kann sagen, daß mich das treue Tier vor vielem bewahrt hat.

Da aber Joko nicht zu bewegen war, mir ins Haus zu folgen, ersuchte ich in Soerabaya um die Erlaubnis, eine kleine Halle vor mein Wohnhaus bauen zu dürfen. Ich hatte gemerkt, daß das Tier bis zu den Treppenstufen mir folgte, weiter aber nicht, und es war Aussicht vorhanden, daß er mir

wenigſtens in die Halle folgen würde, um mir dort Geſellſchaft zu leiſten. Der Adminiſtrator ſchlug mir rund die Bitte ab, verwies mich mit groben Worten auf meine Arbeit und bemerkte am Schluſſe ſeines Briefes, daß ich der erſte Aufſeher wäre, dem die Wohnſtätten der Geſellſchaft nicht genügten.

Ich baute aber die Halle doch, aus eigener Taſche, und hatte wirklich die Freude, daß Joko mit hineinkam. Nun begann ein ſchönes Leben für mich. Zu allen Mahlzeiten ſtieg er vom Baume herab und leiſtete mir Geſellſchaft. Wenn ich abends, von der Sonne verſengt, todmüde heimkam, brachte er mir den erſten Gruß.

In der Einſamkeit wird man empfänglich! Von jeder Speiſe bekam Joko ſein Teil. Selbſt von meinem Oranjebitter, den ich nach dem Eſſen trank, leckte er einige Tropfen von meinem kleinen Finger. Und wie treuherzig tat er das!

Wenn man einſam iſt, lernt man nicht nur ſich kennen: ich wußte in jedem Augenblicke, was das Tier dachte und fühlte. Keine Miene blieb mir unverſtändlich. Und was nicht aus dem Geſicht des klugen Tieres ſprach, das dachte ich hinein.

Schließlich war ich in den Affen richtig verliebt. Das kam ſo.

Ich hatte in meiner Jugend eine Italienerin geliebt. In „de Nes“ von Amſterdam hatte ich ſie kennen gelernt. Sie war ſchön und verdorben.

Aber ich habe sie geliebt wie nie eine Frau vor und nach ihr. Kurz, sie war das Weib, wie es nur einmal im Leben zu dem Manne kommt. Eines Tages war sie mit einem Matrosen verschwunden. Ich habe sie nie wieder gesehen, aber vergessen habe ich sie bis heute nicht.

Wenn ich nun Joko, den Affen, ansah, glaubte ich immer eine flüchtige Ähnlichkeit mit der Italienerin zu erkennen. Er hatte tiefbraune große Augen wie Julietta. Und wenn die Italienerin in die Ferne blickte, dann senkten sich träumerisch, fast blöde die schweren Augenlider über das große schöne Auge. In solchen Augenblicken sah ihr täuschend der kleine Joko ähnlich, wenn ihn hungerte.

Ein herber schmerzlicher Zug um Auge und Mund der Südländerin fand sich auch in dem Gesicht des Affen, besonders beim Genusse bitterer Früchte. Am deutlichsten aber war die Ähnlichkeit mit Julietta, wenn Joko beobachtend seitwärts blickte. Einmal übermannte es mich derart, daß ich ihn laut lachend in die Höhe riß, wofür er mich durch mehrtägige Abwesenheit bestrafte und ein scharfes Geschrei ausstieß, wenn er mich nur aus der Ferne erblickte.

Fünf Jahre war er mein treuer Freund. Es war eine glückliche Zeit! An einem Ostertag hat ihn mein Hund, der bissige Köter, der — schon lange eifersüchtig — Joko betraf, wie er ohne mich zu tafeln begann, in der Halle erwürgt.

Dann begann wieder meine Einſamkeit — ich entrinne ihr nicht, wohin ich auch gehe ...“

Er zündete ſeine Zigarre wieder an, während es in ſeinem Geſichte zuckte. Dann ergänzte er noch: „Schließlich iſt es auch das Beſte; was ſollen mir die Menſchen, die unnatürlichen! Jedes Tier iſt mir lieber. Wer war unter all den Menſchen, die ich kennen gelernt habe, ſo dankbar und anhänglich wie Joko?“

Ich war bewegt. In den Anblick der Landſchaft verſunken, ſchwiegen wir lange. Endlich ſagte ich: „Sie ſehen zu ſchwarz, Herr ter Borg. Vielleicht ſind die Menſchen doch anders. Haben Sie ſich einmal die Mühe genommen, einen einzigen Menſchen liebzugewinnen, ihn zu erobern, alles das erſt ſelbſt zu geben, was Sie verlangen; denn es iſt doch in den meiſten Menſchen gewiß ſoviel an Güte, wie wir ſelbſt in ſie hineingepflanzt haben!“

„Wie alt ſind Sie,“ fragte Herr ter Borg, „um mir das zu ſagen? Ich habe der Frau meines Adminiſtrators in Soerabaya, die gern ſelbſt kutſchierte, ich darf wohl ſagen, einmal das Leben gerettet. Ich hielt ihr durchgehendes Pferd, das durch Stechfliegen verrückt geworden war, auf und geriet dabei unter das Fuhrwerk. Seit dieſer Zeit iſt mein Arm unbrauchbar.“

Der Holländer hob den Arm, deſſen Finger er zur Fauſt gekrampft hielt, vorſichtig auf, und ich

ſah, was ich früher nie bemerkt hatte, daß ſein linker Arm im Ellbogengelenk ſteif war.

„Der Mann dieſer Frau," fügte er hinzu, „um derentwillen ich dies Zeichen an mir trage, beſuchte mich eines Tages auf Kobaya Maſſa. Er lärmte, weil ich die kleine Halle mir gebaut hatte, befahl ihren ſofortigen Abbruch und aß mit ſeiner Frau, die ihn begleitete, an meinem Tiſch. Ich ſelbſt lebte einfach, aber ich bewirtete ihn gut und ſtellte auch Wein auf. Ich enthielt mich, ſolange ich in den Tropen lebte, ſoviel als möglich der geiſtigen Getränke, beſonders hütete ich mich vor allen Exzeſſen. Ich goß mir auch ein Glas Wein ein, widerſtand aber dem Wunſche meines Vorgeſetzten, noch mehr zu trinken. Da ſchrie er mich an: „Sie ſind eine elende Strebernatur, Sie warten wohl ſchon auf die Adminiſtratur in Soerabaya!"

Seine Frau wagte nicht zu atmen, wenn ihrem Gatten die Ader ſchwoll, ſie ſah mich mit einem unbeſchreiblichen Blick der Güte an und bat mit den Augen: Bitte, erregen Sie ihn nicht!

Ihr Gatte aber war aufgeſtanden und in ein benachbartes Zimmer getreten. Dies Zimmer war unmöbliert, nur ein hoher Spiegel ſtand in einer Ecke, den ich von meinem Vorgänger übernommen hatte. Als dieſer das Haus mir übergab, bat er mich, den Spiegel, den er nicht transportieren könne, ihm abzukaufen. Er habe einſt dasſelbe getan, als ſein Vorgänger auszog.

„Was iſt denn das hier?“ rief mein Vorgeſetzter aus der dunkeln Stube. Ich folgte ihm nach und verſuchte ſcherzend zu ſagen: „Das ſind die Anfänge zu meinem Salon!“

In dieſem Augenblick erſchien ſeine Frau mit der Lampe in der Tür. Beim Scheine des Lichtes ſah ich das rote Geſicht meines Vorgeſetzten in dem Spiegel. Der Spiegel ſchien aber beſchmutzt. Ich trat näher und bemerkte, daß in den Spiegel hineingeſpien war. Ich zitterte am ganzen Körper, aber ich beherrſchte mich, nahm der Dame die Lampe aus der Hand und ging, damit ſie des Flecks im Spiegel nicht gewahr ward, zurück zur Tür. Ich ſchämte mich für ihren Gatten, ſchämte mich über mich ſelbſt.

„Das iſt alſo Ihr Salon?“ ſagte ſie in einem liebevollen und bedauernden Tone.

„Jetzt nicht mehr,“ erwiderte ich.

Mein Vorgeſetzter lachte höhniſch auf, rannte einen Stuhl um und ſchlug die Türe hinter ſich zu ... Er iſt nicht der erſte geweſen, der mir eine Tür zugeſchlagen, und nicht der letzte, der mir in den Spiegel geſpien!“

Karel ter Borg trocknete den Schweiß von der Stirn. Ich wagte nichts zu ſagen.

Da trat mit einem gewinnenden Lächeln ein älterer Herr auf den Holländer zu, verbeugte ſich tief und fragte: „Iſt es jetzt genehm?“

„Gern, bringen Sie!“ ſagte ter Borg.

Als der andere gegangen war, wagte ich zu fragen: „Ist das einer Ihrer Freunde?“

Da lachte ter Borg grimmig auf.

„Nein, nein, das ist ein Edelsteinhändler aus Amsterdam, der mich überall zu finden weiß. Der Himmel mag wissen, wo der meine Adresse immer auftreibt.“

„Edelsteinhändler?“ fragte ich.

„Ja, Edelsteine, das ist eine meiner Passionen!“

Der Kaufmann aus Amsterdam erschien wieder mit einigen kleinen Etuis, die mit dunkelrotem Samt ausgekleidet waren, und begann nach den üblichen Entschuldigungen sein Geschäft. Er öffnete die Samtbehälter, in denen je vier Papierhülsen lagen, wie sie ein Apotheker für allerlei Pulver zusammenzustecken versteht. Jedes dieser zusammengefalteten Papiere enthielt einen Edelstein.

Ein wundervolles Stück war darunter: ein spanischer Topas, eine goldklare Pyramide, die wie ein stilisiertes kleines Matterhorn aussah, denn der Kristall saß auf einem breiteren glitzernden Fuße auf.

Karel ter Borg reichte mir mit leuchtenden Augen das schöne Exemplar, und es ging ein Aufheitern über sein Gesicht, das mich erschütterte. Ich nahm behutsam das Etui auf und betrachtete, um meine Bewegung zu verbergen, durch ein Vergrößerungsglas des Holländers lange den schönen Stein.

„Eine entzückende Arbeit!“ ſagte ich, das Stück zurückreichend.

„Arbeit?“ lächelte ter Borg. „Er iſt ja ungeſchliffen!“

„Ungeſchliffen?“ wiederholte ich fragend.

„Jawohl,“ beſtätigte der Händler, „Herr ter Borg kauft nur ungeſchliffenes Gut!“

Zwei anſehnliche Damen gingen vorüber. Sie unterhielten ſich franzöſiſch.

Plötzlich wandte ſich die eine um und rief auf holländiſch ter Borg an: „Karel, ich mache mit Madame Bertier einen Spaziergang nach Brunnen!“

Mein Nachbar erhob ſich, zog ſeinen Hut wie vor einer Fremden und verneigte ſich.

„Eine Holländerin?“ fragte ich.

„Jawohl,“ ſagte ter Borg, „meine Frau,“ und beugte ſich mit geſchärften Augen über den ungeſchliffenen ſchönen Edelſtein.

Alla Finestra

Digitized by Google

Als sie abends in Colico in einer dunklen Trattoria eingekehrt waren, zu Nacht gespeist hatten und nun ermüdet ihre Nachtquartiere aufsuchten, sah der Professor nicht die freundliche Eigenart der Umgebung und die reingehaltenen roten Fliesen des Fußbodens, sondern er probierte nur die Tür, ob sie gut verschließbar sei. Dann ging er mit einem Kerzenstumpf in den Gang, suchte, indem er vorsichtig klopfte, das Zimmer des Geheimrats und fragte, als er einen mürrischen Ton aus dem Innern eines benachbarten Zimmers vernahm: „Ist auch Ihre Tür nicht verschließbar?“

Daraufhin näherte er sich dem Zimmer Elsbeths, klopfte noch zaghafter, und als er eine leise Antwort erhielt, sagte er durch den Türspalt: „Fräulein Elsbeth, die Türen haben weder Schlösser noch Riegel. Rücken Sie einen Stuhl oder ein Möbelstück vor die Tür; es ist fast ängstlich in diesem düsteren Hause.“

Auch am andern Morgen zeigte er am Landungssteg beim Einsteigen in den Dampfer und bei der Beförderung des Gepäcks eine Bereitwilligkeit und

Sorgſamkeit, die Elsbeth um ſo wohltuender berührte, als ſie von ihrem Vater eine ganz andre Behandlung gewöhnt war.

Geheimrat Wachter ſah jede Nachgiebigkeit des zart gebauten Gelehrten und jede Hilfeleiſtung ſeiner Tochter Elsbeth als etwas ganz Selbſtverſtändliches an. Er gehörte zu den reizbaren und mürriſchen Männern, denen ein Dankeswort, eine Bitte zu viel und die Höflichkeit gegen Frauen als etwas Verdrießliches erſcheint, das man höchſtens im Verkehr mit fremden Damen in acht zu nehmen habe.

Nun fuhr man, während ein Gewitter im Weſten ſtand, aus dem ſchwülen Brodem des Veltlins auf den kühleren Comer See hinaus.

Es waren für Wachter alte und bekannte Wege, die der Dampfer pflügte. Vor achtundzwanzig Jahren war er mit ſeiner jungen Gattin nach einer Reiſe über den Splügen und Chiavenna ſchon einmal über den Comer See gefahren. Damals waren ſie vor dem herbſtlichen Weingeruch des von Reben eingeſponnenen Chiavenna, der Wachters Gattin wehe tat, nach Bellaggio geflohen.

Unter der vertrockneten Stirn trug der Alte noch eine leiſe Erinnerung an die Punta di Balbianello, zu der er abends im Boot hinübergefahren war, ganz fern kam ihm der Gedanke an die traumhafte Lieblichkeit wohlgepflegter Gärten, die er damals durchwandert, und flüchtig erinnerte er ſich auch noch, daß er, auf der Weiterreiſe in Como

angelangt, nach Brunate hinaufgeſtiegen war, um die Fernſicht zu genießen.

Aus dem ſtaubigen Mailand freilich mußte er, ſchneller als es in ihrem Reiſeplan lag, an die Riviera eilen, wo ſeine junge Frau etwas frühzeitig Elsbeth das Leben gab.

Er rechnete nach. Vierundzwanzig Jahre waren es, daß ſein Weib tot war.

Nur das Kind war ihm geblieben.

Heute hatte er die Karte eifrig ſtudiert und Cadenabbia als Landungsort gewählt. „Nach Tremezzo können wir zu Fuß gehen . . .“ So hatte er entſchieden, und Wendland, der Profeſſor, fügte ſich.

Nun lehnte ſich der Alte rücklings an die Brüſtung, knöpfte ungeniert ſeine weiße Weſte auf und ſah mit eignen Gedanken das ungleiche Paar an, den Gelehrten und ſein Kind. Als beide, die auf der andern Seite des Schiffes lehnten, ſeinen Blick auffingen, rief Wachter hinüber: „Ein richtiges Räubernеſt da oben, wie?“

Elsbeth ſah mitten an der ſteilen Höhe des dunklen Wald- und Rebengeländes eine graue Burg und einen hellen Kirchturm, nickte dem Vater zu und wandte ſich wieder um. Sie erzählte ihrem aufmerkſamen Nachbar, der mit einem ergriffenen Geſicht zuhörte, das Schickſal ihrer früh verſtorbenen Mutter, und daß ſie ſelbſt, wie ſie lächelnd geſtand, eigentlich eine Italienerin ſei, da ſie in Nervi

geboren und auch dort ihre erſten Lebensjahre verbracht habe. Ihre Liebe zum Italieniſchen, das bunte Bild ihrer Kindheitsjahre und eine unbeſtimmte Sehnſucht, die Örtlichkeiten ihrer Jugendſpiele wiederzuſehen, hatten jahrelang den Wunſch nach dem Süden in ihr rege gehalten. Geheimrat Wachter aber hatte, ſeitdem er im Kultusminiſterium mit ſeinem Dezernenten auf Kriegsfuß ſtand, keinen Tag Urlaub verlangt. Nun aber in dieſem Frühjahr eine Änderung im Perſonal eingetreten war und die Ärzte nicht nachließen, hatte er ſchließlich ſeine Einwilligung gegeben und den Comer See als Reiſeziel beſtimmt. Gründe, warum er gerade an den Comer See wollte, gab er nicht an, und Elsbeth forſchte nicht, weil ſie, darin ihrem Vater ähnlich und lange ſchon vereinſamt, das am tiefſten beſchwieg, was ſie am tiefſten beſchäftigte.

Profeſſor Wendland hatte einmal auf der Reiſe leicht ihre Hand ergriffen, als ſie aber faſt erſchrocken aufblickte, ein Wort zufälliger Erklärung gefunden. „Es drängt mich, mein Fräulein, Ihre Hand zu halten, weil Sie zu den Naturen gehören, die nicht reden können. Mir iſt, als müßten wir uns gegenſeitig ſtützen...“

Mit jedem Tag des längeren Beiſammenſeins hatte ſie die Huldigungen des älteren Mannes, der faſt ihr Vater ſein konnte, mit dem Feingefühl der unberührten Frau deutlicher geſpürt und mit Dankbarkeit entgegengenommen — mit einer Art

wehem Lächeln, so wie Kranke die warmen Strahlen der Herbstsonne genießen. Sie richtete sich an seinem Geiste auf, wenn schon seine fast frauenhafte Nachgiebigkeit zuweilen ihren Widerspruch herausforderte, ja manchmal sogar sie reizte. Aber sie bemerkte wie eine Wohltat den günstigen Einfluß, den Wendland auf ihren Vater ausübte. War er doch der einzige Mensch, dessen geistige Überlegenheit er mit einem gewissen Respekt anerkannte.

Wenn die freundlichen, aber durchdringenden Augen des Gelehrten auf dem Alten ruhten, verging ihm der Mut, seinen Launen nachzugeben. Es kam in seine Reizbarkeit Gelassenheit und Ruhe, ja sogar Züge von Liebenswürdigkeit entwickelte er, sobald er die Stimme Wendlands hörte,

Alle drei waren rüstige Fußgänger. Sie kamen aus der Schweiz über Maloja, durch das Bergell, nach Italien. Und nun sollte die schöne Zeit zu Ende sein. Noch im Laufe des Tages wollte Wendland über Como nach dem Süden weiterfahren, Wachter dagegen nach einem kurzen Aufenthalt über Chiasso heimkehren.

Wie sie beide in die laue Luft des italienischen Frühsommers hineinfuhren, gedachten Elsbeth und Wendland der Trennungsstunde. Für Elsbeth waren es die schönsten Wochen ihres Lebens, die sie an der Seite des Gelehrten verlebt hatte. Jetzt, da er von ihr fortgehen wollte, überkam sie mit

Gewalt der Gedanke an ihre öde Einſamkeit, an ihre verlorenen Mädchenjahre...

In Cadenabbia übergaben ſie ihr Gepäck dem Portier des Hotels „Bella Viſta“, während ſie ſelbſt am Seeufer entlang das Hotel in Tremezzo zu Fuß zu erreichen ſuchten.

Vor der „Villa Carlotta“ machten ſie halt. Wachter weigerte ſich, einzutreten. Wendland beſtand aber diesmal darauf, das paradieſiſche Fleckchen Erde Elsbeth zeigen zu dürfen. Widerwillig und mit einem unverſtändlichen Knurren gab der Geheimrat nach. Er ließ das Paar allein und ging, ſeinen Schlapphut in der Hand, an der eindrucksvollen Schönheit der Seeufer vorüber nach dem Gaſthofe.

Elsbeth und Wendland öffneten das mit Goldſpitzen gezierte ſchmiedeeiſerne Tor des berühmten Gartens, mieden die Kunſtſammlung der fürſtlichen Villa und betraten, ohne dem Führer zu folgen, einen kleinen Bambushain, an deſſen Rande eine vielhundertjährige Magnolie ſtand, auf deren dunkelgrünen Zweigen die weißen Duftbecher rieſenhafter Blüten prangten.

Als habe der Gelehrte dieſe Bank gekannt und geſucht, ſchritt er auf das Ruheplätzchen mit ungewohnter Eile zu und begehrte, indem er, was er ſonſt nie gewagt, ſeiner Begleiterin beide Hände zugleich entgegenſtreckte, daß ſie ſich zu ihm ſetze. Durch den Ausdruck der Bedeutung und Ent-

schließung in dem Gesicht Wendlands eigenartig berührt, durch eine leise Ahnung ein wenig geängstigt, schaute sie mit größer werdenden Augen Wendland an, ehe sie sich niederließ.

Und Wendland begann, als müsse er jede Minute nutzen: „Fräulein Elsbeth, ich kenne Ihr Leben und staune nicht über Ihre Überraschung. Aber hören Sie mich an. Ich bitte Sie nur um Geduld und Überlegung. Ich will Ihnen Zeit zum Nachdenken lassen, soviel Sie wünschen. Auch weiß ich nicht, ob es nicht Ihre Pflicht ist, bei Ihrem Vater zu bleiben. Alles, was ich in diesem Augenblick fordern kann, ist Vertrauen und Freundschaft."

Er atmete hörbar und fuhr fort: „Noch weiß ich nicht, ob die kurze Zeit unsres Beisammenseins Sie in die Lage versetzt hat, ein Urteil über mich zu fassen, ein richtiges Urteil, meine ich. Fragen Sie, wenn Sie über mich Aufschluß begehren, Ihren Vater, der mein Leben und meine wissenschaftliche Arbeit seit fünfzehn Jahren verfolgt hat. Übereilen Sie nichts! Prüfen Sie sich! Denken Sie über mich nach — und wenn Ihre Erwägungen ein gesichertes Resultat ergeben haben, dann schreiben Sie mir! Ich frage Sie hiermit — und glauben Sie, der Gedanke hat für mich keinerlei Überstürzung — ob Sie meine Frau werden wollen, ob Sie bei unserem Altersunterschied meine Frau werden können. Antworten Sie mir jetzt nicht. Bis heute bin ich als Junggeselle durchs Leben

gegangen. Gründe dafür anzugeben, erſparen Sie mir, bitte, in dieſem Augenblick!“

Faſt ſtreng im Ton, faſt pedantiſch, ganz anders, wie er ſonſt zu reden pflegte, überſtürzt, erſchüttert hatte der Gelehrte dieſe kurzen Sätze hervorgeſtoßen. Und er begann von neuem: „Können Sie mir jetzt eine vorläufige Antwort geben?“ Und als Elsbeth zögerte: „Nein, jetzt nicht! Sie können es nicht, Fräulein Elsbeth! Sie ſollen es auch nicht! Heute reiſe ich ab. Schreiben Sie mir, ſobald Sie mit ſich im klaren ſind! Nicht wahr? Je eher, je beſſer!“

In dieſem Augenblick kam der Schwarm Menſchen, den der Pförtner durch den Garten führte, aus einem blütenprächtigen Gebüſch leuchtender Azaleen heraus. Wendland erhob ſich, Elsbeth tat das gleiche. Wie geblendet von dem Farbenreichtum dieſes einzigartigen Gartens oder ſchwindlig von dem ſatten, warmen Erdgeruch und Blütenduft, ſuchte ſie, nachdem ſie leiſe taumelnd einige Schritte gemacht, an einer Libanonzeder, die breit ihre Äſte über die beiden erregten Menſchen hielt, halt und ließ, in einen gleichgültigen Ton verfallend, den Trupp Beſucher vorüber.

An einem ſteil abfallenden Hang, über dem ein dichter hellgrüner Moosteppich herabhing, ſchoß ein Bergwaſſer talab. Elsbeth und der Profeſſor ſchauten beide auf das ſtrömende Waſſer. Auf der Wölbung des Hangs erwuchs eine wirre Garbe mannig-

faltiger Farnkräuter, aus deren Wirrwarr eine Marmorfrau sich erhob, während hinter der Statue ein dunkler Hintergrund undurchdringlicher, steilstehender Fichten sich aufbaute, deren Spitzen ins klare Blau wiesen. Die Marmorfrau aber hielt die Hände in einer unausgesprochenen Bitte, als müsse sie dem Wachstum der Farrenkräuter, ihr zu Füßen wehren.

Als habe Wendland die Gedanken Elsbeths erraten, sagte er: „Und doch spricht der herbe Mund: ich darbe!“

Sie schauten sich überrascht und glücklich in die Augen, weil ihre Gedanken die gleichen Wege gingen. Die ganze Umgebung gewann nun für Elsbeth an Farbe und Eindruckskraft.

Aus dem Gewoge der in ihr flutenden Gefühle hoben sich allmählich drei Vorstellungen klar heraus: morgen trennte sich der Mann von ihr, der als Einziger Anteil an ihrem dürftigen Dasein gezeigt, morgen mußte es sich entscheiden, ob das schier unerträgliche Leben neben ihrem alten Vater fortdauern sollte oder ob sie die Kraft haben würde, sich ein neues Leben zu schaffen, über dessen innere Berechtigung freilich sie sich noch völlig im unklaren befand.

Wortlos schritten sie dahin. Als sie über den mürben Stein der alten Treppe, an den Seerosen der Wasserspiele vorüber, wieder nach dem Portale schritten, war sie so weit innerlich ruhig geworden,

daß die bange Frage in ihr Raum gewann: „Ist das die Liebe?“ Und auf dem Wege, den vorhin ihr Vater mißmutig geschritten, legte sie sich, da sie nun mit ganz andern Augen die Gestalt des Gelehrten überschaute, die Frage vor: „Liebst du ihn?“

War diese Frage nicht schon eine Antwort? Alle Vorzüge seiner sympathischen, ein wenig zierlichen Menschlichkeit zusammenraffend, wiederholte sie sich noch vor dem Gasthofe dieselbe Frage, die nun so innerlich Ausdruck gewann: „Gleicht er dem Manne, auf den du gewartet?“

Sie fand keine deutliche Antwort und sagte, als sie die Treppe zu dem ansehnlichen Gasthofe hinanstiegen, fast bei jedem Tritt wie ein zerstreutes Kind: „Ich weiß es nicht! Ich weiß es nicht!“

Auf ihrem Zimmer angelangt, stand Elsbeth eine Weile nachdenklich am Fenster. Sie ging im Zimmer auf und ab und verfiel in einen Zustand unbehaglicher Aufregung. Sie wußte nicht ein noch aus. Schließlich empfand sie Zorn über sich selbst, weil sie sich keine klare Antwort geben konnte.

Nur eins war ihr ganz sicher: verlieren wollte sie diesen Mann nicht mehr. Sie wollte sich an sein Herz hängen oder an seinem Geist sich aufrichten, daß sie in ihren schwersten Stunden Trost fände.

War das Liebe? Ratlos setzte sie sich auf einen Stuhl, preßte die Hände an die Schläfen und ant-

wortete ſich ſelbſt: „So warm und tief habe ich noch keine Freundſchaft gefühlt.“

Was beginnen? Er wartete auf ihre Antwort.

Das Beſte, was ſie von ihrem Vater geerbt hatte, war innere Aufrichtigkeit. Ein Leben des äußeren Scheins und des inneren Trugs, und das tagtäglich wiederholt — nie würde ſie das ertragen können!

Kleinmütig und faſſungslos war ſie geworden, ſoviel ſie auch ſann. Kannte ſie einen Menſchen, der ihr in dieſem Augenblick näher ſtand?

Sie blieb vor dem Spiegel ſtehen. Hatte ſie übrigens ſchon den Anſpruch darauf verloren, ihr Herz reden zu laſſen?

Und als es ſie bei dieſem Gedanken heiß überkam, ſchien ihr nicht nur der Wunſch freundlich, ihn lieben zu können, es war auch etwas in ihr, das weit mehr als Freundſchaft bedeutete. Faſt glaubte ſie daran, ihm ein „Ja“ ſchreiben zu können.

Da rief die Glocke des Hotels zur Mittagstafel. Mürriſcher, verdrießlicher als ſonſt empfing ſie der alte Vater. Beim Anblick des Profeſſors heiterte ſich ſein Weſen leicht auf, und man redete während des Eſſens von der Abreiſe des gemeinſamen Freundes, der kurz nach drei Uhr den Dampfer nach Como beſteigen wollte.

Unmittelbar nach dem Eſſen zog ſich Wendland auf ſein Zimmer zurück, und ſie traten faſt zu gleicher Zeit wieder aus dem Hauſe, als Wendlands

Dampfer ſchon die hellen Erzſchläge der Schiffsglocke mitten auf dem See erklingen ließ. Auch der alte Wachter gehörte wie ſeine Tochter zu den Menſchen, die beim Abſchied keine Worte machen können. Deshalb legten alle drei den Weg zum Landungsſteg ſchweigend zurück.

„Auf Wiederſehen in Wilmersdorf," ſagte der Geheimrat, indem er dem Profeſſor ſtark die Hand reichte.

Wendland fand in dem Gedränge vor der Schiffsbrücke noch einen günſtigen Augenblick, Elsbeth in die Augen zu ſehen, und er fragte mit einer unendlichen Güte in der Stimme: „Können Sie mir jetzt keine vorläufige Antwort geben, Fräulein Elsbeth?"

Mit Hilfloſigkeit ſchaute ſie zu ihm auf. Bitter im Schmerz verbog ſich ihr Mund. „Ich werde ſchreiben," brachte ſie mühſam heraus.

„Morgen?" fragte er leiſe.

„Sobald ich kann," antwortete ſie mit einem letzten Blick und wandte ſich ſchnell ab, denn ſie konnte ſich der Tränen kaum erwehren.

Das Laufbrett wurde vom Dampfer zurückgezogen. Wendland entblößte in faſt feierlicher Weiſe das Haupt und ſchaute die zurückgelaſſenen Freunde mit unbewegtem Auge an.

Der alte Wachter ſchien auch etwas wie Leid über dieſe Trennung zu empfinden. Er begann ſich derb zu räuſpern, als müſſe er eines aufſteigenden

Gefühls Herr werden, und murmelte etwas Unverständliches in den Bart. „Komm, Kind," sagte er schließlich, Elsbeths Arm ergreifend.

Am Achterdeck des Dampfers wehte ein Taschentuch. Die Gesichter der Menschen wurden undeutlich. Der scharfblaue See warf das Schmeißwasser der Schaufelräder an das Ufer, so daß die Wellen am Seerand hinaufleckten. Dann wandten sich die beiden Einsamen dem Gasthofe wieder zu.

*

Acht Tage waren seit diesem Sonntag vergangen. Jeden Tag nahm Elsbeth sich vor, Wendland zu schreiben. Jeden Morgen erwachte sie mit einem Nein, jeden Abend, wenn sie die Launen ihres Vaters den Tag über ertragen hatte, kam sie zu einem Ja. Die Unruhe, die Unsicherheit, der innere Zweifel raubten ihr den Schlaf. Das Zusammensein mit ihrem Vater wurde nun, da die ausgleichende Güte des Professors keinen Schatten mehr milderte, immer unerträglicher. Sie flüchtete sich vor ihm, verträumte ganze Nachmittage im Garten der Punta di Balbianello, jener friedestillen Halbinsel, deren Sommerschlößchen in seiner unbewohnten Einsamkeit langsam verfällt; sie wanderte immer wieder zum Park der Villa Carlotta, unwiderstehlich von jener Ruhebank angezogen, wo Wendland um sie geworben, sie stand in der hereinbrechenden Dämmerung vor jener geheimnisvollen

Marmorfrau, die aus dem dunklen Grün leuchtete — aber mit immer größer werdender Unruhe und Unluſt kehrte ſie in ihr leeres, troſtloſes Hotelzimmerchen zurück. Und heute waren es acht Tage, und ſie hatte immer noch nicht geſchrieben.

Als jedoch an der Tafel Wachter in ungenierter Weiſe ſie maßregelte, ja wie ein unerzogenes Kind behandelte, ſtand ſie während des Eſſens auf und eilte auf ihr Zimmer. Was nutzte das, wenn er, wie ſo oft, auch heute bereute, wenn er in Selbſtvorwürfen ſich zu ändern verſprach. Nicht die geringſte Liebe brachte er ihr entgegen. Ein Dienſtbote war ſie für ihn, weiter nichts! Ja, eine bezahlte Geſellſchafterin hätte er mit Rückſicht behandeln müſſen. Es ſchien ihr unmöglich, in dieſer Weiſe ihr ganzes Leben verbringen zu können. Im aufwallenden Zorne faßte ſie den Entſchluß, dem Profeſſor ſofort ihre zuſagende Antwort zu ſchreiben. Achtung und Freundſchaft ſollte der Grund ſein, auf dem ſie ihre Ehe aufbauen wollte. Die Dankbarkeit, ein neues Leben führen zu können, würde die Liebe, die ſie jetzt ſchon für ihn hegte, vertiefen.

Entſchloſſen ſetzte ſie ſich an den Schreibtiſch. Aber in der halben Anrede ſtockte ſie ſchon. Wie ſollte ſie ihn nennen? Sie wußte ſeinen Vornamen ja nicht einmal, und wenn ſie ihn wüßte? —

„Geehrter Herr Profeſſor!“ Das auch nicht. Oder — „Lieber Freund“, das könnte ſie ſchreiben;

allein um Freundſchaft hatte er ſie ja nicht gebeten.

Elsbeth ſaß und dachte, während der Sommerwind die Vorhänge des Zimmers blähte, während draußen die ſchimmernden Salondampfer mit hellen Wimpeln vorüberzogen. Da ertönte unvermutet, nach wenigen einleitenden Akkorden eines vollklingenden Streichorcheſters die helle Männerſtimme eines Italieners aus dem Garten.

Sie lauſchte. Leiſe begann ihr Herz ſchneller zu klopfen. Erinnerungen wurden in ihr wach: So grüßt das Land, in dem ich geboren bin, wo ich ſo kindlich glücklich war!

Das Italieniſche hatte ſie als Kind gelernt, ſie liebte es wie ihre Mutterſprache, als wäre dieſe Liebe ihr eingeboren, und nun hörte ſie es nach Jahren, nach farbloſen, ergebungsvoll vertrauerten Jahren zum erſten Male am ſchönen Comer See ſingen.

Im Garten des Hotels war es nach Tiſch lebendig geworden. Die Hotelgäſte, die ſonſt um dieſe Stunde Sieſta hielten, tranken den ſchwarzen Kaffee draußen und wandelten in hellen Sommerkleidern in den Laubengängen, die ſich rings um den einſtöckigen Bau des vornehmen Gaſthofes zogen. An der Südfront endeten dieſe von Rebenwänden eingefaßten Lauben in einer bunten Glashalle, die am Abend die Gäſte vor der Seekühle ſchützte.

Seit vier Uhr ſpielte eine neapolitaniſche Kapelle unter dem Glasdach der Halle, ſo daß ſich vor dem Hotelgarten eine dicke Mauer von Zaungäſten aufſtellte. Kühner als jene, die den Eintrittspreis ſcheuten oder von dem vornehmen Eindruck des Gaſthofes in der Entfernung gehalten wurden, hatten ſich eine Anzahl Halbwüchſiger gar auf den Zaun geſchwungen und reckten die Hälſe nach der Kapelle.

Es war ein Streichorcheſter mit Zimbal. Zwölf Muſiker. Beſonders waren die Geige und das Cello gut beſetzt. Ganz wundervolle Kerle, auserleſen ſchöne Menſchen! Der eine noch intereſſanter und raſſiger als der andre. Sie trugen alle das gleiche Koſtüm, eine rote Matroſenbluſe, ſandgelbe geſtreifte Beinkleider und einen Gürtel aus gelb- und rotgeſtreifter Seide, den jeder nach ſeinem Geſchmack phantaſievoll geknotet um die Hüften trug. Auf dem Kopfe ſaß dem einen ein winziges weiches Käppchen aus roter Seide, das jeden Augenblick vom Hinterkopf abzufallen drohte, die andern trugen, wie aus vielfarbigen Zigarrenbändern zuſammengeflickt, einen Turban, der dieſe ſüdländiſchen Charakterköpfe noch maleriſcher machte. Die umgekrempten Hoſen ließen kokett die Strümpfe ſehen, und an ihren Füßen wippten, wenn ſie beim Spiel die Beine übereinander ſchlugen, dunkelrote Lederſandalen.

Sie ſpielten ohne Noten. Auf ein gegebenes Zeichen ſprangen ſie zuweilen von ihren Sitzen,

geigten eine Paſſage ſtehend oder begannen unter den bunten Feuern der Glashalle eine Art mimiſches Duett. In jedem der von der Sonne übergoſſenen Südländer ſprühte dabei ein Leben, das ſich elektriſch den Zuhörern mitteilte. Da war auch kein Geſicht, wenn der ſüße Ton ihrer Geigen ſchwoll, das nicht anfing, freundlich zu lächeln, kein Herz, in das nicht die Leidenſchaft ihre ſüßen Dolche ſtach: evviva l'amore!

Mit einem neapolitaniſchen Tanz ſetzte die Kapelle ein. Wie eine langgefeſſelte und nun losgelaſſene wilde Horde ſpielte ſie die erſten Takte. Die Muſiker ſchwenkten die Inſtrumente, legten die Köpfe ſeitlich auf die Geigen, wiegten mit den Oberkörpern, als zucke es tanzluſtig in ihren Seelen.

Sie drehten ſich im Spiel einander zu, nickten, ſahen ſich feurig in die Augen. Sie bewegten die Füße in winzigen Tanzſchrittchen, die wie eine glutvolle Andeutung des zurückgehaltenen Temperamentes, des aufwallenden Blutes erſchienen. Dieſe bewußte Mäßigung in ihren Bewegungen, die mit feuriger Kürze und geſpannter Kraft ausgeführten Pas genügten vollkommen, die lodernden Flammen zu bezeichnen, die unter den dunklen Blicken, den leuchtenden Mienen wie eine eingepreßte Glut zu ſchwelen ſchienen.

Den zweiten Satz des Stückes ſangen alle. Es klang wie ein Luftzug der Befreiung, nach dem auch die Zuhörer gelechzt. Dann trat der Gitarriſt

vor, ein mittelgroßer Fünfziger, und begann bei ſanftem Celloſpiel ein Solo. Er legte das Haupt weit zurück, hob leicht den ergrauten Spitzbart und ſang mit geſchloſſenen Augen. Er ſang, als wäre ſein Lied ein Unſagbares, mit einer in allen Mienen ſpielenden Vorſicht ſo leiſe, als gelte es, ein ſchlafendes Kind nicht zu wecken. Dabei hob er mit einer ſteifen Zaghaftigkeit die ſchweren Augenlider auf wie ein an Kräften Erſchöpfter, wie ein Leidender, der ſeine Wunden nicht zu entblößen wagt. Der ganze Vortrag war ſo ſinnlich und charakteriſtiſch, daß er einen tiefen Eindruck auch bei denen erregte, die in jeder Poſe nur eine Lächerlichkeit ſehen. Auch das Selbſtbewußtſein und die Eitelkeit des ſich ganz im Mittelpunkt der Aufmerkſamkeit fühlenden Südländers ſtanden dieſem graubärtigen Trovatore gut. Niemand konnte ſich dem Eindruck entziehen, daß der Alte in jeder Faſer das erlebte, was er ſang. Aller Blicke lagen auf dem tiefbraunen Geſicht des Sängers, das während ſeines Vortrages allmählich bis in die Lippen aſchfahl wurde...

Atemloſe Stille war eingetreten. Die Brunnen, die im Garten ihre Strahlen warfen, wurden hörbar. Die Geigentöne ertranken im warmen Sommerwind ...

Da —! Hohei! Ein blitzartiger Ruck ging durch die Geſellſchaft. Die ganze bunte Bande war aufgeſprungen und ſetzte zum Kehrreim ein. Wie

zornige Wildkatzenaugen flackerten ihre Blicke. Eine funkenſtiebende Hölle warf den Schwall ihrer Stimmen empor, und die Geigen jubilierten, als ſängen ſie: So hoch die Bläue des Tages über der heißen Erde, ſind die Geiſter der Luſt über den dunkelnden Brunnen.

Das wiederholte ſich in drei Strophen.

In tiefem Wachtraum hatte Elsbeth während dieſer Zeit geſeſſen. Nun nahm ſie den Briefbogen, auf dem nur die halbe Anrede ſtand, und zerriß ihn. Was war in dieſer Stunde ihr durch den Sinn gegangen? Ein wirrer Kreislauf waren all ihre Gedanken. Sie wiſchte ſich die letzten Traumbilder aus den Augen und trat ans Fenſter.

Der Laubengang war leer, denn die Kapelle, die in ihre Gedanken hinein jubiliert und muſiziert hatte, wirkte als ſtarke Anziehungskraft. Eine unerklärliche Veränderung hatte die Muſik in ihr bewirkt. Das Herz zitterte ihr vor Erregung. Es war kein Schmerz. Sie wußte ſelbſt nicht, was es war.

Ob wohl der Vater auch unten ſaß? Ganz nahe bei der Kapelle, allein an einem Tiſchchen, glaubte ſie ihn zu erkennen.

Die Kapelle ſpielte jetzt Volkslieder. Ich will wieder Italieniſch treiben, ſagte ſie lächelnd, als eine helle Stimme herausfordernd, mit einem unvergleichlichen Frohlocken in der Höhe, an ihr Ohr ſchlug.

Eine unerklärliche Unruhe hatte sie ergriffen. Es sang und klang in ihr von Stimmen und Wünschen, die noch niemals laut geworden waren. Sie mußte hinab.

Ehe sie das Zimmer verließ, schaute sie noch einmal hinunter. Der Geiger unter den Neapolitanern hatte das Instrument fortgelegt und ging mit einem Teller durch die Reihen. Ansichtskarten lagen auf der Platte, das konnte Elsbeth genau erkennen. Sie verfolgte ihn mit den Blicken. Er war hoch und ein wenig stämmig gewachsen und hatte einen auffallend schönen Kopf. Aber man brauchte von diesem Gesicht nur die Augen zu sehen. Gewandt durch die Reihen sich bewegend, nahm er hier und da ein Geldstück. Einen Augenblick aufschauend, richtete er nun sein Augenmerk auf Elsbeths Fenster. Im Parterre nebenan wurde ihm eine Münze auf den Teller gelegt. Dann hob er den Blick zu dem schönen blonden Mädchen in dem grünen Rahmen des Fensters, das schon von weitem ihn angezogen hatte. Er sagte nichts, aber seine Augen forderten. Kein Almosen, eine ganze Welt!

Elsbeth nickte und griff zitternd in ihr Kleid. Die Kapelle spielte ohne den Geiger weiter — Tasca, Mascagni? — natürlich, es war das Trinklied aus der „Cavalleria Rusticana"! Wie anders klang das hier! „Viv' il vino spumeggiante..."

Wo war nur ihr Geldtäschchen? Es war ihr ein drängendes Bedürfnis, dem Geiger etwas zu

geben. In fieberhafter Eile ſtammelte ſie, während ſie ſuchte: „Wenn er nur wartet ... wenn er nur wartet ... wenn er nur nicht fortgeht ...“

Sie neigte ſich aus dem Fenſter und rief: „Aspetta, aspetta ... un momento!“

Endlich hatte ſie die kleine ſilbergeflochtene Börſe gefunden. Nur ein Fünfliréſtück war darin und zwei Kupfermünzen. Unten ſtand noch mit den fragenden, ermunternden, gebietenden Augen der Geiger — da warf ſie das große Silberſtück hinunter.

„Grazie, Signorina ...“, ſagte er gedehnt, lüftete das winzige Seidenkäppchen und ſenkte ein wenig die Augen. Darauf öffnete er mit einem kleinen Lächeln den Mund, daß man die ſchimmernden Zähne ſah ...

Elsbeth trat zurück, um die Flammen zu verbergen, die auf ihrem Geſicht brannten. Was war das nur? Sie preßte die Fäuſte gegen die Schläfen und ging ſchweratmend durch das Zimmer. Sie wagte nicht, an das Fenſter zu treten, nicht hinunterzuſehen, als ſtände der Geiger noch immer unten und wartete ...

„Grazie, Signorina ...“ ſagte ſie leiſe, ſeinen Sprechton nachahmend, für ſich hin. Dann kam es wie Mutwillen über ſie. Sie reckte die Arme auseinander, ſo weit, ſo breit, als wolle ſie die ewig abgewieſenen Kinder der Sehnſucht aus den grauen Jahren ihrer Mädchenzeit hoch ans Herz nehmen!

Da ſetzte von neuem die Muſik ein. Und nun erklang wieder der Tenor. Es war ein helles Schallen in dieſer Männerkehle, als wenn liebestrunkene Nachtigallen in Rotdornbüſchen wetteifern.

„A la finestra affacciati,
vita di questo cuore,
dirti degg' io che spasimo,
che spasimo d'amore,
e più non trovo requie
fanciulla mia, per te!"

Elsbeth hatte, mitten im Zimmer ſtehend, faſt atemlos zugehört. Kein Wort war ihr entgangen. Dann ſprang es in ihrem Herzen wie eine übermütige Quelle. Sie ſtand vor dem Spiegel und lachte wie ein Kind.

War ſie denn wirklich ſchön? Das galt doch ihr und keiner andern!

Schon war ſie auf der Treppe. Sie fand ihren Vater an einem kleinen Tiſchchen ſitzend, der Kapelle gegenüber. Halb geniert kam ſie heran, ſetzte ſich zu ihm und wagte nicht aufzuſehen, da ſie die Augen des Neapolitaners auf ſich ruhen fühlte.

„Sieh mal, Kind, dieſe Faulenzer, dieſe Neapolitaner," ſagte der Alte in einem Tone, dem man die Ernſthaftigkeit nicht glaubte, „wie groß und ſtark dieſe Kerle ſind, die ſollten was arbeiten... aber das wollen ſie nicht... ſo ein bißchen Muſik machen... jawohl, aber ſonſt iſt nichts mit ihnen los..."

Elsbeth war mit dem Vater schon wieder halb versöhnt. Sie neigte den Mund an sein Ohr, um die Musik zu übertönen: „Ich finde, daß sie sehr fleißig sind. Sie spielen ja ununterbrochen ... und obendrein schön. Nicht wahr?“

Ein Lächeln ging über die Züge ihres Vaters. Jahrhundertealter Sorgenschimmel und Aktenstaub schien von seiner Stirn zu fallen. „O Kind, ich meine es ja auch gar nicht so. Ich höre sie ja sehr gerne.“ Dazu leuchtete sein Gesicht.

Es war Elsbeth, als sähe sie ihn zum ersten Male lächeln. Und eine Überraschung! Er trank statt Tee, wie sonst um diese Zeit, dunkelroten Veltliner. Er mußte schon manchen Becher geleert haben, denn auf seiner Stirne brannte eine Flamme.

Elsbeth sah ihn besorgt an. „Hast du Kopfschmerz, Vater?“

„Ach was! Unsinn, Kind!“ warf er ihre Bedenken weit weg, und in einer Anwandlung von Vertraulichkeit legte er seine große haarige Hand auf ihre Schulter.

Es wurde Abend. Eine gelbe Flut, wie Wein, lag auf allen Gesichtern.

„Sieh mal diesen Geiger an,“ sagte Wachter mit schwerer Stimme. „Wie ich in Heidelberg studierte, verkehrte in unsrer Kneipe ein Maler, der hieß ...“ Aber er vervollständigte seinen Satz nicht. Er stand auf und ging langsam auf die bunte Gesellschaft zu. Man lächelte an mehreren

Tiſchen über den alten Graukopf, dem der wirre Schopf heute ſo ſeltſam auf dem warmen Schädel ſtand, der ſeine Erregung und Freude ſo wenig verbergen konnte.

In dieſem Augenblick kam ein deutſcher Kellner vorüber. „Franz," rief Wachter, „bringe der ganzen Korona Wein!"

Nun lächelten auch die Muſikanten, die das Wohlwollen des Alten erſt etwas ſonderbar fanden. Franz brachte eine große Zweiliterflaſche Veltliner.

„Alla Sua Salute!" riefen die Südländer und hoben vor dem Alten, der wie eine Bildſäule vor ihnen ſtand, die gefüllten Gläſer.

Er nickte ihnen wortlos zu. Eigentlich war es nur eine Bewegung in ſeinen Augen, aber die Geiger verſtanden ihn, denn die Sprache der Zuneigung braucht keine Worte.

Nur ungern riß der Alte ſich los und kehrte zu ſeinem Tiſchchen zurück. Er ließ kein Auge mehr von dem großen Geiger. Seine Augen ſchimmerten, als tage es in ſeinem vertrockneten Kopfe, als wären in einer dunklen dumpfigen Stube die Fenſter nach einer lachenden Landſchaft aufgeſtoßen.

Vom See her wehte eine Briſe unbeſchreiblich wohltuender Seefriſche um ſeine Schläfe. „Ja ... ja! ... das war damals ..." Und aus ſeinen Träumen erwachend, ſtieß er Elsbeth gutmütig an: „Trink, Kind!" Und er goß ihr von dem vollmündigen Rotwein in das feine Glas, auf deſſen Spiegel es

wie dicke rote Roſen ſchwamm. Und Elsbeth trank durſtig mit großen Zügen und ergriff ohne Aufforderung nochmals das vom Vater bereitwillig gefüllte Glas.

Bis zum Abendeſſen hielt Wachter aus. Als die Tiſchglocke rief, ſtand er ſtrack auf. Er ſchwankte nicht, er hatte ſein Leben lang nicht geſchwankt. Elsbeth wäre gern noch ſitzen geblieben, aber ſie wagte nicht zu bitten.

Nach dem Abendeſſen, das für Elsbeth endlos währte, ſtieg ſie wie im Fieber zu ihrem Zimmer hinauf. War es der ſchwere Wein, der in ihrem Blute kochte? Oben angekommen hätte ſie die leichte Bluſe von ihrem Leibe reißen mögen, ſo brannten ſie die Kleider auf der Bruſt. Sie machte Licht, aber zu Bette gehen konnte ſie nicht. Es hämmerten ihre Pulſe. Sie trat ans Fenſter. Über der Villa Serbelloni zog jenſeits des Sees der Mond herauf. Leiſe naſchten die Wellen am Strand und miſchten ihr Flüſtern mit den Geigentönen der unermüdlichen Kapelle.

Elsbeth ſetzte ſich auf das Fenſterbrett und ſah zum Himmel auf. Der See ſchien ſeine Fläche zu beleben, höher zu heben, und nach geraumer Zeit war es, als würden die Berge jenſeits, die im Schatten lagen, noch dunkler in die Sterne wachſen. Der Mond legte einen ſchimmernden Silberſchild auf die Waſſerfläche, der das ganze All erhellte.

Elsbeth ging in das Zimmer zurück und drehte das Glühlicht aus. Dann trat sie wieder an das Fenster und öffnete ihre Bluse, um die kühlende Luft auf ihren Körper strömen zu lassen. Da klang es, von der lauen Luft emporgetragen, durch die Nacht.

Finestra che lucevi ed or non luci,
Segno che Nina mia s'è ammalata.
S'affacia la sorella e sì mi dice;
La Nina tua è morta e s'è interrata.
Piangeva sempre che dormiva sola, ah!
Or dorme degli estinti in compagnia!

Hatte sie geschlafen? Wie aus einem Traum fuhr sie auf.

„Signorina!" rief da irgend jemand. Elsbeth schaute nach unten. Der Laubengang lag in tiefer Finsternis. Nur einen hellen Anzug konnte sie unterscheiden. „Signorina, signorina!" klang es schon wieder.

War das der Geiger? Er hielt eine Anzahl weißer Blätter in die Höhe...

„Le nostre cartoline!" rief er, und als ob er wähnte, nicht verstanden zu sein, setzte er in gebrochenem Deutsch hinzu: „Ansich'karte, ferr gutte, von uns. Ich darf bring'?"

„Nein, nein!" rief Elsbeth in Angst. Dabei wich sie vom Fenster zurück, um in einem aufsteigenden Gefühl mädchenhafter Bangigkeit die Tür abzuschließen. Als sie jedoch ihr Gesicht wieder dem

vom Mondlicht erleuchteten Fenſter zuwandte, erfaßte ſie eine ſchwere Lähmung. Der Italiener ſaß im Fenſterrahmen und ſagte lachend: „Eccomi!“

Er war an dem ſtarken Weinſpalier kurz entſchloſſen in die Höhe geſtiegen.

„Was tun Sie?“ rief Elsbeth, „ich rufe ... ich rufe ...“ aber ſie hätte gar nicht rufen können.

„Nicht ... Angſt ... haben,“ ſagte er beſchwichtigend und in völliger Ruhe.

„Nessuno può vederci ... nieman' kann ſehen ... Signorina ... Kein' Angſt ... sono tutto solo ... ſchöne Karte ... gutte Karte ... hier ... kein' Angſt ... nessuno può vederci ...“

Dabei hielt er ihr ein halbes Dutzend Anſichtskarten entgegen.

Elsbeth war nur in den erſten Augenblicken verblüfft und gelähmt. Der Schreck, der ſich wie Feſſeln über ſie gelegt und ihr klares Denken benommen, war bald verraucht. Einer klaren Überlegung war ſie zwar im Augenblick nicht fähig. Eines aber ſchoß ihr deutlich durch den Kopf: keinen Lärm ſchlagen, kein Licht anzünden!

Der Gedanke war ihr unerträglich, wenn man den Menſchen vom Garten aus in ihrem Fenſter ſitzen ſähe! Sie zitterte am ganzen Körper. Sie wußte nicht recht, ob ſie über die maßloſe Kühnheit des Neapolitaners erſtaunen oder über ſeine freche Aufdringlichkeit ſich ärgern ſollte. Sie ging, ohne zu wiſſen, was ſie eigentlich tat, halb aufgebracht,

halb neugierig angezogen, aber im Gefühl der Frau, die sich in ihrem Heimwesen als Herrin fühlt, mit festen Schritten auf das Fenster zu. Sie fühlte mit laut schlagendem Herzen die Kraft in sich, jeder Möglichkeit sich entgegenzusetzen.

„Was wollen Sie?“ herrschte sie ihn an.

Mit einem Lächeln, das sie augenblicklich entwaffnete, hielt der Italiener von neuem die Karten hin: „Schöne Karte, gutte Karte.“

„Geben Sie her!“ sagte Elsbeth, sich zur Ruhe zwingend, in einem äußerlich gleichgültigen Ton. Sie wollte einige Karten kaufen und dachte damit den fremden Mann auf Distanz zu halten. Sie griff mit eiskalten Händen nach den Karten. Er gab sie aber nicht aus der Hand. Elsbeth beugte sich ein wenig über die Karten und berührte, ohne daß sie wußte, wie es kam, die Stirn des Italieners, der in seiner Lebhaftigkeit sich schnell aufgerichtet hatte. Sie fuhr wie von einem elektrischen Schlag berührt in die Höhe. Er aber lachte gutmütig darüber wie über den köstlichsten Spaß der Welt: „Scusi, scusi, Signorina!“

Seine Heiterkeit ging bei diesen Worten in jene Art zurückhaltendster Förmlichkeit und weltmännischer Artigkeit über, die halb Bedauern, Anbetung und Unterwürfigkeit ist und dem Italiener so leicht jedes Herz gewinnt.

Elsbeth war ihm schon fast nicht mehr böse. Aber ihr Herz schlug bis zum Halse, als sie ziemlich

gefaßt antwortete: „Also, bitte, was kosten die Karten?“

Sie griff in die Tasche. „O Gott!“ machte sie erschrocken. Wie Feuer brannte es in ihrer Seele. Sie hatte ja das letzte größere Geldstück ihm vorhin gegeben. Diese Verlegenheit nahm ihr ganz die Fassung. In der Aufregung vergaß sie jedes Wort Italienisch, als sie sagte: „Ich habe kein Geld mehr. Ich habe vorher alles Ihnen gegeben...“

„Non c'è bisogno,“ erwiderte er lachend. Er wiederholte das Wort vier-, fünfmal, unterstützte es mit Hand- und Kopfbewegungen und setzte auch auf deutsch noch hinzu: „Is nicht nötig, schon gutt, gutt, gutt!“

Ein Augenblick Schweigen war eingetreten. Man hörte nur die Atemzüge der beiden erregten Menschen; da stieg jenseits des Sees, einen goldenen Staubfaden hinter sich lassend, eine rote Leuchtkugel aus dem Garten der Villa Serbelloni in einem leicht gekrümmten Bogen zum Himmel auf und zerteilte sich, lautlos ihren Kern öffnend, in fünf silberweiße Kometenschweife, die wie die fünf ausgestreckten Finger einer Riesenhand aus dem All nach der Erde zu greifen schienen. Einen Augenblick war der ganze Himmel hell, und Elsbeth, die Lage, in der sie sich befand, wie ein Kind vergessend, trat ans Fenster mit einem leisen Schrei der Überraschung.

Mit einer blitzartigen Bewegung benutzte der Neapolitaner diesen Augenblick. Er warf die Arme um ihren schlanken Körper und riß sie an sich. Er hielt sie, wie in einen Erzring gepreßt, rang mit ihr, so daß er fast in die Tiefe gestürzt wäre, und bedeckte der Widerstrebenden, bis sie kraft- und widerstandslos in seinen Armen lag, Mund, Stirn, Wangen, Hals und Brust mit immer erneuten Küssen.

Zu Tode erschrocken über diesen brutalen Angriff, vermochte Elsbeth nicht einmal um Hilfe zu rufen. Sie stöhnte. Er aber küßte sie immer von neuem auf den Mund. Sie suchte sich zu befreien. Er hielt aber ihre Arme so fest, daß sie sich nicht rühren konnte. Dazu ergoß sich eine rasende Flut von Liebesworten über sie hin: „...tu sei la donna più bella del mondo ... quanti sono i vezzi che possiedi ... come ardo per te ... solo per te ...“

Noch einmal zwang er ihren widerstrebenden Mund und preßte sie an sich, als wolle er das Mädchen in seinen Armen ersticken, dann sprang er, ohne das Spalier als Treppe zu benutzen, in die Tiefe und lief den dunklen Laubengang entlang, denn die Kapelle hatte mittlerweile ihr Spiel abgebrochen.

*

Wie ohnmächtig, am ganzen Körper zitternd, saß Elsbeth am Fenster. Es war ihr, als wäre die Welt über ihr zusammengestürzt und sie läge zer-

ſchlagen unter den Trümmern. Was war geſchehen? Wie lange dauerte das? War dieſe Überrumpelung eine raſende Ewigkeit oder ein Funken, wie ein Sternfall? Ein Schluchzen erſchütterte ihre Bruſt, als löſten ſich feſtvermörtelte Felſen der Sitte und Gewohnheit in ihrem Weſen los, als ſprudelten in ihr heiße Quellen, die alle Qualen ihrer ſpröden Mädchenjahre löſten ... und in all der unklaren Furcht, dem Schrecken, der Empörung, in ihrem wehrloſen Zorn über ihre Schwäche und Hilfloſigkeit erfaßte ſie doch ein ungekannter glühender Rauſch, wie ſie ihn im Leben noch nie verſpürt hatte.

Warum hatte ſie nicht Lärm geſchlagen, daß man den Frechen griff? Sollte ſie ihren Vater wecken? Warum tat ſie es nicht? Warum konnte ſie es jetzt nicht tun? Wo war ein Menſch, an den ſie ſich wenden konnte?

Sie dachte an Wendland, und von neuem quollen ihr die Tränen aus den heißen Augen. Eine tiefe Scham überkam ſie. Wie würde man den ganzen Fall beurteilen, wenn er ans Tageslicht käme?

Noch immer ſpürte ſie die Arme des Südländers um ihren Körper. Sie lief ratlos im Zimmer auf und ab. Sie wuſch ihr Geſicht, aber immer noch brannten die Küſſe des heißen Mundes auf ihren Wangen. Sie wagte kein Licht zu machen und ſtarrte ins Dunkel. Wie die Funken des Feuerwerks am Nachthimmel phosphoreſzierte es vor

ihren Blicken. Unklar ſtauten ſich die wirren Gedanken in ihrem Kopfe. Wie zerſchlagen lag ſie am Wege, von einer unerwarteten Gewalt aus der Bahn geworfen, von einer Kraft, die ſie faſt zermalmt hatte.

Wie Bewunderung und Staunen ſchlich es durch ihre Seele; ſie ſaß gebeugt, wie ein Kind vor der Allmacht ſich beugt, und wie ein glühendes Chaos flammte das Wort „Leidenſchaft“ vor ihren brennenden Augen.

Wie lange ſie am Fenſter geſeſſen, wußte ſie nicht.

Der Mond war faſt ganz über die Seebreite gerückt. Die Tränen hatten ihr Sänftigung und Heilung gebracht. Mit großen, trockenen Augen ſaß ſie noch immer am Fenſter.

Immer heller war die Nacht geworden, immer klarer ward ihr Geiſt, als habe die Klarheit der Nacht ſich ihr mitgeteilt. Alle Zweifel ſchienen von ihr gewichen.

Eigenartig beruhigt erhob ſie ſich und zündete Licht an. Entſchloſſen ſetzte ſie ſich an den Schreibtiſch und ſchrieb:

Lieber Herr Profeſſor, mein einziger Freund!

In dieſem Augenblick muß ich mich entſcheiden. Heute erſt bin ich mir klar geworden, nachdem die vergangenen acht Tage mit unſagbaren Zweifeln mich erfüllt hatten. Nur die Gewißheit gibt mir Kraft, obwohl ich mich ſehr ſchwach fühle, denn

nun weiß ich es gewiß, daß ich Ihre Frau nicht werden darf. Wohl habe ich einen schweren Kampf gekämpft, aber ich fühle mich gar nicht elend. Ich bin sogar ein wenig stolz darauf, daß ich nun den Mut zur Wahrheit habe. Ich war nahe daran, Ihnen ein Jawort zu schreiben, doch das wäre eine Unehrlichkeit und ein Unrecht gewesen. In dieser Stunde habe ich eingesehen, daß eine Heirat ohne starke Liebe eine Sünde ist, welche nie und nimmermehr zum Glück führen kann. Alles, was ich in meiner Brust für Sie hege, ist nur warme Freundschaft, aber es ist keine Liebe. Sie haben das Recht, von Ihrer Frau mehr verlangen zu können. Vielleicht könnte unser Zusammenleben in treuer Freundschaft auf lange Zeit ein recht glückliches sein. Wer aber bürgt mir dafür, daß nicht früher oder später einmal ein Mann käme, den ich von ganzer Seele lieben müßte! Sagen Sie nicht, daß ich Sie allmählich werde lieben lernen. Mir ist, als käme die Liebe nicht allmählich!

Eine Bitte aber erfüllen Sie mir: wenden Sie sich nicht zürnend von mir ab! Bleiben Sie mir ein treuer Freund! Ich kann Ihre Freundschaft nicht mehr entbehren —

Ihre Elsbeth Wachter.

Eiskalt waren ihre Hände, als sie sich erhob und, mit weiten Augen ins Leere schauend, das Licht löschte.

Wie geiſtesabweſend kleidete ſie ſich aus, ſetzte ſich auf den Bettrand mit gelöſten Haaren und blickte hinaus auf den See.

Der Mond wiegte ſein Bild in der Mitte des Waſſers. Da ertönte, im All faſt verſchwindend, ferner Geigen- und Mandolinenklang, als ſängen die flüſternden Zweige den liſpelnden Wellen leiſe Antwort.

Elsbeth lauſchte, die Hände im Schoß, mit zurückgebogenem Haupte.

Und dort, wo der Silberſchild des Mondes auf der Seefläche ſchwamm, ſteuerte ein Boot über die Flut und wurde im unſicheren Lichtſchein des ungewiß erhellten Seeſpiegels ſichtbar ... Der laue Nachtwind trug eigenartig zitternd und bittend ein Lied an ihr Ohr. Eine helle Stimme zog ins Weite:

„Alla finestra affacciati, vita di questo cuore..."

In unserem Verlage sind erschienen:

Ernst Zahn, Der Apotheker von Klein-Weltwil.

Roman. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

In dem Titelhelden zeichnet Ernst Zahn einen Mischcharakter von ganz eigenartig schillernder und anziehender Art. Von seltsam gewinnender, ja faszinierender Persönlichkeit und außerordentlich gewandtem, klug berechnendem Benehmen, versteht er es, auf die Menschen Einfluß zu gewinnen, mit einem scheinbar harmlosen Wort Triebe und Kräfte, die bis dahin schlummerten, in ihrer Seele zu wecken. Er ist der Dämon der Klein-Weltwiler, die ihn ob seines Wissens schätzen, ob seiner Suggestionskraft fürchten und sich doch dem Zauber dieses Mannes nicht entziehen können. „Der Apotheker von Klein-Weltwil" ist einer der gestaltenreichsten Romane, die der Dichter uns bisher gegeben; er wird den Leser noch lange beschäftigen, wenn er mit immer neuem Interesse das Tun des Helden, die Schicksale der übrigen Weltwiler bis zum Ende des Romans verfolgt hat.

Maria Waser, Die Geschichte der Anna Waser.

Roman aus der Wende des 17. Jahrhunderts.

Geheftet M 5.—, gebunden M 6.—

In Bern, seiner Vaterstadt, lebt der von seinen Mitbürgern viel weniger als vom Ausland geschätzte Maler Sophus Werner mit seiner Frau und seiner Tochter Sibylla. In dieses Haus bringt der Züricher Amtmann Waser seine Tochter Anna, deren ungewöhnliches Talent für die Malerei eine große Künstlerin verspricht. Farbenreich und liebenswürdig schildert die Verfasserin die Entwicklungsperiode der jungen Waserin, verwirkt mit den Stimmungen der reizvollen Gegend die der jungen Seele, die zum erstenmal auch die Liebe empfinden lernt. Das Künstlerleben der Schweiz zu Anfang des 18. Jahrhunderts wird uns außerordentlich anschaulich. Daneben aber gewährt der Roman auch fesselnde Einblicke in das patriarchalische Familienleben des Alt-Züricher Patriziats.

Bücher von Ernſt Zahn

In unſerem Verlag ſind weiter erſchienen:

Kämpfe. Erzählung. 6. Aufl. Geh. M 3.—, geb. M 4.—

Bergvolk. Novellen. 5. Aufl. Geh. M 3.50, geb. M 4.50

Erni Behaim. Roman. 10. Aufl. Geh. M 4.—, geb. M 5.—

Menſchen. Neue Erzählungen. 10. Auflage.
Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Herrgottsfäden. Roman. 16. Aufl. Geh. M 4.—, geb. M. 5.—

Schattenhalb. Drei Erzählungen. 8. Tauſend.
Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Die Clari-Marie. Roman. 17.—18. Tauſend.
Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Helden des Alltags. Ein Novellenbuch. 20.—21. Tauſend.
Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Firnwind. Neue Erzählungen. 17.—19. Tauſend.
Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Lukas Hochſtraßers Haus. Roman. 39.—41. Tauſend.
Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Vier Erzählungen aus den „Helden des Alltags". Für die Jugend ausgewählt durch den Nürnberger Jugendſchriftenausſchuß. 36.—45. Tauſend. Gebunden M —.90

Die da kommen und gehen! Ein Buch von Menſchen. 31. Tauſend. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Einſamkeit. Roman. 31.—35. Tauſend.
Geheftet M. 4.—, gebunden M 5.—

Geſammelte Werke. I. Serie. 10 Bände. Geb. M 25.—

Gedichte. 1.—5. Tauſend. Geh. M 3.—, geb. M 4.—

Die Frauen von Tannò. Roman. 26.—28. Tauſend.
Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Was das Leben zerbricht. Erzählungen.
21.—23. Tauſend. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Erzählungen aus den Bergen für die Jugend. Aus ſeinen Werken ausgewählt. Mit 6 Abbildungen.
1.—10. Tauſend. In Pappband M 1.—

Bücher von Wilhelm Schussen

Vinzenz Faulhaber. Ein Schelmenroman.

2. Auflage. Geheftet M 2.50, gebunden M 3.50

„Das ist einer, der seinen Weg machen wird. In diesem Schwaben erwächst uns, wenn wir recht sehen, ein echter Humorist. Einer, dem die Schwere des Lebens nicht den Mut zum Lächeln geraubt hat."

(Dr. Gustav Zieler im Hamburg. Correspondent)

Meine Steinauer. Eine Heimatgeschichte.

3. Auflage. Geheftet M 2.50, gebunden M 3.50

„Wie die Menschen, so schildert Schussen die Landschaft: schlicht, echt und tief. Ich freue mich, daß solche Bücher geschrieben werden, und hoffe, daß sich bald viele mit mir freuen."

(Rudolf Herzog in den Berliner Neuesten Nachrichten)

Johann Jakob Schäufeles philosophische Kuckuckseier.

Geheftet M 2.50, gebunden M 3.50

„Aus diesem Buche lächelt das Gesicht eines Menschen, der den tiefsten Sinn des Lebens erkannt hat. Aller schenkenden Liebe möchte man dies Buch in die Hand geben, damit sie segnen könne. Wer darin gelesen hat, der greift immer wieder danach."

(Richard Wenz-Enzio in der Rhein.-Westfäl. Zeitung, Essen)

Medard Rombold. Roman.

Geheftet M 3.—, gebunden M 4.—

Weit über seinen Heimatkreis hinaus hat sich Schussen, diese eigenartige und sympathische Erscheinung der schwäbischen Literatur, einen Namen gemacht. Mit seinem neuen Roman Medard Rombold beweist Schussen aufs neue, daß er ein echter Dichter und Schriftkünstler, denn dieser Roman ist ein Kabinettstück an Gestaltungskunst von Charakteren und Zeichnung schwäbischer Landschaftsbilder.

Heimwärts. Gedichte.

Gebunden M. 3.—

In diesen eigenartig verträumten Gedichten zeigt sich eine starke Persönlichkeit, ein Lyriker seltener Art. Innig und ehrlich empfunden, zwingen diese Gedichte zum Mit- und Nachempfinden; frei von jeder krankhaften Sentimentalität, neigen sie zu einer ernsten Lebensauffassung. Dieser Gedichtband wird lebhaftes Interesse erwecken und dem Dichter viele neue Freunde zuführen.

Princeton University Library
32101 067519387

This Book is Due

OCT 21 1925

OCT - 5 1930